<36614269310011

Dr. Ernst Borkowsky.

Die Geschichte der Stadt Naumburg an der Saale.

Stuttgart. * Hobbing & Büchle. * 1897.

Deutsches Land und Leben

in Einzelschilderungen.

Den vorstehenden Titel wird ein neues Unternehmen unseres Verlags führen, das bestimmt ist, die bisherigen mannigfaltigen und eingehenden Ergebnisse der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde zum Gemeingut aller gebildeten und an dem Entwicklungsgange ihrer engeren und weiteren Heimat teilnehmenden Leser zu machen.

In selbständig abgeschlossenen, einen mäßigen Umfang (von ca. 200, bezw. 300 Seiten) nicht überschreitenden, gut ausgestatteten Bänden sollen die einzelnen Landschaften des deutschen Vaterlandes nach ihrer allgemeinen, natürlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwickelung bis zur Gegenwart in Bild und Wort dargestellt werden. Es soll darin also jede Seite des wirtschaftlichen und geistigen Lebens zu ihrem Rechte kommen, sodaß vor dem Leser ein der Wirklichkeit entsprechendes, anschauliches Bild sowohl der engeren Heimat, als auch im Verfolg des Unternehmens des deutschen Vaterlandes überhaupt entstehen wird.

Neben den Einzelbeschreibungen der **Landschaften** einhergehen sollen Abrisse der Geschichte der historisch merkwürdigsten und für die Geschichte des Reichs oder die Entwickelung einer Landschaft besonders wichtigen **Städte.**

Wir sind der Zuversicht, daß dieses unser Unternehmen wegen seines Zwecks: die Kunde deutschen Landes, deutschen Lebens und der verschiedenartigen heimischen Verhältnisse sowohl in der Vergangenheit wie in der Gegenwart zu vermitteln und auf dieser Grundlage der Wertschätzung der verschiedenen Volksstämme unter einander sicheren Halt zu geben, allenthalben Freunde und Förderer finden wird.

Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.

Die Geschichte der Stadt

Naumburg an der Saale.

Die Geschichte der Stadt

Naumburg an der Saale.



Von

Dr. Ernst Borkowsky.

Mit 14 Abbildungen hervorragender Kunst- und Baudenkmäler,
3 Stadtansichten und einer Siegeltafel.

Stuttgart
Hobbing & Büchle
1897.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Die neuere Geschichtsschreibung der Stadt Naumburg beginnt mit K. P. Lepsius. Seine unvollendet gebliebene Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg, bis zum Jahre 1304 reichend, erschien 1846, und seine kleinen lokalhistorischen Schriften wurden 1854 und 1855 in drei Bänden aus seinem Nachlaß herausgegeben. Seitdem ist noch mancher gute Schritt vorwärts gethan in der kritischen Erforschung der Heimatskunde. Die Archive des Rats und des Domkapitels sind von sachkundiger Hand geordnet. Die Chronik Paul Langes, die Annalen Krottenschmidts und die Annalen Sixtus Brauns sind durch die Ausgaben Kösters der bequemsten Benutzung zugänglich gemacht (1891, 1891, 1892). Von den mannigfachen geschichtlichen Arbeiten, die unsere Kenntnis über dieses oder jenes Kapitel der Naumburger Vergangenheit erweitert haben, mögen hier nur erwähnt sein die annalistischen Mitteilungen Opels über die Zeit des schmalkaldischen und des dreißigjährigen Krieges (Neue Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, IX und XIII), die Sammlung Naumburger Inschriften von Mitzschke und desselben Verfassers Schrift „Martin Luther, Naumburg a. d. S. und die Reformation", Jansens Biographie des Bischofs Julius von Pflug (Neue Mitt. X), Lüttichs Abhandlung über die Lage und Geschichte von acht Mühlen

bei Naumburg (Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen, V) und schließlich Schöppes lokalhistorische Untersuchungen und urkundliche Notizen, die in den letzten Jahrgängen des Naumburger Kreisblatts zerstreut sind. Auch die Bildwerke unseres Doms haben durch August Schmarsows Publikation eine erneute Würdigung erfahren.

Die vorliegende Arbeit versucht nun zum ersten Male eine zusammenhängende Darstellung der Naumburger Stadtgeschichte zu geben. Sie ist das Ergebnis eingehender Studien, die den Verfasser seit mehreren Jahren beschäftigt haben. Außer dem äußerst umfangreichen, allgemeiner zugänglichen Material durfte diese Geschichte aus einer Anzahl bisher unbenutzter Quellen schöpfen, die sich namentlich in dem Archiv des Rats und in den Akten der Kramerinnung darboten.

Auf die Angabe der Belegstellen mußte hier verzichtet werden. Wer einen Überblick über die Geschichtsquellen der Stadt Naumburg gewinnen will, findet die Litteratur übersichtlich zusammengestellt in Philipps Geschichte des Stifts Naumburg und Zeitz (1800), in Lepsius' Geschichte der Bischöfe (1846) und in Walther Schultzes Geschichtsquellen der Provinz Sachsen im Mittelalter und in der Reformationszeit (1893).

Den Herren, die für den bildlichen Schmuck dieses Buches ihre Originalaufnahmen zur Verfügung stellten, Herrn Photograph König, Herrn Photograph Becker und Herrn Bauinspektor Polack, sei auch hier ein freundlicher Dank ausgesprochen.

Naumburg a. d. Saale.

Dr. E. Borkowsky.

Inhalt.



Naumburger Stadtsiegel.

Nach der Aufnahme von C. Becker in Naumburg a. S.

ecretum civitatis nümbürgenn. 1510.
Herzog Wenzel mit Stiftswappenschild.
Durchmesser: 45 Millimeter.

Sigillum juditii Naumburgensis anno 1560.
Stadtgerichtssiegel.
Christus als Weltrichter mit Stiftswappenschild.
Durchmesser: 45 Millimeter.

Sigillum Burgensium de Nuenburc.
Christus, die Apostel Petrus und Paulus segnend.
Ältestes, vermutlich ursprüngliches Siegel der Stadt aus dem 13. Jahrhundert.
Durchmesser: 80 Millimeter.

Secretum civitat. Numb.
Herzog Wenzel mit Stiftswappenschild.
Durchmesser: 38 Millimeter.

Secretum Neumburg.
Herzog Wenzel mit Stiftswappenschild.
Durchmesser: 36 Millimeter.

---

*

Verzeichnis der Abbildungen.

Wer auf dem Höhenrande steht, der die Stadt Naumburg überragt, läßt seinen Blick über zwei Flußthäler dahingleiten. Drüben im Unstrutgebiet stößt die flüchtige Erinnerung, die tastend in die dunkle Vorzeit zurückstreift, überall auf tiefgegrabene historische Spuren; die Namen Burgscheidungen und Memleben und Riade setzen die Phantasie sofort auf festen Boden. Weniger markant sind die Züge, die jene fernen Tage hier dem Saaleufer aufgeprägt haben. Keine volltönende Begebenheit, kein leuchtender Name bis zum Beginne des elften Jahrhunderts. Aber mit grimmem Ernst und in zäher, stiller Mannesarbeit hat sich da eine Kulturaufgabe erfüllt, eine der größten, die das Mittelalter kennt: das blutige Enteignungsverfahren des Germanentums gegen das Slaventum. Das war es, was hier unten dem Landstrich am Saalefluß seinen Entwicklungsgang vorgezeichnet und zugleich seine Bedeutung für das gesamte Deutschland begründet hat. Zu jener alten Sturm- und Drangperiode wandern wir zurück, um uns in der Vorgeschichte der umgebenden Landschaft mit dem Boden vertraut zu machen, dem unsere Stadt entsprossen ist.

Als an der Unstrut drüben im Verzweiflungskampfe um Burgscheidungen das alte Thüringer Königreich im Jahre 531 unter der Wucht des fränkischen Ansturmes zusammenbrach, fiel der Damm, der seit der Völkerwanderung dort die gierigen Wogen des Slaventums gestaut hatte. Die Sorben und Daleminzier schoben ihre Grenzmarken von der Elbe westwärts zur Saale. Auch diesen Fluß haben sie nicht stets als Völkerscheide respektiert; wiederholt sind sie verheerend in die

linksſaaliſchen Gefilde gefallen, bis ſie im Jahre 766 Pipin, der Frankenkönig, nicht weit von unſerer Stadt bei Wettaburg zurückwarf. Aber noch zwei Jahrhunderte lang wogte der erbitterte Streit der Nationen hin und her, tränkte jeden Schritt im Thüringerland mit Slaven- und Germanenblut. Seit die Liudolfinger die Führerſchaft den fränkiſchen und thüringiſchen Dynaſten entwunden hatten und den Schutz des Grenzgebiets in ihre kräftige Hand nahmen, trat der Landſtrich in die regſte Beziehung zum Herzogtum Sachſen. Die Sachſenkaiſer haben oft den Fuß in dieſe Gegend hier geſetzt; drüben in Memleben traf den Sieger vom Ried der Tod, und in derſelben Unſtrutpfalz verſchied auch ſein großer Sohn Otto I. Hatte jener mit deutſcher Wehr und Waffe die ſlaviſche Raubluſt gebändigt, ſo ward durch Gero, Ottos Markgrafen, eine feſte Botmäßigkeit begründet, die Militärgrenze mit der brutalen Rückſichtsloſigkeit jener ungeſtümen Zeiten von der Saale zur Elbe und weit über die Elbe hinaus nach Oſten vorgerückt. Koloniſten und Mönche trugen von nun an Chriſtentum und germaniſche Kultur ins Slavenland. Schon begann der Bau des Magdeburger Doms, und Havelberg und Brandenburg waren zu ſelbſtändigen ſlaviſchen Bistümern erhoben.

Als der Markgraf Gero zu Gernrode in der ſchönen Kirche, die er geſtiftet, ſeine Ruhe fand (965), zerſchnitt Kaiſer Otto das weite Gebiet, über das jener als dux et marchio gewaltet hatte, in drei Teile. Das nördliche Stück, die Nordmark geheißen, iſt das Stammland des preußiſchen Staates geworden; im ſüdlichen Streifen, der Mark Thüringen, wachſen die Wurzeln des Königreichs Sachſen. Dieſe thüringiſche Mark mußte ſich zunächſt noch eine Dreiteilung gefallen laſſen. Ein Graf Wicbert erhielt die Merſeburger Mark, ein Graf Wigger die Zeitzer Mark und ein Graf Günther die Mark Meißen. Bald wurden dieſe drei Marken auch mit geiſtlicher Fürſorge bedacht. Am Weihnachtstage des Jahres 968 ordinierte der Erzbiſchof Adalbert von Magdeburg als Metropolitan drei neue Diözeſanbiſchöfe, Boſo von Merſeburg, Hugo von Zeitz und Burchard von Meißen.

Da der Sitz des Zeitzer Stifts ſpäter nach Naumburg verlegt wurde, ſo intereſſiert es uns hier, die Grenzen ſeines Sprengels zu beſtimmen. Im Weſten grenzte er an den Mainzer Bezirk; die Grenze

begann hier am Frankenwald und zog sich, indem sie von Kahla dem Saalefluß folgte, bis zur Unstrutmündung. Von da ab bis unterhalb von Weißenfels berührte sie die Halberstädter Diözese. Dann führte die Grenzlinie südöstlich bis Altpenig an dem Merseburger und von da aus jenseits der Mulde weiter südöstlich bis zum Erzgebirge an dem Meißnischen Sprengel entlang. Die Südlinie traf mit den Prager, Regensburger und Bamberger Diözesangrenzen zusammen. Im Gebiet des Bistums lagen die Gaue Zwikowe, Plisni, Puonzowa, Tuchurini, Weitaha, Strupenice, Brisingove, Geraha und Sarowe.

Die drei Markgrafschaften hatten nicht denselben festen Bestand wie die gleichnamigen thüringischen Bistümer. In Merseburg und Zeitz finden wir nach Wicbert und Wigger keine Nachfolger mehr genannt. Ihre Verwaltungsbezirke büßten bald die Sonderstellung ein und wurden zum größten Teil mit der Mark Meißen vereint, die im Jahre 985 die Kaiserin Theophano auf Ekkehard, den Sohn Günthers, übertrug. Ihm und seinem Geschlecht fiel damit auch die Stiftsvogtei zu.

Die Geschichte des Ekkehardischen Hauses, dem Naumburg sein Entstehen verdankt, muß uns hier näher beschäftigen. Dem Dorfe Klein- oder Deutschjena gegenüber liegt am linken Ufer der Unstrut, da wo sich der Fluß in die Saale ergießen will, das Dorf Großjena, einst Wendischen-Jena genannt; es ist die Heimat der Ekkehardiner. Zahlreiche Urnentrümmer, die mit Knochenüberresten und bronzenen und eisernen Armringen, mit Fibeln und Waffenteilen hier zu Tage gefördert wurden, dazu ganze Skelette, die man aus dem „Totenhügel" grub, sind Zeugen weit zurückliegender Zeit. An der Stelle einer alten slavischen Siedlung erhob sich dann hier im zehnten Jahrhundert die Stammburg des Ekkehardischen Grafenhauses, dort wo ein Hügel noch heute den Namen Hausberg trägt. Ein Kloster daneben, das noch 1021 urkundlich erwähnt wird, diente schon mehreren Generationen der Familie als Erbbegräbnis. Und an die Feste lehnte sich ein Marktflecken, um die Rupertskirche erbaut und mit städtischem Recht begabt, dem rührige Einwohner zu einer flüchtigen Blüte verhalfen. Im Anfang des elften Jahrhunderts ist das alles verödet, Stadt und Burg und Kloster; Handel und Wandel sind der begünstigten Nachbarstadt

zugezogen. Um den Herrensitz Großjena lagen die weiten Eigengüter des reichen Geschlechts; auch der Platz, wo heute die Türme Naumburgs stehen, gehörte in den Kreis ihrer Besitzungen. Das Fuldaer Nekrologium verzeichnet als ältesten Sprossen der Dynastie den Grafen Eggihard, der 871 starb. Ein Graf Gunteri starb 925 und ein anderer Graf Eggihard 954. Markgraf Günther, dem Otto I. im Jahre 965 die Mark Meißen verlieh, fiel, nachdem er Ottos II. Gunst zeitweise verscherzt und seine Mark für immer verloren hatte, doch für seinen kaiserlichen Herrn kämpfend in jener unglückseligen Schlacht bei Kotrone an Kalabriens Küste, „wo vom Schwerte getroffen, die purpurne Blüte des Vaterlands sank, die Zier des blonden Germaniens.“ Aber das Geschick ließ seinen Sohn dem Blutbade entrinnen und sparte ihn zu größeren Thaten auf: es ist Ekkehard, den wir den Ersten nennen. Er kehrte nach Deutschland zurück und hielt sich mit Treuen zur kaiserlichen Partei, so daß die Kaiserin Theophano ihm 985 die väterliche Mark Meißen, um den Bezirk Merseburg und Zeitz vermehrt, verlieh. Der Ruhm glänzender Waffenthaten, die seine Jugend- und Manneszeit erfüllen, seine Ehe mit Swanhilde, Hermann Billungs Tochter, die ihm einflußreiche Familienallianzen bot, die dauernde Gunst des Hofes, die ihm aus seiner unerschütterten Kaisertreue erwuchs — das alles griff ineinander, um ihn zu einer der strahlendsten und anziehendsten Erscheinungen jener Zeit zu machen. Als Jüngling begleitet er Otto II. auf seinem Romzuge und streitet mit ihm gegen die Sarazenen; die Slaven läßt er als thüringischer Markgraf immer aufs neue die Kraft seines Armes fühlen; er zwingt den Böhmenherzog Boleslaw in ein Lehnsverhältnis, verpflichtet sich den Herzog von Polen zur Freundschaft und führt wiederholt den verjagten Prager Bischof mit Waffengewalt auf seinen Sitz zurück. Selbst vor Brandenburg finden wir ihn 993 auf einer Kriegsfahrt; und dann zieht er im Jahre 998 abermals über die Alpen mit Otto III., erstürmt mit gewaltigen Maschinen und Leitern die Engelsburg und nimmt des Kaisers Widersacher Kreszentius gefangen. Ekkehards Prinzipat, auf weit ausgedehntes Eigengut und Lehen gestützt, suchte auch in einem bezeichnenden Titel seinen Ausdruck, und Thietmar von Merseburg berichtet, daß der Markgraf durch die gemeinsame Wahl des Volkes, nicht durch kaiser-

liche Übertragung das Herzogtum von ganz Thüringen erworben habe. Schon früher waren die Keime zum Entstehen eines selbständigen thüringischen Herzogtums vorhanden gewesen, aber keinem der einheimischen Geschlechter war es gelungen, sich im Besitz der herrschenden Stellung zu behaupten. Dann hatte das Land auf eine politische Sonderentwicklung Verzicht gethan und an das sächsische Herzogtum sein Geschick angeschlossen. So stark war dies Gefühl der Angliederung an das größere Nachbarreich gewachsen, daß nur Ekkehards mächtige Persönlichkeit es jetzt für die Dauer seines Lebens zum Schweigen bringen konnte. Dem ehrgeizigen Trachten des Volksherzogs war noch nicht genüge geschehen; die Kaiserkrone selbst ward ihm zum Ziel seiner Wünsche. Als 1002 der letzte vom Mannesstamm der Ottonen sein frühes Ende fand und das Wahlrecht der Deutschen wieder zur Geltung gelangte, schien Ekkehard, auf der Höhe rüstiger Manneskraft stehend, vor allen berufen, das Kaisertum mit neuem Glanz zu erfüllen. Aber seine lachenden Aussichten trübten sich, je leuchtender das Gestirn Heinrichs von Bayern aufging. Auf hochgespannte Erwartungen folgte schroffe Enttäuschung, und von einem Ausflug ins Reich, wo zu Hildesheim ihn Bischof Bernward schon mit königlichen Ehren begrüßt hatte, mußte er gebrochen nach Thüringen zurückkehren, ein verlorener Mann. Unterwegs im Harzkloster Pöhlde überfielen ihn die Söhne des Grafen Siegfried von Nordheim aus persönlichen Beweggründen und vielleicht im Einverständnis mit dem Bayernherzog. Zur Nachtzeit war es, da drangen die Mörder ins Gemach des Schlafenden; von ihrem Lärm aufgescheucht, sprang er empor und warf seine Kleider in die verlöschende Glut des Kamins, um bei der aufschlagenden Flamme deutlicher die Angreifer zu erblicken. Das erleichterte den Gegnern den Angriff. Von ihrer Übermacht umzingelt, kämpft der Markgraf mit verzweifeltem Mut, bis ein feiger Lanzenstoß den Gewaltigen zu Boden streckt. Die Verräter hieben dem Toten das Haupt ab und plünderten den Leichnam. Das alles geschah am 30. April 1002.

Selbst Thietmar von Merseburg, der nicht in allen Dingen sein Freund war, preist den Gestorbenen als eine Zierde des Reichs und eine Stütze des Vaterlands. Ein Zug der Großartigkeit hebt Ekkehards I. ganze Erscheinung weit über seine Zeitgenossen hinaus, und

gerne weilt die Betrachtung bei der hochfliegenden Kühnheit und dem stolzen Selbstbewußtsein des seltenen Mannes. Trauernd brachte die Witwe mit ihrem ältesten Sohne Hermann die Gebeine des Markgrafen nach der Erbgruft zu Großjena; von dort wurden sie mehrere Jahre später nach Naumburg getragen. Kein Denkmal von Stein hat uns Ekkehards Züge bewahrt; wer aber im Westchor des Naumburger Domes vor den Gestalten seiner zwei stattlichen Söhne steht, sucht in ihren lebensvollen Zügen das ernste Bild des größeren Vaters. Auf die Oberleitung der thüringischen Politik haben seine Sprossen Hermann und Ekkehard II. keinen Anspruch mehr erhoben; nicht einmal im ungestörten Besitz der meißnischen Markgrafschaft vermochten sie zu bleiben.

Es liegt ein lockender Reiz in dem Streben die Uranfänge einer Stadt an den Namen eines strahlenden Heros zu knüpfen. So galt Ekkehard I. als Gründer der Stadt Naumburg, und die Einbildung spielte mit dem Gedanken, wie der Held hier seine Burg erstehen läßt, wie er die Hofstatt dann zu einem glänzenden Herrschersitz erheben will, und wie er seiner weltlichen Schöpfung die Erbauung der ältesten Stiftskirche und des Georgenklosters zugesellt. Die urkundlichen und chronistischen Zeugnisse wissen nichts davon.

Wie einst an der Donau und am Rhein der Gürtel der Römerkastelle entstand, so erwuchs am felsigen Saaleufer, als im achten, neunten und zehnten Jahrhundert der Fluß die germanische Operationsbasis im Slavenkampfe war, eine festgeschirmte Grenzhut, die langsam Burg an Burg und Stadt an Stadt reihte. Da tauchen auf Ziegenrück, Saalfeld, Rudolstadt, Kahla, Dornburg, Großjena, Weißenfels, Merseburg, Giebichenstein, Halle, Wettin, Nienburg, Bernburg, Kalbe und andere mehr; Naumburgs Name findet sich nicht darunter.

Die Hoffnung in dem Reiseberichte des Juden Ibrahim Ibn Jaqub aus dem Jahre 965 (973) eine Spur der Stadt zu finden ist auch verflogen. Der Reisende erwähnt Nubgrad, eine Burg von Stein und Mörtel am Saalefluß, aber die Einreihung in die anderen Stationen seines Itinerars macht es wahrscheinlich, daß unter der slavisierten Wortform nicht Naumburg sondern Nienburg an der Saale gemeint ist.

Auf die Zeit der gewaltsamen Okkupation folgte die Periode der germanischen Kolonisation. Mit dem Schwerte trugen jetzt die deutschen

Ansiedler auch Spaten und Kreuz in die slavischen Gefilde. Und der Slave wich langsam im blutigen Ringen oder fügte sich klug ins Joch. Der eiserne deutsche Pflug verdrängte den leichten hölzernen Haken, mit dem der wendische Bauer seine Furchen zog, das deutsche Beil rodete im Sorbenwald. Aber selbst nachdem die Ottonen längst durch die Einrichtung bischöflicher und markgräflicher Verwaltungsbezirke das rechtssaalische Gebiet sich völlig zu eigen gemacht hatten, bildeten auch in unserer Gegend die slavischen Elemente doch immer noch den Hauptbestandteil der ländlichen Bevölkerung. Das Saalethal war bis über Kösen hinaus voll von wendisch-sorbischen Ortschaften. In dem trockenen Kies- und Kalkboden der hohen Uferränder bestattete das Volk seine Toten, daß die Ruhe der Grabstätten nicht durch die jährlichen Überschwemmungen gefährdet würde. Urnen und Gebeine, eiserne Waffen und Gerätschaften, die auf dem Käppelberge bei Pforta, auf dem Galgen- und Rechenberge bei Kösen und auf dem Rudelsburgberge gefunden wurden, deuten teilweise auf slavischen Ursprung hin und lassen vermuten, daß hier überall die Friedhöfe wendischer Bauern waren. Von den Ansiedlungen selbst sind viele verschwunden; nichts erinnert mehr an sie als ihre Namen, welche altsorbischen Ursprungs sind und sehr zahlreich in den Urkunden des zehnten und elften Jahrhunderts erscheinen. Den Saalhäusern gegenüber auf dem rechten Ufer lag einst Lochewice, auf dem linken bei der Almricher Brücke Thesnisc und Thuswizc und weiter stromabwärts Rostevice. Die sind heute Wüstungen, während Kösen, Jena, Kukulau, Boblas, Neidschütz, Scheiplitz, Schellsitz, Grochlitz, Nißmitz, Punkewitz und andere auf-itz und -witz ihre Existenz gerettet haben. Auch der erste dürftige Anbau der Fluren, auf denen später unsere Stadt erblühte, rührt von Slavenhand her. In den Straßenbezeichnungen Wendenplan und Thainburg (vergl. den Tein in Prag) glauben wir noch jetzt einen Klang aus jenen alten Tagen zu hören. Da standen die slavischen Hütten vor der Hochflut geschützt. Die Saale floß damals wohl noch dicht am Fuße des Georgenberges und der Spechsartshöhe entlang, und der Wende liebte die behagliche und beschauliche Thätigkeit des Fischens mehr als die mühsame Art aus dem Ackerboden seine tägliche Nahrung zu ziehen.

Längst war der alte hermundurische Salzfluß keine streitumtobte Völkerscheide mehr, friedlich verquickte sich an seinen Ufern Germanenblut mit Slavenblut. Nur jenseits der Elbe schlug aus der fast erloschenen Glut die Lohe noch einmal himmelan und stellte alles in Frage, was seit der Ottonenzeit dort mühsam erstritten war. Das war seit dem Tode Ekkehards I., als an die Spitze der slavischen Reaktion der Polenherzog Boleslaw Chrobry aus dem Piastengeschlecht trat. Bisher Vasall des Kaiserreichs, rüttelte der glorreiche Held der volkstümlichen Sage und kirchlichen Legende an den Klammern der lästigen deutschen Zwingherrschaft. Und strahlend ging sein Geschick auf. Er fiel über die Ostmarken und namentlich über das Meißnerland, die Stadt Meißen selbst öffnete ihm die Thore, die Böhmen riefen ihn zu ihrem Herzog aus, und bis an die Elster lagen die polnischen Garnisonen. Da galt sein Wort vom baltischen Meere bis zur Adria, von der Elbe und Elster bis zur Wolga und zum Dniepr; und bei Sankt Peter warb er für seine panslavische Machtstellung um die Königskrone. Fünfzehn lange Jahre hindurch hat Kaiser Heinrich II. mit geringem Erfolge gegen ihn gestritten, bis der Friede von Bautzen (1018) dem Ringen ein vorläufiges Ziel setzte. Die Lausitzen blieben dem Polenherzog als deutsche Lehen überlassen, die kühne Idee einer deutschen Universalherrschaft über den Osten war grausam zerrissen. Vier Tage nach dem Friedensfeste heiratete Boleslaw Oda, eine Tochter Ekkehards I.

Die Ekkehardiner, in denen nichts von dem ungestümen Geiste ihres großen Vaters flackerte, waren schon vorher dem polnischen Fürstenhause näher getreten, als Markgraf Hermann 1003 die Tochter des Herzogs Relegindis gefreit hatte. Ein Grund mehr, daß jene Kämpfe, die um des Reiches Interessen gingen, den Brüdern ferner lagen als persönliche Besitzstreitigkeiten mit anderen sächsischen Dynasten, besonders mit ihrem Oheim Gunzelin, dem nach dem Tode ihres Vaters die Mark Meißen vom Kaiser übertragen war. Die Liegenschaften Hermanns und Ekkehards II. waren weit durchs Thüringerland zerstreut und zerbröckelt. Die Grafschaften im Gau Chutizi, Ginnaha, im Hassegau, Wetagau und in Zurba gehörten dazu, Weißenfels und Güter im Gau Spiliberg trugen sie vom Reiche zu Lehen; aber der Hauptkomplex ihrer reichen Allodien und Benefizien erstreckte sich an der mittleren

Saale und an der unteren Unstrut. Gerade über diesen Boden waren die Streithändel mit jenem Oheim Gunzelin von Meißen vernichtend dahingebraust. An der Saale hatten damals die Brüder ihrem Feinde ein reiches und starkes Kastell gebrochen. Sie blieben Sieger. Im Jahre 1010 schlichtete unter des Kaisers Vorsitz ein Fürstengericht zu Merseburg die wilde Familienfehde, setzte den Markgrafen Gunzelin in Haft und sprach die Markgrafschaft dem Grafen Hermann zu. So fiel endlich der Hauptbesitz des Vaters an den Sohn zurück. Ward nun gleich Meißen wieder Residenz und Zentrum der Ekkehardiner, so hatten doch die Kriegsläufte das Bedürfnis nahe gelegt, auch den alten Familienbesitz an der Saale in eine straffere Hand zu nehmen und jetzt durch die Anlage fester Plätze die militärische Sicherheit dieser Ländereien zu erhöhen. Und dann bewog zu diesem Befestigungssystem noch ein anderer Grund. In den Grenzmarken hatte sich mit der Kolonisation zugleich ein reger Tauschhandel entwickelt; unternehmend zog der Kaufmann mit seinen Waren dem Slavengebiet zu, ein Straßennetz überspannte weithin das Neuland, dessen Fäden allmählich eine feste Richtung gewannen. So zur Hut des Ekkehardischen Eigengutes und zum Schirm des friedlichen Verkehrs entsprang damals, um das Jahr 1010, hier im östlichen Thüringen eine neue Gruppe von Burgen am rechten Saaleufer und gesellte sich den älteren Festen zu, die einst durch die Aufgabe der nationalen Grenzverteidigung zum Leben gerufen waren. Mit ihren reindeutschen Namen schoben sich die Saalecksburg und die Rudelsburg, die Altenburg über Almrich und weiter saaleabwärts die Schönburg in das Geflecht der umliegenden slavischen Siedlungen ein.

Und damals wurde auch Naumburg geboren.

Mit der bisherigen Hofstatt der Ekkehardiner zu Großjena teilte die neue Burg den Vorteil, daß sie inmitten der größten Allodialgütermasse des Geschlechts lag; aber einen entschiedenen Vorrang vor jener besaß sie durch ihre günstigere Verkehrslage am rechten Saaleufer, an einer Stelle, die zum Treffpunkt zweier belebter alter Heerstraßen prädestiniert war, einer thüringischen und einer fränkischen.

Doch nicht mit einem leichten Zauberwort sprang die neue Schöpfung ans Licht, aus einer Reihe weltlicher und geistlicher An=

lagen, die allmählich zur Einheit verschmolzen, ist das heutige Naumburg erwachsen. Wenn wir jetzt versuchen, die Fundamente der Stadtgeschichte zu rekonstruieren, so haben diese Versuche nur den Wert der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit; aus dem Dämmerungsdunkel hinaus zum hellen Tageslicht der historischen Wirklichkeit leitet uns erst das Jahr 1028. Da erst wird die Feste urkundlich genannt, Nuemburg, locus munitus. Der Zusatz bezeichnet nichts als einen Ort, den Wall und Mauer und Graben von einer offenen Ansiedlung unterschieden, läßt keinen Schluß auf den Umfang der festen Stätte, ihren Rang oder auf die Art ihrer Bevölkerung ziehen. Und selbst der Name Naumburg, Neue Burg, ist ein gestaltloser; jeder persönlichen Eigenart entbehrend, deutet er nur an, daß die Erbauer der Burg ihn wählten, um diese als Neugründung von einer anderen in derselben Gegend gelegenen Besitzung des Geschlechts abzuheben. War diese ältere Feste die zu Großjena oder, was fast ansprechender klingt, das Kastell Altenburg?

Denn wie Großjena hat auch das Dorf Altenburg (Almrich) einst vollen Anspruch auf eine reichere und mächtigere Entwicklung erhoben. Wahrscheinlich nur geringe Zeit vor Naumburgs Geburt erstand auf dem Hügel, der noch vor fünfzig Jahren Burgscheitel genannt wurde, eine Burg und schirmte den Ort zu ihren Füßen an der Erfurter Straße, die unten auf der Furt die Saale überschritt. Und diese aufblühende Handelsstation, die noch 1194 urkundlich Stadt (urbs) genannt wurde, umringten Wall und Graben. Aber frühe schon, vor 1140, waren die Befestigungen und die Citadelle gebrochen; die Stadtgemeinde verblaßte zu einer dörferlichen Genossenschaft, und in Naumburgs Interesse lag es, daß der zerschmetterte Ort nie wieder zum vollen Leben genas.

Die Neue Burg stand dort, wo heute das Oberlandesgerichtsgebäude westwärts ins Thal hinuntersieht. Der Rand der Höhe, der die Feste trug, erhebt sich 25 Meter über die Ebene. Eine weite Fernsicht voll landschaftlichen Reizes thut sich dort oben auf. Der Blick beherrscht das fruchtbare Gartenland der Saaleniederung aufwärts bis zur Almricher Furt, schweift zu dem alten Heerweg, der von der Flemminger Höhe zur Stadt herabsteigt, und schwingt sich zur Unstrutmündung hinüber, wo einst der Großjenaer Wartturm ragte.

Damals, vor neunhundert Jahren, gewahrte das Auge, das der Späher von der Burghöhe in die Runde gehen ließ, noch überall rings die Hügel und und auch die Niederung von dichtem Laubwald überschattet; es war des Kaisers Domäne, was er da sah, vom Buchholz hinab bis zu den Wipfeln in der Aue, unter denen die Saale breit und behäbig dahinfloß. Den Fuß des Burgberges umspülte im Süden und im Westen die Mausa, heute ein spärliches kanalisiertes Rinnsal, einst mit stärkerem Wasserschwall dahinfließend und wohl geeignet, das Mühlrad zu treiben. Im Osten umgrenzte die heutige Georgenstraße die äußere Feste, und die Nordseite der Verteidigungslinie erreichte den Platz vor dem Gasthof zum schwarzen Adler; hier giebt eine Schluchtung im Höhenrande noch wahrnehmbar die Scheidegrenze an.

Zu derselben Zeit, da unter Hermanns und Ekkehards II. Leitung der erste Karst hier ins Erdreich schlug, hatte die Burgenbautechnik des deutschen Binnenlandes eine wichtige Umwandlung erlebt; von dem altgermanischen Befestigungsbrauch der Wallbauten war sie gerade zum Steinbau fortgeschritten. Die natürlichen Verteidigungsmittel, die der Hügel bot, wurden verstärkt durch Abschroffung der sanfteren Abhänge; und wo die Natur den Zugang bequemer geschaffen hatte, furchte bald ein Graben das Gelände. Auf dem scharf umrandeten Plateau wuchsen dann die Ringmauern, die trotzig der Bergfried überragte. Außer der gewöhnlichen Quadernbauart findet man bei den Burgbauten des elften Jahrhunderts die Anwendung eines Gußwerkgemäuers. Da weisen die Wände eine nach innen und außen sorgfältig gearbeitete Bekleidung aus gehauenen Quadersteinen auf, während der Kern zwischen den Mänteln aus einer geschichteten Bruchsteinfüllung besteht, die durch Aufgießen von Kalk und Sand zu einer durchaus unzerstörbaren Masse gebildet ward; sie steht in ihrer alten Festigkeit noch heute da, wenn selbst die Steinbekleidung längst weggebrochen ist. Die Trümmer der äußersten östlichen Rudelsburgbefestigung zeigen, wie die Werkleute jener Tage mit ihrer den Römern entlehnten Kunstfertigkeit mauerten. Ein auf solche Art erbauter Turm mit starkem Palas und einigen Kemenaten daneben, das Ganze umschlossen von Mauern und Gräben, und alles nur für den nächstliegenden Zweck der Verteidigung und nicht für die Aufnahme eines fürstlichen Hofhaltes berechnet — so stellt sich uns das

Bild der alten Naumburg dar. Erst das steigende Bedürfnis späterer anspruchsvollerer Zeiten hat überall jene prunkvollen Burgenbauten entstehen lassen, in deren Ruinen schwärmende Erinnerung so gern ein Stück romantischen Mittelalters bewundert. Kein Steingefüge redet hier zu uns heute ein Zeugnis aus alten Tagen.

Bei der Verlegung des Bischofssitzes von Zeitz nach Naumburg ging die Ekkehardinerburg in geistlichen Besitz über; ihrem neuen Zweck entsprechend umgestaltet, diente sie dem Bischof als Residenz. Nicht lange, denn aus dem wenig wohnlichen Rittersitz zog es den Kirchenfürsten bald zu seinem komfortablen und behaglichen Heim nach Zeitz zurück. Da nahm die Burg den Dompropst auf, und unter dem Namen Dompropstei finden wir sie noch auf den Stadtansichten des vorigen Jahrhunderts. Wir besitzen zwei Kupferstiche aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts; der eine, ziemlich bekannt, ist von Matthäus Merian, sauber und minutiös; der andere sehr seltene, in der flotteren Manier seines Schülers Wenzel Hollar gehalten, ist in Amsterdam bei Friedrich de Witt erschienen. Die Burganlage deutet hier auf jenen Typus hin, den klar erkennbar heute noch die Rudelsburg und die Schönburg zeigen, die Zweiteilung in Herrenburg und Vorburg. Die Herrenburg, das castellum, hebt sich hoch und stark hart am südwestlichen Rande des Berges. Die Teile des festen Hauses erscheinen im Viereck um einen kleineren Hof gruppiert, so daß die stattlichsten Gebäude, die anderen überragend und parallel zu einander liegend, nach Osten und Westen schauen. Die Westfront erhält durch zwei größere und einen kleineren Giebel und durch einen zierlichen Erkerausbau ihre Gliederung. Man möchte hier den alten Palas und die Stelle des Bergfrieds suchen. Erst in beträchtlicher Höhe sind die Wände überall von Fensteröffnungen durchbrochen. An diese Hauptburg schließt sich nach Norden und nach Osten ausgedehnt der ummauerte Raum der Vorburg. Eine Umfassungsmauer läuft außerdem auch westlich und südlich um den Fuß des Schloßhügels; sie trifft an der Ecke des Hospitals einen Turm und steigt von hier den Abhang hinauf. Neben ihr klomm einst dort wahrscheinlich in der Furche hinter dem Dom der Burgweg hinan. Ein festes Haus, von einem Rundturm flankiert, scheint oben das alte östliche Thor zu bezeichnen.

Hier öffnete sich also in jener Zeit, da die Feste noch ihr wehrhaftes Aussehen trug, der Raum der Vorburg, der bei der Rudelsburg oppidum genannt wird. Da lag neben den Stallungen und Ökonomiegebäuden das Wohngelaß der reisigen Dienstmannen. Und bald lehnte sich an die hohen Mauern auch von außen ein Quartier von Hütten und Häusern, die sich rasch und leicht auf dem Grund der heutigen Domfreiheit erhoben. Kolonen und hörige Handwerker, auch wohl Handelsleute schon, ein buntes Volk, bereiteten hier ihr Heim in sicherem Schutze der ragenden Feste. Auf diese friedliche Ansiedlung übertrug sich der Name des umfriedeten Bezirks und des Kastells; das Ganze ist nun der locus munitus Nuemburg.

Noch in den Karolingertagen hatte der germanische Bauer voll verächtlichen Hohns auf den Bürger geschaut, der sich elend hinter den Mauerschranken seiner Stadt verkroch; seitdem hatten sich zu König Heinrichs I. Zeiten Sachsen und Thüringer leicht und gern an ein enges Nebeneinanderwohnen im Schutz starker Mauern gewöhnt. Volksversammlungeu, Märkte, Kirchenfeste, Gerichtstage wurden inmitten der Umfriedung gehalten. Hier fand die Bevölkerung des flachen Landes, wenn der Feind mit verheerendem Einfall drohte, erwünschte Zuflucht; und wer zum Zweck des Tauschhandels seine Straße zog, dem bot sich eine treffliche Absatzstätte seiner Waren. Die Anfänge städtischen Lebens erwuchsen so.

Die Kolonie durfte des geistlichen Hortes nicht entbehren. Die Merseburger Bischofschronik erwähnt zum Jahre 1021 eine praepositura in Nuenburg noviter fundata und berichtet, daß Markgraf Hermann sich damals erbot, diese Propstei, die seine Stiftung war, dem Merseburger Bischof zu überweisen. Nach der Art der Klosteransiedlungen erbaut, enthielt diese Gründung außer einem Kirchlein die Wohnstätten der Geistlichkeit, die sich unter einem Propst zu einem Kapitel zusammenschloß. Der Ort der frommen Siedlung war auf dem heutigen Domplatz, demselben geweihten Bezirk, den das Jahr 1028 zu weitreichender Bedeutung erhob.

Ekkehards I. Söhne trafen noch in umfassenderer Weise Fürsorge für das geistige Gedeihen der Landschaft. Zwei Klöster, durch das Mausathal von einander geschieden und südlich und nördlich an die

Burg sich anlehnend, wuchsen als neue Stiftungen der Brüder empor, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster: Sct. Georg und Sct. Moritz.

Das Sct. Georgskloster war von Ekkehards Söhnen am reichlichsten ausgestattet; es sollte die Grabstätte ihres Hauses werden, dessen Aussterben bevorstand. So schafften sie, sobald der Kirchenbau vollendet war, die Gebeine des großen Markgrafen mit den Überresten vieler anderer Familienmitglieder von Großjena herüber und senkten sie hier in die Gruft. Inmitten der Klosterkirche ward Ekkehard I. mit seiner Gemahlin Swanhilde zur Ruhe gebettet, und noch um das Jahr 1400 konnte man sein Grab sehen. Vielleicht bildete sich aus dem Umstande, daß die Pietät der Söhne dem Vater an bevorzugter Stelle des Gotteshauses ein Monument errichtete, schon frühe die Tradition, daß Ekkehard I. der Gründer des Klosters sei. Den Termin der Klostergründung suchen wir im zweiten und dritten Jahrzehnt des elften Jahrhunderts. Einen Raben ließ die Sage ausfliegen; und wo er sich niederließ, war der geweihte Ort. Aber nicht Vogelflug sondern der nachbarliche Schutz der neuen Burg war den Gründern ausschlaggebend für die Wahl des klösterlichen Territoriums. Die Gebäude erhoben sich an der Stelle, die noch heute der Georgenberg heißt; im Süden trennte sie ein freier Platz von dem äußeren Burgbezirk, im Osten bildete die heutige Georgenstraße die Scheide, und im Westen und Norden zeichnete der Hügelrand die Umrißlinie vor.

Die Erbauung der Mönchskolonie geschah nach dem allerorts üblichen Gebrauche. Die Stifter setzten sich zunächst mit einem alten Kloster in Verbindung, das in gutem Rufe stand, und dieses bot gern seine Dienste zu einer That, die den eigenen Ruhm mehren mußte. Vielleicht war es das Ekkehardinerkloster in Großjena, das den Wunsch der Stifter hier in die That umsetzte; vielleicht auch zog die ganze fromme Insassenschaft von der Unstrut der neuen Stiftung zu, denn die Spuren jenes alten Klosters verschwinden nun bald aus den Urkunden.

Aus dem Mutterkloster zogen die Mönche mit Axt und Richtschnur herbei, umschritten Berg und Flur und spähten nach gutem Ackerland und reinem Quellwasser. Der Bischof kam von Zeitz und weihte in Gegenwart der weltlichen Herren den erwählten Raum dem Schutzheiligen. Dann begann ein emsiges Schaffen. Die Stelle des

Altars ward bestimmt, der Plan der Kirche erwogen, die Richtschnur maß den Grundriß des Gotteshauses und die Zellen der Brüder. Schnell wuchs bei fleißigem Schaffen das Werk aus dem Boden, die Landleute ringsum schleppten mit frommem Eifer Balken und Gestein herzu, und nicht lange währte es, da standen Kirche und Kloster unter Dach und Fach, und eine Mauer umfriedete das Ganze. Die neue Gründung an der Naumburg hielt sich zum Benediktinerorden. Die heilige Mutter Gottes und der Drachentöter Sct. Jörg waren ausersehen, um das Kloster in ihren besonderen Schutz zu nehmen. Das Klostersiegel zeigte den frommen Rittersmann, der geharnischt in der linken Hand den Schild, in der rechten die Lanze führt und den Lindwurm durchbohrt. Die Umschrift lautet: † Sigillum Monasterii S. Mariae Sanctique Georgii extra Nuenburch.

Das Aufblühen einer neuen geistlichen Gründung hing zum guten Teil von dem Besitze wunderthuender Reliquien ab. Unserem Kloster hatte das Glück einen sehr kostbaren Schatz beschert; denn es besaß nichts Geringeres als das Banner des h. Georg. Das verschaffte reichen Zulauf aus weiter Ferne. „Das Aufkommen der Stadt Naumburg rührt mit her von dem reichen Kloster Sct. Georgen. In diesem hat das Fanum Georgii erigieret gestanden und soll große Wunder gethan haben, darnach ein großer Konkursus und Zulauf von fernen Orten entstanden, und ist eine besondere Wallfahrt angestellt worden, die ihren Nutzen der Stadt wohl gereichet." Reichliche Spenden vornehmer Gönner mehrten schnell das Eigengut des Klosters, das sich weit über beide Ufer der Saale hinauf bis Kösen und hinab bis Weißenfels erstreckte. In der Stadt besaßen später die Mönche ihren eigenen Hof, die Thainburg; sie übten die Advokatie über Klein- und Großjena, Nißmitz, Schellsitz, Othmaritz (über Schellsitz gelegen) und andere Dörfer; und ihnen gehörte eine Anzahl von Mühlen, darunter in der Aue an der alten Saale die Kegelsmühle, deren Wasserlauf sie 1103 gruben.

Die Vogtei über das Kloster übten die Stifter selbst. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert lag sie in der Hand des thüringischen Landgrafengeschlechtes, das dies Amt als Afterlehen dem Hause der Schenken von Vargula überließ. Landgraf Ludwig und Rudolf von

Vargula, Schenk zu Saaleck und Tautenburg, resignierten im Jahre 1225 die Advokatie dem Bischof Engelhard, und der eignete sie dem Abt Johannes zu. Damit gewann das Kloster die Befugnis einen Vogt nach Belieben zu wählen. Als König Heinrich VII. 1234 dies Recht bestätigte, verlieh er zugleich dem Abte den Königsbann.

Von dem Aussehen des Klosters giebt heute kein Gemäuer mehr Kunde; das siebzehnte Jahrhundert legte alles in Trümmer. Der Naumburger Pastor Schamelius sah noch im achtzehnten Jahrhundert die Mauern der Kirche, aber aus seiner sehr dürftigen Beschreibung und aus seinen noch dürftigeren, unglaublich ungeschickten Kupfern ist es nicht möglich, ein zulängliches Bild des alten Klosters zu gewinnen.

Das übliche System, das die Anlagen in die Klausur, die Abtei, die Haushaltungsgebäude und den Wirtschaftshof gliederte, war auch beim Sct. Georgskloster angewandt. Eine starke Ringmauer umzingelte den Platz; als man im Jahre 1670 einen Mauerturm an der Westlinie niederwarf, widerstand seine zähe Struktur den zerstörenden Zimmerleuten tagelang. Ein Eingang war an der Südseite dort, wo heute der Garten des Gasthofs ist; ein Weg steigt aus dem Thale dorthin empor. Massig und im strengen, schmucklosen romanischen Stil erhob sich aus Quadergestein die Kirche mit doppelter Apsis und mit zwei viereckigen Türmen. Der nördliche ist mit seinen Rundbogenfenstern und mit geschrägtem Ziegeldach noch auf den Stichen des siebzehnten Jahrhunderts sichtbar. Neben dieser Klosterkirche lagen im Viereck um einen Kreuzgang angeordnet an der Nordseite die Gebäude, in denen das tägliche Leben und Treiben der Mönche sich bewegte, die Zellen und Schlafhäuser, der Speisesaal, der Kapitelsaal, das Remter, die Küche, das Krankenhaus und das Hospiz. Der Kirchhof, aus dem man noch im achtzehnten Jahrhundert viele Gebeine aufwarf, lag im Süden. Außerhalb der Klausur sah man wohl an der Südseite des Klosters die Wohnung des Abtes, die mit der Außenwelt ihre eigene Verbindung hatte und auch eine besondere Kapelle besaß. Die Haushaltungsgebäude, das Vorratshaus, Keller und Kelter und Brunnen bildeten eine besondere nördliche Gruppe mit besonderem Eingang. Im lockeren Anschluß standen Viehställe und Scheuern, Wohnungen

der Knechte und Handwerker, dazu Gemüseland, Obstgarten und Weinberg.

An der Mittagsseite des Klosters unter einer Linde trafen sich im sächsischen Bruderkriege 1447 der Kurfürst Friedrich zu Sachsen und der Landgraf Wilhelm von Thüringen zu einem Sühneversuch. Die Tradition zählt 21 Äbte auf. Der letzte, Thomas Hebenstreit, bahnte der Reformation den Eingang, indem er in den Klosterräumen eine humanistische Schule errichtete. Mit der Säkularisation durch Johann Friedrich von Sachsen (1544) hörte dann das klösterliche Leben vollends auf. Die Gebäude und Grundstücke wurden mit den bischöflichen Schlössern Schönburg und Saaleck zu einem Amt vereint, das in der alten Abtei seinen Sitz nahm. Schon 1532 war ein großer Brand vernichtend über die Klosterdächer dahingefahren, daß der Abt selbst Glocke und Orgel verkaufen mußte, um Mittel zum neuen Aufbau zu gewinnen. Nur armselig erhob sich dann die Stätte aus der Asche. Der dreißigjährige Krieg warf das mühsam Erstandene abermals zu Boden. Kaiserliche zuchtlose Rotten schleuderten 1637 die Brandfackel hinein. Seitdem lag die alte Ekkehardinerstiftung wüste, und nur die kahlen, rauchgeschwärzten Mauern der Kirche ragten aus dem Schutt. Im Jahre 1663 ging der öde Platz durch Kauf an den Magistrat über; die Nachbarn kamen hinzu und bauten aus dem Getrümmer der gefallenen Größe ihre bescheidenen Nester.

In den ersten Jahrzehnten des neuen Säkulums schossen die Klöster in dichter Saat aus dem Boden; war doch das merkwürdige Jahr 1000 vorübergegangen, ohne den gefürchteten Untergang der Welt zu bringen, und die Menschheit, aufatmend von Angst und schwärmerisch zur Askese geneigt, bot gern zu frommem Werke Herz und Hand. Nicht viel später als die Benediktiner von Sct. Georg in ihre Zellen zogen, weihte man auch im Süden jenseits des Mausathales ein Kloster dem heiligen Moritz. Auch hier ist der Stiftungsbrief verloren, aber auf Grund der Kaiserurkunde von 1051 dürfen wir auch diese Gründung den Brüdern Hermann und Ekkehard II. zuschreiben. Und ansprechend mag es erscheinen, wenn wir die Schöpfung des Nonnenklosters auf eine Anregung ihrer Frauen Relegindis und Uta zurückführen. Die Anlage der Klausur schloß sich hier südlich an

die Kirche; im Nordosten lag die Wohnung der Äbtissin. Gen Osten aber, wo heute die Neuengüter liegen, dehnten sich die Wirtschaftsräume, und den Thalgrund hinunter zogen sich Gärten, Krautland und Wiesen. Unten am rechten Mausaufer, am Fuße der Ekkehardinerburg lag seit dem vierzehnten Jahrhundert ein Laurentiushospital, zur Pflege der armen Kranken und Reisenden erbaut, das Bischof Heinrich im Jahre 1325 dem Moritzkloster überwies. Ein Eingang zum ummauerten Klosterbezirk fand sich der Burg gegenüber unten am Moritzberg neben einem Teich, der jetzt verschwunden ist; und eine andere Pforte suchen wir oben südwestlich an der heutigen Michaelisstraße da, wo die alte Heerstraße an die Klostergrenze streifte. Der Name der Michaelisstraße erinnert an eine Kapelle des Erzengels, die im Kloster lag. Auf dem Amsterdamer Stich führt die Hauptkirche selbst irrtümlich diesen Namen. Schutzpatron des Frauenstiftes war der hl. Mauritius, auch er, wie Sct. Georg, ein waffenfroher Heiliger, von dem die Legende berichtet, daß er ein Mohr und römischer Kriegsoberst war und im Jahre 286 mit seiner ganzen Legion zum Christentum übertrat. Als er sich weigerte, den Heidengöttern zu Ehren ein Opferfest zu feiern, starb er 297 mit 6666 Soldaten den Märtyrertod im Walliserland. Das älteste Klostersiegel vom Jahre 1217 zeigt ihn gepanzert von Kopf zu Fuß; den linken Arm auf den hohen dreieckigen Schild gestützt, in der Rechten die Kreuzesfahne haltend, so steht er da: † Scs. Mauricius in Nuwenburghg. Die Stadtkirchen zu Hohenmölsen und Eckartsberga waren dem Moritzkloster inkorporiert, aber sonst war die weltliche Ausstattung von geringerem Umfange; und wenn in der Folge der Zeiten auch manche fromme Schenkung den Grundbesitz der Insassen mehrte, zu einer thatsächlich stattlichen Machtentfaltung hat sich Sct. Moritz nicht aufzuschwingen vermocht. Kriegsnot und Feuersbrunst führten schwere Wolken über das Kloster dahin, und üble Wirtschaft schuf Mangel und bittre Klage. Besonders seit im Jahre 1295 beim Einfall König Adolfs in Thüringen das Kloster in Flammen aufgegangen war, nagten Verfall und Verarmung unaufhaltsam an den Mauern, bis Propst Nithard Langenberg (1483—1521) durch treffliche Verwaltung einen Zustand neuer, aber schnell vergehender Blüte hervorrief.

Die Reformationszeit machte auch der Existenz dieses Klosters,

zu dem Luthers Lehre schon 1532 frühen Zutritt gefunden hatte, ein Ende. Ein Kaufvertrag mit dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen ließ 1544 die Klostergebäude und den der Stadt nahe gelegenen Grundbesitz, namentlich das Nonnenholz, Michaelisholz und



Die Moritzkirche.
Nach der Aufnahme von C. König, photogr. Kunstanstalt, Naumburg a. S.

Sperlingsholz in die Hände des Naumburger Rats gelangen, während andere Grundstücke dem Amt zu St. Georgen einverleibt wurden. Da riß man außer der Kirche die Gebäude nieder, und aus den neuen bürgerlichen Ansiedlungen entstanden die „Neuen Güter" und mit ihnen die „Ratsvorstadt." Das Gotteshaus, vom Verkauf ausgeschlossen,

trat unter kurfürstliches Patronat. Ein freundliches Geschick hat das Kirchengebäude für die Gegenwart gerettet, und mit seinen zwei schlanken Türmen schaut es noch heute ins Land hinein. An Stelle des alten Baues aus dem elften Jahrhundert hat der Propst Langenberg diesen neuen gotischen im Jahre 1521 aufgeführt zu derselben Zeit, da die Wenzelskirche ihre jetzige Gestalt empfing. Des Propstes Wappen, das einen kurzen Stiefel aufweist, finden wir über der südlichen Kirchenthür, sein Bild in der Ordenskleidung auf seinem Grabsteine. Die heutige Pfarrwohnung hat das alte Propsteigebäude eingenommen.

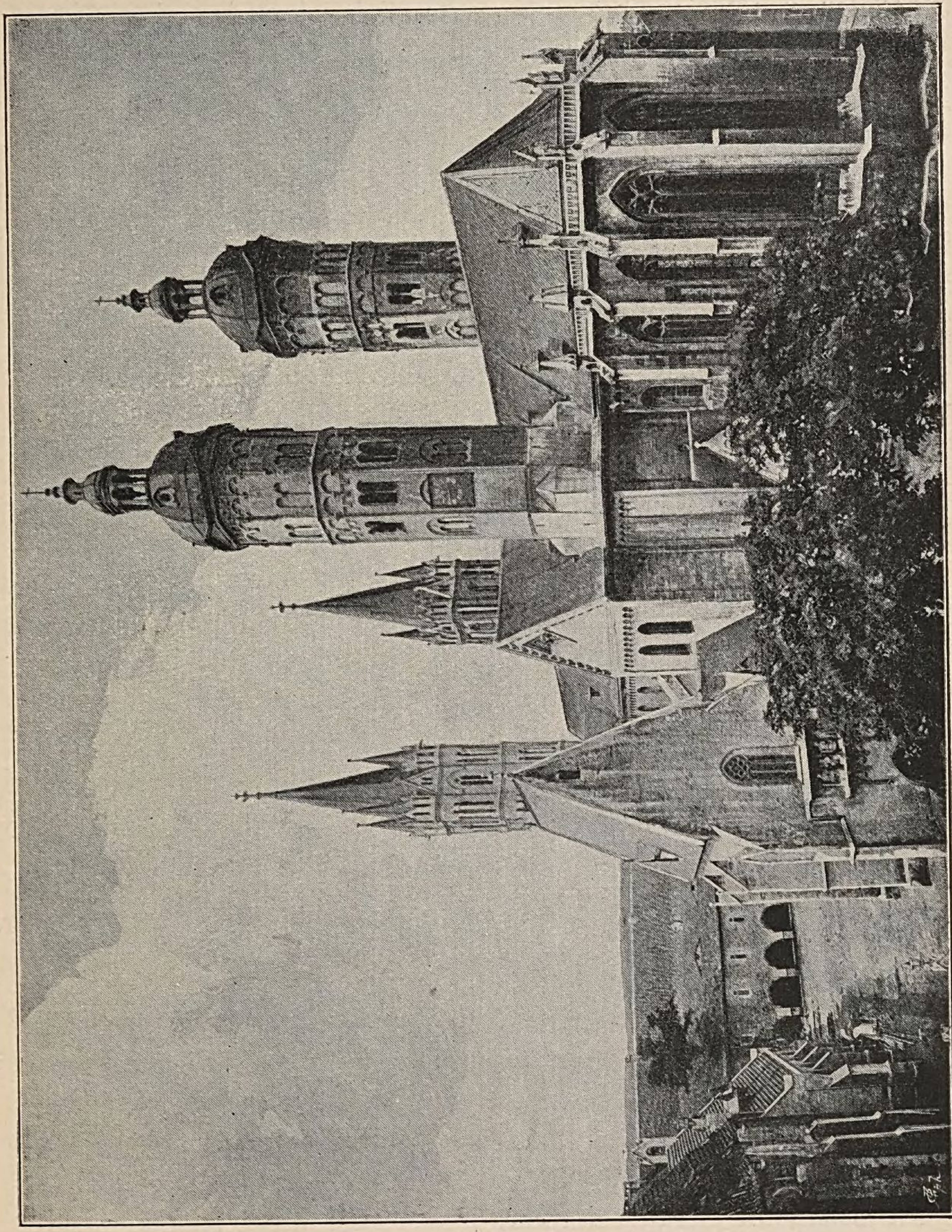
Die innere Geschichte des Moritzklosters erfuhr in ihrer Entwicklung mannigfache Hemmung. Die Nonnen wollten auf dem Boden nicht gedeihen, auf den sie die Ekkehardiner verpflanzt hatten. Es fehlte die Hand, die in einer bewegten Zeit straffe Zucht zu wahren und die Frauen von anstößigem Leben fern zu halten vermochte. So bewog die Ausartung der klösterlichen Disziplin den Bischof Dietrich I. von Naumburg, die Nonnen auszuweisen und die Räume nach hundertjährigem Bestehen mit Augustiner Chorherren zu besetzen. Papst Kalixt billigte 1119 durch eine Bulle diese Maßregel, und Papst Innocenz II. wiederholte später die Bestätigung. Nun ist es merkwürdig, daß die Nonnen bald nach ihrer Ausweisung in die alte Behausung zurückkehrten und mit den Mönchen in gottesdienstlicher Gemeinschaft als sorores et fratres zusammenlebten; eine Erscheinung, die zwar strenger Kirchensatzung widerspricht, doch auch anderwärts sich wiederholt. Den Charakter eines Doppelklosters mit gemischter Insassenschaft bewahrte St. Moritz vermutlich bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Da — scheint es — lösten sich die Frauen los, wanderten drei Stunden weiter und bildeten seitdem das Frauenkloster zu Frauenprießnitz. Auch das war dem hl. Moritz geweiht, und enge Beziehungen verknüpften die beiden gleichnamigen Stiftungen. Die Wahl des Propstes von Sct. Moritz geschah durch den Klosterkonvent, doch blieben Bestätigung und Investitur dem Bischof vorbehalten. 32 Pröpste haben seit der Einwanderung der Augustiner bis zur Reformation gewaltet. Weit hinaus in die Welt ist der Ruf des Moritzklosters nicht gedrungen, und die Pflege der Wissenschaft hat in seinen Mauern keine geistige Größe erzeugt, ja um das Jahr 1500 ist der ganze Ton des klösterlichen Lebens so

entartet und entwürdigt, daß sich mit den Augustinern in Halle um einige unterscheidende Merkmale in der Ordenskleidung ein erbitterter Kampf entspann, in dessen Verlauf Erzbischöfe und Bischöfe und Kaiser und Reich und Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt wurden, und von dessen glorreicher Beendigung eine eherne Gedächtnistafel über der Sakristeithür Zeugnis giebt.

Doch eine Frucht hat die Thätigkeit der Mönche getragen, die auch wir loben dürfen. Als der Hallenser Propst Johannes Busch im Jahre 1451 im Auftrage des Kardinallegaten Nikolaus de Cusa das Moritzkloster visitierte, fand er alle Gebäude außer der Kirche dem Einsturz nahe, und die Brüder, durch Armut und stete körperliche Arbeit gedrückt, gingen wie Bauern einher. Ja, sie waren Bauern von rühmlichem Fleiß und wackere Ökonomen. Wo auf dem linken Flußufer die Saalhäuser liegen, brachen die Augustiner von Sct. Moritz im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts mit ihrem Karst das Erdreich auf und pflanzten am sonnigen Berggelände die Reben, die noch heute das Herz des Wanderers erfreuen.

So schossen, räumlich von einander geschieden, die Gründungen und Stiftungen der Ekkehardiner im zweiten Jahrzehnt des zweiten Jahrtausends mit frischem, fröhlichem Wachstum empor. Wehrhaft ragte am umbuschten Rand der Saaleniederung die Naumburg auf, ihren sicheren Schild breitend über die ersten friedlichen Heimstätten einer neuen Kultur, über die Dächer, unter denen Bürger- und Bauernfleiß einen stillen Herd gewann, und über die Klosterzellen von Sct. Georg und Sct. Moritz, aus deren ummauerter Abgeschlossenheit fromme Glockentöne ins Thal hinunterzogen.

Das Jahr 1028 bescherte all' den getrennten Gliedern hier ein einheitliches Haupt und einen geistlichen Mittelpunkt. Seit gerade vor 60 Jahren der erste Bischof in Zeitz geweiht war, hatten Drangsale und Gefahren in rastloser Folge das junge Stift heimgesucht. Die Böhmen vor allem waren mit Heereskraft übers Bistum gekommen, hatten im Jahre 974 Zeitz ausgeplündert und den Bischof mit dem gesamten Klerus ins Elend gejagt. Mit wuchtiger Energie warfen sich zwar die Sachsenkaiser der slavischen Sturmflut entgegen, aber als die Salier auf den Thron stiegen, verschoben sie allmählich den Schwer-



Der Dom, von Osten gesehen. Der Ostchor, die Dreikönigskapelle und der Kreuzgang.
Nach der Aufnahme von C. Becker, photogr. Kunstanstalt, Naumburg a. S.

punkt ihrer Herrschaft nach Süden und ließen die nordischen Interessen in der Reichspolitik erblassen. Im Jahre 1028 war es, da that Mieciślav von Polen, des großen Boleslav leidenschaftlicher Sohn, einen verwegenen Raubzug durch die sächsischen Marken. „Er brannte und plünderte“ — sagen die Hildesheimer Annalen — „tötete alle Männer, fing sehr viele Frauen, mordete eine unzählbare große Menge von Kindern im jämmerlichen und unerhörten Hinschlachten und übte selbst und durch die Seinen, des Teufels Spießgesellen, übergroße Grausamkeit und Wut im Lande der Christen, und Gott sah zu.“ Das Mißgeschick der kaiserlichen Kriegsführung steigerte die Keckheit der Polen. Im Januar 1030 ergossen sich ihre Horden abermals mit brutaler Verwüstung über die Elbe bis zur Saale. Als rings aus den Dörfern die Lohe stieg und die junge Kraft des Landes dem Schwert erlag, mußte auch der Bischof in Zeitz drüben landflüchtig werden. Es war Hildeward, der vierte in der Reihenfolge. Der Chronist rühmt ihn als einen Freund seiner geistlichen Brüder, einen Vater des Volkes, einen Schützer der Armen und einen Pfleger der Gerechtigkeit, ganz erfüllt von der Liebe zu seiner Kirche. Und diese kämpfte, gleich allen jungen Pflanzstätten des Christentums im Sorbenlande, verzweiflungsvoll um ihr Leben. Das ganze Stift stand vor der Möglichkeit einer völligen Auflösung, als man die Frage einer Verlegung des Bistums erwog.

Der locus munitus Naumburg erschien als ein Ort, dessen gesicherte, günstigere Lage die Gewähr einer friedlicheren Existenz bot.

Die erste Idee der Verlegung ging vom Kaiser Konrad II. selbst aus, der aus eigener Anschauung die prekäre Lage des alten Bischofssitzes genugsam erkannte, als er sich vom Mai bis zum Oktober 1028 in Sachsen aufhielt. Dem kaiserlichen Wunsche kamen die Söhne Ekkehards I., die im Jahre vorher Konrad zu seiner Krönung nach Rom das Geleit gegeben hatten, gern entgegen. Sie hatten vor 18 Jahren ihre neue Burg an der Saale vornehmlich in der Absicht erbaut, daß sie ein Stützpunkt ihrer Eigengüter dort würde. Aber seitdem war in ihrem Herzen der Gedanke weltlicher Machtentwickelung erblaßt, zumal da beiden Brüdern männliche Nachkommenschaft versagt blieb. Mit dem Idealismus, der in jenen Tagen nur auf kirchlichem Gebiet Ge-

legenheit fand, sich zu bethätigen, schenkten sie aus dem gemeinsamen Erbe die Besitzung Naumburg mit reichem Gut für ewige Zeiten den



Der Dom, von Westen gesehen.

Nach der Aufnahme von C. König in Naumburg a. S.

Schutzheiligen der Zeitzer Kirche, den Aposteln Petrus und Paulus. War so der Grund und Boden für den neuen Bischofssitz gewonnen,

so suchte Konrad II., unterstützt von den Bitten der Brüder und des Magdeburger Erzbischofs Hunfred und des Zeitzer Bischofs Hildeward, in Briefen und durch Abgesandte die päpstliche Genehmigung nach, und noch im Jahre 1028 ward diese durch Johann XX. erteilt. Die Umsiedlung geschah nach dem Jahre 1030, und zwei Jahre darauf gewährte der Papst dem Bischof, der sich persönlich mit seinem Gefolge in Rom eingefunden hatte, seine Bestätigung. Der harte Schlag, den die Stadt Zeitz mit dieser Verlegung empfing, ward dadurch einigermaßen gemildert, daß eine päpstliche Bulle bestimmte, es sollten statt der nach Naumburg übersiedelnden Stiftsgeistlichen jetzt an der Zeitzer Kirche Mönche oder Kanoniker eingesetzt werden. Ein Kollegiatstift wurde dann dort begründet.

Die neue Naumburger Ansiedlung gruppierte sich im Osten der Burg in der Nähe des alten Propsteikirchleins. Dieser bescheidene Bau genügte den erhöhten Anforderungen nicht mehr und machte einer umfangreicheren Kirchenanlage Platz. Das alte Mittelstück der Domkrypta ist nachweislich nicht vor 1125 erbaut, aber die Fundamente, die man bei den Restaurierungsarbeiten 1874 bis 1878 entdeckte, waren die Spuren eines Baues, der nach der Translation entstand, zugleich das älteste Naumburger Denkmal von Stein. Diese alte Kirche, von deren Stelle heute der gerühmte Dom ins Land schaut, wurde in der Zeit zwischen 1040 und 1050 eingeweiht, wenn es auch fraglich ist, ob sie damals schon in ganzer Vollendung dastand. Die kreuzförmige flachgedeckte Basilika maß im Inneren 25 Meter Länge und 14 Meter Breite; die halbrunde Apsis und zwei Türme standen im Osten. Petrus und Paulus, denen das Zeitzer Stift geweiht war, waren die Schutzpatrone der Kathedrale. Noch heute birgt der Kopf eines Kruzifixes Reliquien der zwei Apostel. Die Heiligen mit ihren Insignien, Schlüssel und Schwert, sind in das bischöfliche Wappen und aus diesem in das städtische übergegangen.

Die Stiftsgeistlichen, denen die Verrichtung der gottesdienstlichen Handlungen oblag, fanden ihr Unterkommen in den Gebäuden, die südlich im engen Anschluß an den alten Dom entstanden und nach Klosterart einen Kreuzgang umgaben. Hier lebten sie in mönchischer Weise und klösterlicher Gemeinschaft. Die Wohnungen der höheren



Der Dom. Westlicher Lettner und Eingang zum Westchor.
Nach der Aufnahme von C. König in Naumburg a. S.

Stiftsgeistlichkeit, der Domherrn, lagen in einer weniger nahen Berührung mit dem Gotteshause. Von diesen Häusern, den Kurien, hat nur eine, die Kuria Sankti Ägidii, ihren alten Bau, der auf die romanisch-gotische Übergangszeit (1180—1250) hinweist, bis auf die Gegenwart gerettet. Die alte Burg der Ekkehardiner, die in den Bezirk der geweihten Ansiedlung hineingezogen wurde, wählte der Bischof zu seinem Aufenthaltsort. Als er später seine Residenz wieder dauernd nach Zeitz verlegte, zog dort, wie wir sahen, der Dompropst ein. Noch viel Staub wirbelten die Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Zeitzer Stiftskapitel und zwischen dem Naumburger auf, bis im Jahre 1230 ein endgültiger Kompromiß geschlossen und 1231 durch eine kaiserliche Urkunde bestätigt wurde. Wer den Bischof zu Naumburg — hieß es da — noch ferner, um ihn zu verkleinern oder zu verletzen, als Bischof von Zeitz bezeichnen würde, der sollte in eine Strafe von hundert Mark Goldes verfallen.

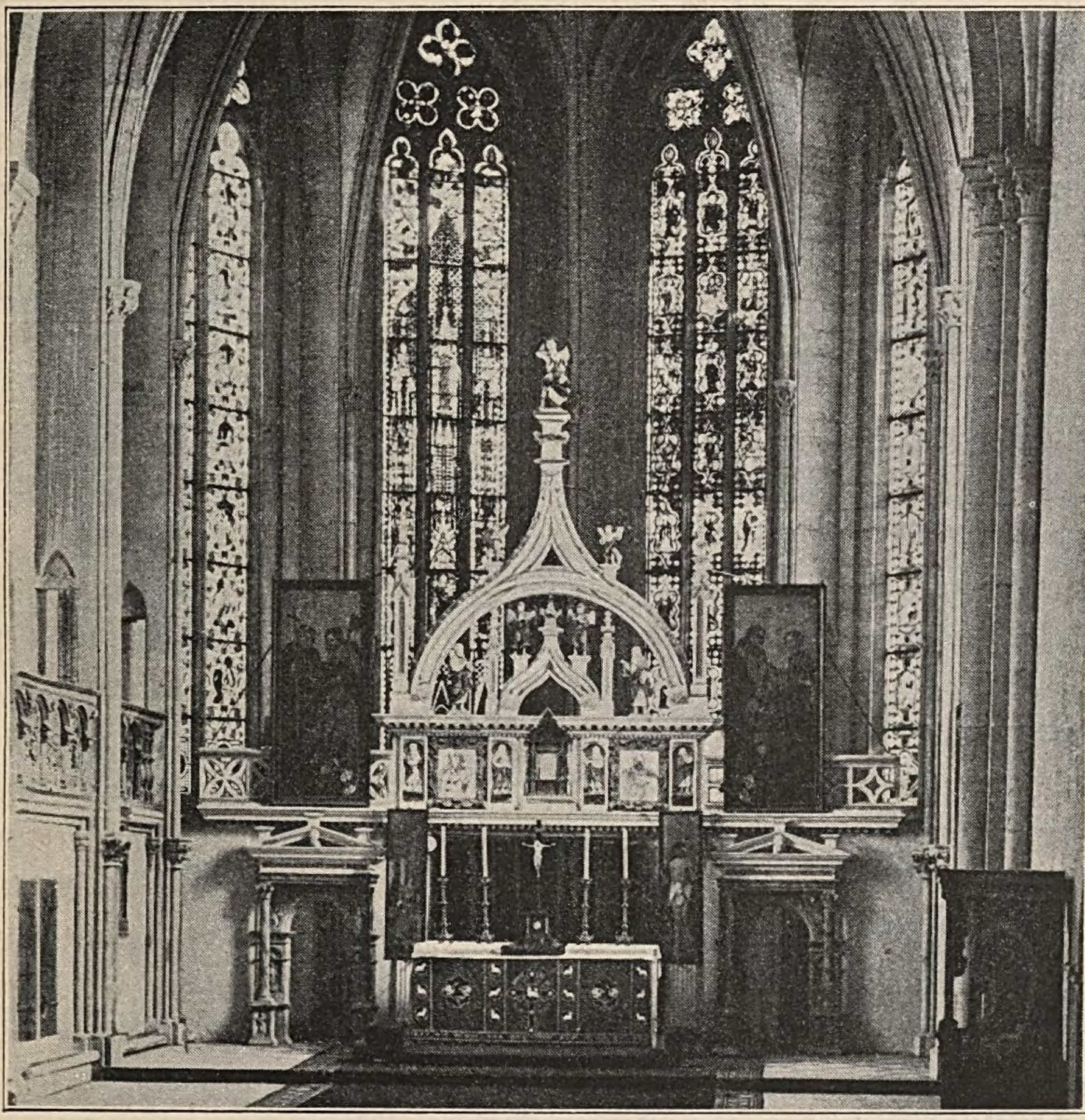
Im Ostchor des Domes gerade über dem ältesten Teil der Krypta liegt aus Sandstein gehauen und bemalt die Grabfigur eines Bischofs mit Evangelienbuch und Krummstab. Die breite und derbkräftige Figur liebt man als den ersten Naumburger Bischof Hildeward zu bezeichnen; allein die vergleichende Kunstgeschichte muß in dem Bildwerk ein Monument des Bischofs Engelhard (1207—1242) sehen, der hier angesichts des von ihm geschaffenen prächtigen Dombaus ruht.

Zugleich mit der Verlegung des Bistums hebt auch die Stadtgeschichte von Naumburg an; und doch bezeichnet noch ein Ereignis ganz anderer Art hier den Ausgangspunkt.

Der Ekkehardinische Herrensitz hatte seinen dynastischen Zweck abgestreift, die Errichtung des bischöflichen Stuhles erhob ihn zu einem Hort deutscher Kultur und Gesittung hier an den Grenzmarken. Noch aber entsprach die äußere Erscheinung des dürftigen Ortes wenig der hohen Stellung, zu der er berufen war, und man erinnerte sich wohl der päpstlichen Dekretalien und karolingischen Kapitularien, die ausdrücklich verboten, kleine und unbedeutende Plätze zu Kathedralstätten zu wählen, damit die bischöfliche Würde nicht Gefahr laufe, an Ansehen zu verlieren.

Hermann und Ekkehard II. wußten das Mittel, das aus Dörfern Städte macht. Sie erwarben vom Kaiser Konrad für Naumburg das

forum regale, das Recht einen dauernden Markt in königlichem Schutz und Frieden zu errichten. Dieser Markt wurde abseits von dem bisher bebauten Gelände auf hochgelegenem Punkte ostwärts abgesteckt. Eine Association von Kaufleuten kam und siedelte sich um die



Der Dom. Innere Ansicht des Ostchors.
Nach der Aufnahme von C. König in Naumburg a. S.

Stätte an. Sie waren allein und ausschließlich die Bürger, und ihr Markt war die Stadt; war der Herd, auf dem die Flamme eines neuen Lebens sich entzündete, einer anderen Welt, die von jener aristokratisch geistlichen drüben durch eine tiefe Kluft geschieden war. Zwei Brennpunkte von nun an: der Markt und die Kathedrale.

Vor uns liegt eine Zukunft voll wachsenden Verkehrs und gedeihenden Wohlstandes.

Der Verleihungsbrief des forum regale hat sich für Naumburg nicht erhalten; aus ähnlichen Vorgängen in anderen Städten dürfen wir aber auf den Umfang und die Bedeutung des Marktrechtes in unserer Stadt einen Schluß ziehen. Symbolisch geschah die Übertragung dadurch, daß der Kaiser dem neuen Marktort seinen Handschuh übersandte, der dann als Zeichen seiner Machtverleihung an einem Kreuze sichtbar aufgehängt ward. Der Strohwisch, das Merkmal der Verfronung, ersetzte den Handschuh, und noch im sechzehnten Jahrhundert bedeutete der „gezogene Wisch" in Naumburg den Marktbeginn.

Der räumlich bezirkte Marktplatz wurde zu einer kaiserlichen Freistatt, auf der jedes Verbrechen eine schwerere Ahndung als die landesübliche forderte. Der Herr der Stadt war der Bischof, ihm überließ der Kaiser bald die Rechte der öffentlichen Gewalt, vor allem das Münzrecht und das Zollrecht, die mit dem forum regale in enger Verquickung standen. Das frühe Mittelalter kannte keinen ausgedehnten Kredithandel, und die Barzahlung litt unter dem großem Übelstande, daß es nur spärlich allgemein geltende Münzsorten gab. Da mußte in jedem Marktort eine Münzstätte sein, in welcher der fremde Kaufmann sein ungemünztes Edelmetall ausprägen oder seine fremden Geldstücke gegen gangbare vertauschen konnte. Da die Münzer für ihre Mühe eine bestimmte Entschädigung von den Kaufleuten bezogen, so brachte das Münzrecht dem Bischof eine wesentliche Einnahme. Er pflegte die Münze einem seiner Dienstmannen als Lehen zu übertragen. Vom Bischof Wichmann (1150—1154) haben wir die ältesten Naumburger Stiftsbrakteaten. Noch größeren Gewinn verschaffte der bischöflichen Regierung das Zollrecht. Bei dem Mangel einer Reichszollgesetzgebung war in jedem Orte die Verzollung der Waren von Zufälligkeiten aller Art abhängig. Hatte der Kaufmann auf seinen weiten Handelsfahrten allenthalben an Brücken und Thoren, zu Wasser und zu Lande den Durchgangszoll entrichtet, so forderte nun auch der Stadtherr auf dem Markte von ihm sein Stand-, Lager- und Wagegeld und einen Zoll von jeder Ware, die zum Zweck des Wiederverkaufs von einer Hand in die andere ging.

Im eigenen Interesse der Bischöfe lag es, Handel und Wandel zu schirmen und zu mehren und die junge Stadt zur kaufmännischen Metropole der umgebenden Landschaft zu gestalten. Naturgemäß lockte die Residenz eines Bistums mit ihren gesteigerten Bedürfnissen und durch die Gewähr der Sicherheit, welche die bischöfliche Ägide friedlichem Bürgerleben bot, ein Heer von Käufern und Verkäufern an sich. Und Bischofshand reichte weit; unterm Krummstab war gut wohnen. Urkundlich versprach im Jahre 1033 der Bischof Kadalus den Handel- und Gewerbetreibenden zu Großjena an der Unstrut für den Fall, daß sie nach Naumburg übersiedelten, Befreiung von allen Abgaben und überall im Reiche mit kaiserlicher Zustimmung freien Verkehr. Die Urkunde legte die scharfe Axt an die Wurzel einer rivalisierenden Nachbarstadt, die bald zu einem Dörflein ohne kommerzielle Bedeutung verkümmerte.

Um so fröhlicher gedieh das neue Handelsemporium an der Saale.

In den ersten Jahrhunderten ihrer Jugendzeit bietet sich die Erscheinung der Stadt noch in dürftigem Gewande dar. Steinerne Mauern mit ragenden Zinnen, zierliche Türme und stattliche Thore verleihen erst später dem Anblick jenen prächtigen Zauber, den alte Städte auf Dürers oder Schongauers Stichen tragen und der in unserer Vorstellung fast unzertrennlich mit ihnen verknüpft ist. Es gehörte überhaupt nicht zu den unerläßlichen Erfordernissen eines Marktes, daß er durch seine Ummauerung äußerlich einen Unterschied von den dörferlichen Ansiedlungen kund that; allein das naheliegende Bedürfnis erhöhter Sicherheit und scharfer Kontrolle ließ ohne Zweifel auch um die Stadt Naumburg schon in frühester Zeit einen Befestigungsring entstehen. Aber hier durfte der Bürger nicht nach eigenem Belieben feste Schutzwehr erbauen, denn jeder Mauerbau und jede andere Art der Befestigung rechnete zu den Regalien und bedurfte der ausdrücklichen landesherrlichen Genehmigung des Markgrafen von Meißen. Im Jahre 1287 gestanden Markgraf Friedrich und sein Bruder Dietrich dem Bischof die Befugnis zu, die Stadt Naumburg und die Domfreiheit mit neuen Verteidigungswerken zu versehen. Bis dahin bildeten Erdwälle und eingerammte Planken die primitive Art der Umfriedung.

In den Grundrissen vieler alten Städte lassen sich vier Haupt-

straßen verfolgen, die vom Markte aus nach den vier Himmelsrichtungen ziehen. Auch unserer Stadt liegt eine planvolle Anlage zu Grunde. Die Umrandung, heute im ganzen durch die große Ringpromenade bezeichnet, erscheint oval; besonders wenn man das Areal des Holzmarktes, des Weingartens und der Neustraße ausschließt, das erst bei einer späteren Erweiterung um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts besiedelt ist. Fast genau in der Mitte des Straßengeflechts liegt der viereckige Marktplatz, dessen Umfang man sich durch den Topfmarkt erweitert denken muß. Nach Norden führt der Weg zum Marienthor, nach Osten zum Jakobsthor, nach Süden zum Wenzels- oder Viehthor und nach Westen zum Salzthor. Eisenbeschlagene Bohlenpforten schützten den Ein- und Ausgang. Die westliche Befestigungslinie unterbrach noch das Herrenthor, das den besonderen lokalen Verhältnissen entsprechend nicht dem Verkehr mit der Außenwelt diente, sondern nur die Verbindung mit dem Bischofssitze herstellte. Die Stadtviertel trugen die Bezeichnung Herren-, Jakobs-, Marien-, Wenzelsviertel; Neu- und Salzviertel traten später hinzu. Im ältesten Geschoßbuch (ca. 1300) sind 296 Grundstücke mit ihren Besitzern in der Stadt aufgezählt. Die Häuser sind unter sieben Bezirke registriert, welche den Namen ihrer Hauptstraßen führen. Es sind: Herrengasse, Marien-Magdalenengasse, Jakobsgasse, Viehgasse, Neugasse, Salzgasse und Reußengasse. Um den Marktplatz standen stattlich die Wohnungen der Kaufleute mit Hallen und Lauben. Im weiteren Umkreis hatten die Handwerker ihre schmucklosen, strohgedeckten Holzhäuser gebaut, so daß die Genossen desselben Gewerbes sich auch räumlich gern zusammenhielten. In noch weiterer Peripherie bezeichneten die Ackerbürger mit ihren Höfen die Grenze des ummauerten Stadtbezirks. Auch zwei fremdartige Elemente hatten sich den Ansiedlern angehängt, Wenden und Juden. Beide grenzten sich im eigenen Quartier von der deutschen Nationalität ab, die Slaven am Wendenplan, an der Thainburg und in der Fischgasse, wo sie ihr altes Fischergewerbe fortsetzten, und die Juden in ihrem Ghetto an der Judengasse, die jederzeit durch ein Thor gesperrt werden konnte.

Im Mittelpunkte der Stadt, am Markt, erhob sich früh der neue Kirchenbau, an dem die Werkleute mit Eifer thätig waren. Die Stadtkirche wird erst 1228 urkundlich erwähnt, doch es war ohne

Zweifel die erste Sorge der jungen Bürgergemeinde, ein eigenes Gotteshaus zu schaffen. Auffallend ist es, daß man diese Kirche einem rein slavischen Heiligen weihte, dem Böhmenherzog Wenzel, der 935 von seinem Bruder zu Bunzlau ermordet und dann der Patron des böhmischen Landes und der Städte Breslau und Olmütz geworden ist. Waren starke slavische Elemente in dem Stamm unserer ältesten Bevölkerung vorhanden, die die Wahl des landfremden Märtyrers zum Schutzheiligen der Stadt erklären, oder gab die slavische Verwandtschaft der Ekkehardiner die Anregung dazu? Feuersbrünste haben den alten Bau der Wenzelskirche wiederholt heimgesucht, ja von Grund aus verheert, und das jetzige Gotteshaus reicht nur in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Bischof Meinher inkorporierte 1275 die Kirche mit allen Rechten und Einkünften dem Domkapitel, um die Revenüen der hohen Kathedralgeistlichkeit auf Kosten der Parochie zu vermehren; doch in der Reformationszeit gelang es, das drückende Verhältnis wieder zu lösen, die Selbständigkeit der Kirche herzustellen und das Patronatsrecht dem Magistrat zu übertragen. In der Jakobsstraße stand seit alters eine Sct. Jakobskirche als Filiale von Sct. Wenzel, dort wo die Häuser die Nummer 27—29 tragen. Sie wurde 1358 von der Mutterkirche getrennt, zu einer Kapelle umgewandelt und in der Reformationszeit abgebrochen. Die Sct. Marien-Magdalenenkirche ging aus einer Hospitalkirche hervor, die Bischof Udo I. im Anfang des zwölften Jahrhunderts stiftete und dann dem Kloster Pforta schenkte; von diesem wurde sie dem Georgskloster überwiesen. Ihr Neubau ist 1730 vollendet.

Wer vom Marktplatz aus durch das Herrenthor schritt, sah drüben jenseits des Grabens den Dom mit dem Bischofssitz und den Kurien der Domherrn. Um den heiligen Raum hatten die bischöflichen Beamten, Diener und hörige Handwerker ihre Häuser gebaut, so daß hier eine Stadt neben der Stadt sich bildete. Der Grund und Boden dieser Ansiedlung war bei der Bistumsgründung vom Landesherrn geschenkt, und er galt seitdem, von der landesherrlichen Gewalt eximiert, als immunes Gebiet, eine Freiung oder Freiheit. Sie stand unter der Grundherrlichkeit und Jurisdiktion des Domkapitels. Der Bezirk, umwallt und seit 1322 ummauert, war durch fünf

Pforten erreichbar, durch das Herren-, Otmars-, Hospital-, Neu- und Georgenthor.

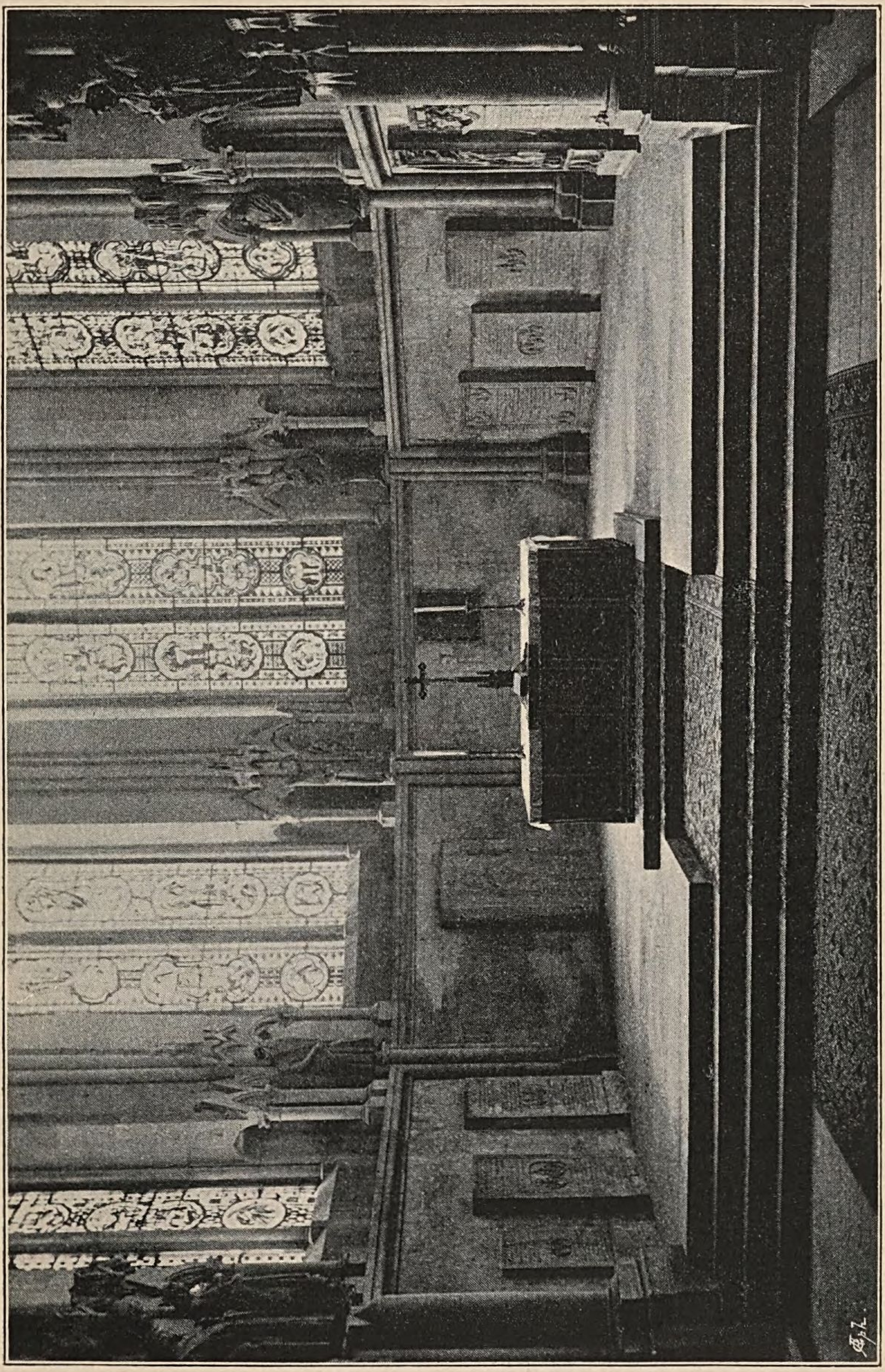
An der Nordseite des Doms stand eine sehr alte Kapelle, vielleicht jene älteste Propsteikirche, dem h. Petrus und Paulus geweiht; an der Südseite lag die Kirche S. Beatae Mariae Virginis, von Udo II. (1161—1186) gestiftet, daneben, von Gerhard II. (1409 bis 1422) erbaut, die Kapelle S. Nicolai und die Kapelle Trium regum. Das dem h. Otmar, dem ersten Abt von Sct. Gallen, geweihte Gotteshaus reicht bis ins zwölfte Jahrhundert zurück; an die Stelle eines alten Holzbaues trat das 1699 vollendete steinerne Bauwerk.

Vom Domplatz blickte das Auge nordwärts nach Sct. Georg und südwärts nach Sct. Moritz hinüber.

Im ersten Jahrhundert seines Bestehens bot Naumburg mit den verschiedenartigen, gegen einander abgeschlossenen Ansiedlungen einen eigenartigen Anblick. Noch war alles im Werden begriffen, eingeengt und dumpf, und der erste Gedanke des Ansiedlers zuvörderst auf Schutz und Schirm gegen Unbill und Gewaltthat gerichtet. Ein starkes, freudiges, buntes, zu Scherz und Spiel aufgelegtes Bürgertum zu entfalten, das blieb kommender Zeit vorbehalten.

Den Ekkehardinern war es nicht lange beschieden, sich des fröhlichen Gedeihens ihrer Stiftungen zu erfreuen. Als im Jahre 1046 das Geschlecht des großen Markgrafen im Mannesstamm erlosch, war nur seine Tochter Mechthild noch am Leben, die die Stammmutter der Wettiner geworden ist und so die Fäden der Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft. Auf die Wettiner ist im Verein mit den Erbgütern auch die Vogtei über das Bistum Naumburg übergegangen.

So gewaltig und entscheidend Ekkehard I. in die Geschichte seiner Zeit eingriff, so wenig gelang es Hermann und Ekkehard II., Gesamtthüringen nach eigenem Ermessen zu lenken. Wir aber bewahren dankbar ihr Gedächtnis, denn sie haben Naumburg gegründet und seinen schnellen Aufschwung bewirkt. Den Bau der Burg, die Stiftung der Klöster Sct. Georg und Sct. Moritz, die Fundierung der alten Domkirche, die Translation des Bistums, die Erwerbung des Marktrechts und die Anlage der Stadt selbst — alles das führen wir auf Ekkehards I. Söhne zurück.



Der Dom. Das Innere des Westchors mit den Statuen der Stifter.

Nach einer Aufnahme von C. König in Naumburg a. S.

Es ist schwer, den beiderseitigen Anteil an diesen Thaten abzuwägen. Hermann, der ältere, eignete zuerst aus seinem väterlichen Erbe den Grund und Boden der Kirche zu; Ekkehard II. hat nach des Bruders Tode (1032) die jungen Stiftungen erweitert und vermehrt. In den Bestätigungsurkunden der Bistumsverlegung erscheinen die Namen beider stets neben einander und ihre Verdienste ungeteilt. Im schönen Westchor des Naumburger Münsters schauen die Steingestalten der Brüder neben ihren lächelnden Frauen auf den Beschauer herab, gelehnt auf den hohen, dreieckigen Schild und das breite Schlachtschwert. Des Künstlers Phantasie hat sie zwei Jahrhunderte später so geschaffen: links der Markgraf Hermann, jünglingshaft, einfach und schlicht, voll frommer Hingebung, und ihm gegenüber rechts Ekkehard II., breiter und kräftiger von Wuchs, eine hohe fürstliche Gestalt. Kaiser Heinrich III., bei dem Ekkehard II. in hoher Gunst stand, nennt ihn in einer Urkunde 1041 seinen „getreusten treuen Ekkehard," und er thut dies offenbar mit einer Anspielung auf den getreuen Eckart der Volks- und Heldensage. Auch im Nibelungenliede spüren wir einen Hauch seines Lebens in der liebenswürdigen Gestalt des Markgrafen Eckewart, der zur Herrin Kriemhild die schönen Worte der Vasallentreue spricht: „Wir bleiben ungeschieden, es thu es denn der Tod."

Auf dem Domplatz steht seit dem Jahre 1858 die Statue Ekkehards II. Nirgends inniger als hier auf dem Boden, dem seine Saat entsproß, umfängt uns die Stimmung längst verrauschter Zeiten; und wenn in milder Sommernacht der Mondschein den hohen Ostchor des Münsters und seine Türme umfängt, zur Seite der spitze Giebel der Dreikönigskapelle aufstrebt, wenn der Brunnen verschlafen plätschert und ein stiller Schauer durch die träumenden Eschenwipfel geht, dann ist's, als ob die Steingestalt die Hand vom Schildesriemen löst und segnend ausbreitet über ihr Eigentum.

Mit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts beginnt das Bild des deutschen Bürgertums überall im Reiche den Betrachter zu fesseln; bedeutungsvoll wird sein Inhalt, farbenfroh seine Form. Als Heinrich IV. im Jahre 1073 gehetzt und zum Tode verzweifelt nach Rettung spähte, zogen die Bürger der alten Nibelungenstadt Worms streitbar in Wehr und Waffen ihrem Herrn festlich entgegen und gelobten ihm Hilfe mit Gut und Blut und Treue bis zum letzten Atemzug. Und der junge König weinte wie ein Kind und begünstigte zum Dank durch einen Freibrief die aufsprießende Macht der Wormser und stellte ihre Treue allen anderen Städten als Muster vor. Das ist die erste glänzende Bethätigung deutschen Bürgersinns, und es dauert nicht lange, da sind die Städte ein gewichtiges soziales und politisches Element geworden.

Ehe die Betrachtung zum Heim des Bürgers hinuntersteigt, verweilt sie einen Augenblick in der bischöflichen Residenz. Von hier allein streift der Ausblick hinüber zu den Schicksalen des großen deutschen Vaterlandes.

Die Schutzvogtei über das Naumburger Stift war an die Wettiner, die Markgrafen von Meißen, übergegangen. Da aber der Umfang der bischöflichen und der vogteilichen und der landesherrlichen Rechte niemals scharf abgegrenzt war, so mußte diese Unklarheit zu unaufhörlichen Reibereien zwischen den beteiligten Gewalten führen, um so mehr, als einerseits die Wettiner schnell die volle Summe der Landeshoheit erblich errangen und ihre Herrschaft über die Landgrafschaft Thüringen (1247)

und später über Sachsen (1422) ausdehnten, andererseits aber auch die Bischöfe für sich und ihr Bistum die Reichsunmittelbarkeit erwarben (1296?). Die Vogtei, ursprünglich ein Amt, das mit bischöflichen Lehen verbunden war, wurde in der starken Hand der Wettiner allmählich zu einem Patronat über das Bistum und bildete sich schließlich soweit zur Landesherrlichkeit aus, daß Kurfürst Johann Friedrich 1541 das ganze Stiftsgebiet zu säkularisieren und als sein Eigentum zu betrachten wagte. Bis zum Jahre 1546 hat der Rat den Wettinern eine Vogteigebühr gezahlt. Auf die Besetzung des Bistums haben die Markgrafen als Schirmvögte keinen rechtlichen Einfluß gehabt; doch haben sie zweimal sich einen gewaltsamen Eingriff in die Wahlfreiheit der Domkapitularen erlaubt 1244 und 1541.



Sct. Wenzelskirche.
Nach einer Aufnahme von C. König.

Von den Naumburger Bischöfen hat es keiner zu einer allgemeinen und volkstümlichen Beliebtheit gebracht, und doch verdiente mancher wegen der wichtigen Rolle, die er einst in der Reichspolitik seiner Zeit gespielt hat, daß sein Name noch heute unvergessen wäre. So war in Heinrichs IV. Tagen der Bischof Eberhard eine fast vereinzelte Erscheinung, da er in wandelloser Treue bei seinem jungen Kaiser stand. Mit ihm floh er, in Bauernkleider gehüllt, auf verstecktem Waldpfad vor den aufrührerischen Sachsen von der Harzburg; sein Name stand unter dem Fehdebrief, den deutsche Kirchenfürsten zu Worms 1076 gegen Gregor VII. erließen, und er wich nicht, als die anderen alle wankelmütig, vom päpstlichen Bannfluch verschüchtert, ihren Herrn verließen. Mit Heinrich IV. war er in Kanossa.

Sein Nachfolger, der Bischof Günther, war des Kaisers Widersacher und stand im Sachsenkriege beim Gegenkönig Rudolf von Schwaben, als dieser 1080 am Gronasumpf bei Hohenmölsen totwund vom Rosse sank. Im Jahre 1089 gelangte Walram durch Heinrichs IV. Machtspruch zur Bischofswürde, ein Held der Feder. Mit seinem Namen bringt man eine der ältesten deutschen Flugschriften in Verbindung, jenes merkwürdige kaisertreue Büchlein de unitate ecclesiae conservanda, dessen verstaubte Blätter Ulrich von Hutten zu Fulda in der Bibliothek wieder fand. Doch ist Walrams Autorschaft der modernen Kritik nicht über alle Zweifel erhaben.

Schwankte im Investiturstreit die Parteinahme der Naumburger Bischöfe, so suchte ihre Politik in den Hohenstaufentagen den Vorteil zumeist im kaiserlichen Lager. Wir finden sie da wiederholt in der Umgebung der Herrscher, wenn diese in Goslar oder Quedlinburg, in Bamberg, Würzburg oder anderswo im deutschen Lande Hof hielten, und mancher hat aus kaiserlicher Huld und Freigebigkeit für den Besitzstand seines Bistums Nutzen gezogen. In Naumburg selbst haben deutsche Kaiser nicht Rast gehalten; sie wählten, wenn sie in die Nähe kamen, Erfurt oder Altenburg zu ihrem Aufenthalt oder die Neuenburg bei Freyburg, wohin zu Barbarossas Zeiten die Sage den Mauernbau aus Männertreue verlegt. Stieß in den Römerzügen das bischöfliche Truppenkontingent zur großen Reichsarmee, so geschah es oft, daß die geistlichen Herren mit im Zuge ritten. Berthold I. ist im kaiserlichen Feldlager vor Mailand 1161 gestorben, sein Nachfolger Udo II. zog dreimal zu Friedrich Barbarossa nach der Lombardei, und Bischof Engelhard weilte wiederholt in Italien an Friedrichs II. Hof in Kapua, Ferentinum und Borgo S. Donnino. Als dann in die Reihen der hohenstaufischen Kaiser sich der Welfe Otto IV. drängte, blieben die Naumburger Bischöfe den alten Traditionen treu. Berthold II. nahm 1198 an der Wahl Philipps von Schwaben teil; und in Naumburg war es, wo im Frühjahr 1211 die staufische Konspiration gegen Otto sich bildete und Pfaffen- und Laienfürsten die Erhebung des Gegenkönigs Friedrich II. besprachen. Erst Bischof Dietrich II. (1244—1272), den die Baugeschichte des Doms an ehrenwerter Stelle nennt, nahm eine antistaufische Haltung ein.

Er schlug sich, als Papst Innocenz IV. den Kaiser Friedrich bannte, auf die Seite der Bischöfe, die den Staufer verwarfen und den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen als Prätendenten aufstellten.

Mit dem Ausgange der Staufen folgten Zeiten, da an Stelle des nationalen Königtums eine lose Föderation selbständiger und selbstsüchtiger Gewalten trat und das Reich, durch die hereinbrechende Gesetz- und Rechtlosigkeit verwildert, darniederlag. Die Kriege, die Kaiser Adolf und später Albrecht um den Besitz Thüringens und Meißens gegen die Land- und Markgrafen Friedrich und Diezmann ausfochten, trugen Elend und Verheerung auch über Naumburgs Feldmark. Die Berichterstattung jener Tage ist mangelhaft: Die Belagerung Naumburgs durch Adolf von Nassau gehört ebenso ins Gebiet der Fabel wie die Erstürmung der Neuenburg bei Freyburg. Aber urkundlich ist erwiesen, daß sich Kaiser Albrecht 1307 in Pforta aufhielt, und ebenso zweifellos erscheint es, daß durch jene wilden Fehden am Beginn des vierzehnten Jahrhunderts eine Reihe linkssaalischer Nachbardörfer gegenüber Almrich zu wüsten Stätten wurden, Wenzendorf, Tesnitz, Rostewitz. Die Hussitenkriege setzten im nächsten Jahrhundert die Stadt in Aufregung und Schrecken, ohne daß die Bürger den gefürchteten Procop vor ihren Mauern sahen. Aber bald darauf zog der sächsische Bruderzwist das Stift in starke Mitleidenschaft (1446 bis 1451). Bischof Peter stand auf der Seite des Kurfürsten gegen den Herzog Wilhelm, der mit böhmischen Hilfsvölkern (Hussiten) plündernd und raubend das Bistum verheerte und die Stadt Naumburg wiederholt mit Belagerung bedrohte. Den Niedergang der kaiserlichen Zentralgewalt haben die Landesfürsten klug und rücksichtslos benutzt, um ihre Souveränität auf feste Grundlagen zu stellen. Auch die Naumburger Bischofsmacht unterlag den territorialen Gelüsten der Wettiner. Durch einen Sühnebrief gab im Jahre 1335 der Bischof Wittiche von Naumburg zusammen mit den Grafen von Schwarzburg und Stolberg das Versprechen, dem Land- und Markgrafen Friedrich dem Ernsten zu dienen und gehorsam zu sein, wie er dies von Rechtswegen schuldig sei. Auch in wirtschaftlicher Beziehung ward für die Bischöfe der Existenzkampf immer mühseliger, und die Stiftsgeschichte ermüdet fast durch die unablässigen Berichte über Verpfändungen und

Verschleuderungen des Kirchenguts. Nur einmal noch, einen Moment vor ihrem Erlöschen, gelingt es der Naumburger Bischofsgeschichte, sich ein bedeutsames Ansehen zu geben, und das ist in der Zeit der deutschen Reformation.

Schon vier Jahrhunderte früher hatten von Westen aus Reformideen, die auf eine gründliche Erneuerung des geistlichen Lebens zielten, alle Kräfte der öffentlichen Meinung in Bewegung gesetzt. Bischof Dietrich I. (1111—1123) griff mit strengem Eifer ein, um die Klosterdisziplin, die überall und namentlich in Sct. Moritz bedenklich gesunken war, aufrecht zu halten; ein Mönch in Bosau stieß ihn aus Rache für eine harte Züchtigung am Altar nieder. Bischof Udo I. (1125—1148), den seine Frömmigkeit zweimal nach dem heiligen Lande trieb, stand in Beziehungen zu Bernhard von Clairvaux, und mit dem Stifter des Prämonstratenserordens, dem Erzbischof Norbert von Magdeburg, verband ihn innige Freundschaft. Ein lebhafter Briefwechsel mit diesem bestärkte ihn in seiner strengen mönchischen Richtung. So stieß er den Abt Berthold von Sct. Georg aus, weil er seines Amtes nachlässig waltete. Heilsame Wirkungen versprach er sich von der Thätigkeit der Cisterzienser, denen eine strengere Handhabung der alten Benediktinerregeln zur Pflicht gemacht war, und die zu seiner Zeit überall in Deutschland festen Boden gewannen. Cisterzienser bauten 1127 am Harzgebirge das Kloster Walkenried, und Walkenrieder Klosterbrüder zogen 1132 ins Kloster Schmölln, das Graf Bruno im Pleißengau fünf Jahre vorher gestiftet hatte, das aber bald unter zuchtloser Wirtschaft argem Verfall nahe gekommen war. Nur fünf Jahre blieben die Cisterzienser dort, dann überließen sie 1137 in einem Tauschvertrage das ganze große Schmöllner Gebiet an den Bischof Udo und zogen mit Genehmigung des Papstes Innocenz II. in die Nähe der Bischofsstadt, in das Waldthal an der Pforte. Kaiser Konrad II. bestätigte im Jahre 1140 und der Papst im folgenden Jahre den Besitzstand des neuen Klosters Sct. Marien zur Pforte. Besonders eng waren unter dem Bischof Dietrich II. (1244—1272) die Beziehungen zwischen dem Naumburger Domstift und Pforta. Zum dauernden Denkmal der gegenseitigen Zuneigung schenkte der Abt dem Bischof einen vollständigen Leichnam einer der elftausend Jungfrauen mit einigen Reliquien der

Apostel Petrus und Paulus. Am Portal des Klosters sieht man heute zur Rechten und Linken die Statue des Grafen Bruno, der einst die Cisterzienser in diese Wildnis rief, und des Herzogs Moritz von Sachsen, der die fromme Stiftung am 21. Mai 1543 zu einer Landesschule gestaltete. Klopstock, Fichte, Ranke, Nietzsche sind hinter jenen Mauern zu Jünglingen erwachsen.

Die Fragen der hohen Politik blieben dem stillen Herde des Bürgers fern. Von dem Erstarken der kaiserlichen Herrschergewalt sah er zwar instinktiv auch seine eigene Wohlfahrt überall gefördert, aber für die hochfliegenden Tendenzen der Krone fand sein Sinn weder Verständnis noch Begeisterung. Und was sonst die Fürsten dieser Welt in Harnisch brachte, all' ihre dynastischen Kämpfe um Macht und Ehre, das kümmerte den Städter nur, wenn es unmittelbar hineingriff in die Sphäre seiner Lebensfragen.

Die Stadt ist seine Welt. Emsig hinter den Mauern sammeln sich die Kräfte, und jede Muskel des kleinen Gemeinwesens strafft sich in fleißigem Spiel. Aus der dürftigen Stadt wird ein Staat mit eigener freier Verwaltung und Regierung, der im zähen Ausharren und im langsamen, nie überstürzten Fortschreiten sich von der Gewalt des Bischofs, des Stadtherrn, emanzipiert und aus kluger Vorsicht das Unterthanenverhältnis zwar formell bestehen läßt, doch lästigen Einspruch und drückende Bevormundung zurückweist.

Ausschlaggebend war auch in diesem Kampfe das Geld. Eine energische Wandlung hatte das wirtschaftliche Leben des deutschen Volkes seit der salischen Kaiserzeit umgestaltet. Hatte sich damals die Macht des Adels und der Geistlichkeit auf Kosten des Reichsguts gesteigert, so war auch der Wohlstand gewachsen, und er wuchs noch weiter durch die rationellere Bewirtschaftung der Latifundien. Mannigfacher wurden die Lebensbedürfnisse, begehrter die Produkte fremdländischer Herkunft. Das hob wieder den Handelsverkehr und häufte den Reichtum der Kaufleute; und da diese überall den Kern des Bürgertums ausmachten, so waren es die Städte schließlich, in deren Mauern Geld und Gut sich sammelte. Noch anderes kam hinzu. Die großen Straßen des Weltverkehrs hatten bisher das Innere Deutschlands fast gänzlich vermieden, nun werden am Rhein und Main die Bischofssitze

belebte Kaufplätze, nach den Städten des Elb- und Odergebiets zieht sich der nordische und slavische Handel, und an der Donau führt die rege Verbindung mit Italien die Blüte Ausburgs und Regensburgs herbei. Andere Städte reihen sich als kleinere aber oft bedeutsame Stationen in das Netz der Verkehrsrouten ein. Bald bringen die Kreuzzüge den Handel vollends zur Entfaltung. Persiens und Indiens märchenhafte Erzeugnisse erscheinen in den Häfen Italiens, Flanderns und Englands, und der deutsche Kaufmann holt sie von da und führt sie ins Binnenland und zu den nordischen und östlichen Völkern. Der Aufschwung des internationalen Verkehrs wirkt auch auf die Industrie belebend und bringt den Handwerkern Segen. Höher steigt die Volkszahl in der Stadt. Der sichere Friede ihrer Mauern lockt den unfreien Arbeiter vom Lande herbei; die Stadt ist ihm das Asyl, und ihre Luft macht ihn nach uralter Satzung frei, wenn er sie Jahr und Tag geatmet hat. Auch materielle Not treibt den gewöhnlichen Mann jetzt häufiger, der Stadt zuzuwandern und dort lohnendem Gewerbe sich einzureihen. Da erweist sich bald der alte Raum zu eng, eine Neustadt schließt sich der Altstadt an. Belebter werden die Straßen, freundlicher und stattlicher in ihrem Aussehen die Häuser, geräumiger die Kontore und reicher die Warenlager, und über das Dächergerage erheben sich die hohen Dome, in denen die romanische Baukunst jetzt zur Durchbildung und Vollendung reift.

Auch an Naumburgs Größe hat der Handel gebaut. Das Entstehen und der Aufschwung einer Handelsstadt ist von der Gunst ihrer geographischen Lage und von dem Vorhandensein eines natürlichen Handelsgebietes abhängig. In der östlichen Vorstufe der thüringischen Hochebene tritt die Saale, nachdem sie die Muschelkalkfelsen des Kösener Engpasses verlassen hat, in eine grüne Aue hinaus, die rings von rebentragenden Buntsandsteinhöhen umschlossen wird. Da wo das Thal sich fast einen Kilometer breit erweitert, um die Unstrut in sich aufzunehmen, liegt am südlichen, allmählich zum Plateau ansteigenden Rande die Stadt Naumburg. Ihr Markt erhebt sich 120 Meter über das Meeresniveau.

Die Saale und die Unstrut, die die Lage der Stadt kennzeichnen, haben als Wasserstraßen nie einen bestimmenden Einfluß auf die Ent-

wicklung der Naumburger Handels- und Verkehrsverhältnisse ausgeübt. Die Unstrut ist durch umfassende Kanalisationsarbeiten erst 1791 zu einer Schiffahrtsstraße gestaltet, und die Saale, die schon seit dem zehnten Jahrhundert kahnbar und flößbar erscheint, ist erst 1823 auf diesem Teile ihres Laufes eine Lastenträgerin geworden. Auch dem Landverkehr haben die Flußufer hier nicht mit gütiger Vorsehung die Wege gebahnt. Der große Sumpf, der die Saaleniederung aufwärts zwischen Kösen und Naumburg Jahrhunderte lang erfüllte, drängte die Weganlagen immer auf die Höhen hinauf. Erst Napoleons I. Zeit hat die Heerstraße, die heute so bequem am Fluß entlang und an Pforta vorüberzieht, kunstmäßig geschaffen.

Seit der Zeit, da sich ein klares Bild von den Verkehrsverhältnissen der umgebenden Landschaft gewinnen läßt, kam von Frankfurt und Eisenach her die Oberstraße. Diese große Schlagader des westöstlichen Handelslebens ging über Erfurt, Buttelstedt und Eckartsberga nach Naumburg und dann weiter über Weißenfels auf Leipzig zu. Ursprünglich lenkte sie von Fränkenau herunter zur Almricher Furt; seit 1404 aber überschritt sie auf der damals erbauten Kösener Steinbrücke die Saale, um über Altflemmingen sich unserer Stadt zuzuwenden. Mit ihr einte sich die Nürnberger- oder Frankenstraße, die Bamberg, Koburg, Saalfeld, Jena, Kamburg berührte und über unsere Stadt nach Leipzig zog. So waren die Fäden, die sich von Frankfurt am Main nach Leipzig und von Leipzig nach Nürnberg spannten, mit Naumburg verknüpft; aber die Stadt hat es nicht vermocht, diese Verbindungen beherrschend in der Hand zu halten, da Leipzig einerseits die Frankfurter Linie unter Umgehung Naumburgs auch auf der älteren Königsstraße über Merseburg, Freyburg, Eckartsberga bequem erreichen konnte und andererseits mit Nürnberg über Altenburg, Plauen und Hof in vortrefflicher Verbindung stand.

Durch den Wandel der territorialen Gestaltungen vom Mittelalter bis zur Neuzeit ist auch der Charakter des Handels und der Handelsbeziehungen mannigfach beeinflußt, aber nie, selbst in der Zeit hohen Glanzes nicht, hat Naumburg mit Leipzig oder mit Frankfurt und Nürnberg rivalisieren können; auch an der unbequemen Nachbarschaft von Erfurt und Halle schlug es sich stets die Fügel wund.

In den Jugendtagen der Stadt beschränkte sich der Handel mit der slavischen Nachbarschaft und mit der germanischen dörferlichen Bevölkerung auf Tauschverkehr. Holte der Bauer seine eiserne Pflugschar, Kessel und Schüssel, Leinen- und Wollengewand vom Markt, so trug er dafür die Produkte seiner Wirtschaft herbei, besonders Weizen, Gerste, Hafer, Hirse, Erbsen, Hanf, Senf, Rüben, Mohn, Flachs, Holz, Honig, Eier, Lämmer, Ferkel und Gänse. (Urkunde 1196.) Kühner wagte der Kaufmann bald eine Handelsfahrt hinüber in die östlichen Länder mit den Waren, die er aus Süden oder Westen geholt hatte. Und die verfeinerte Kultur bedingte schnell regeren Import, häufte mannigfaches buntes Kaufmannsgut im Gewölbe und auf der Marktbank.

Tuchstoffe zu Herrengewand, Aachener, Kölner, Yperner, auch einheimische, waren ein einträglicher Artikel, und die Tuchhändler oder Gewandschneider, wie sie hießen, galten als kaufmännische Elite. Sie wußten ihre Interessen wohl zu wahren und erwirkten ein Ratsedikt, daß kein fremder Kaufmann Herrengewand in der Stadt verschneiden durfte außer an Sct. Peters Markt. Zur Meßzeit hatten die Tuchfabrikanten auf dem Wenzelskirchhof ihren Stand. Da lockten die Kauflust feine scharlachene Tücher mit goldenen Borten aus Lund neben grobem, ungeschorenem Fries aus Friesland. Außer den fertigen Stoffen waren Wolle und die zur Tuchbereitung notwendigen Färbemittel begehrte Waren. Namentlich die Waidpflanze, isatis tinctoria, die vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert mit ihren blaugrünen Blattrosetten dem thüringischen Landbau ein charakteristisches Aussehen gab, lieferte das wertvolle Mittel zum Blaufärben; erst der Indigo hat sie verdrängt. Erfurt war der Mittelpunkt des ganzen deutschen Waidbaus und Waidhandels, der den Bürgern in guten Jahren dort drei Tonnen Goldes einbrachte. Im Osten der thüringischen Mark versuchte Naumburg den Waidhandel zu beherrschen. In Görlitz erwarben die Naumburger Kaufleute durch die Vermittlung des Dresdener Magistrats 1340 das Vorkaufsrecht des Waids vor anderen Städten. Sixtus Braun vergißt in seinen für die ältere Zeit sehr knappen Berichten doch nicht zu registrieren, daß der Waidhandel zu Naumburg „gewaltig und stark gewesen“ (1305). Der alte Name

der heutigen Schulstraße „Waidgarten" weist in unserer Stadt auf den Anbau der Färbpflanze hin.

Als der Kleiderluxus im zwölften Jahrhundert üppiger aufschoß, wurden ausländische Sammet- und Seidenstoffe und Brokatgewebe lohnende Verkaufsgegenstände, und weither aus dem fernen Osten führte man den dunkelbraunen geschätzten Zobelpelz mit anderen Rauchwaren und Häuten zum Schuhwerk. Gute Leinwand wurde aus Schwaben eingeführt, doch auch aus Halle, Chemnitz und Rochlitz.

Manufakturen fremden und einheimischen Ursprungs standen feil, Räder, Stränge, Schindeln. Ausländische Weine und von deutschen namentlich der Würzburger fanden sich in den Kellereien und wurden weiter nach Polen geschafft. Auch den Bürger labten sie, der am heimischen Gewächs nicht Behagen fand, und der Magistrat trug Sorge, daß der Ausschänker die obrigkeitliche Taxe nicht überschritt. Köstliches Gewürz aus fernem Orient war der Hausfrau unentbehrlich. Hoch angesehen war das Naumburger Bier; und wenn es auch nicht bis nach Rom gefahren wurde, wie das Gerücht ging, so zeugte doch das landläufige Sprichwort „Naumburger Bier ist der Thüringer Malvasier" für seinen guten Ruf. Eine Wagenladung Naumburger Biers war ein beliebtes Ehrengeschenk der Stadt an den Bischof und an benachbarte Fürsten und Grafen. Groß war der Gewinn, der aus dem Bierhandel in die Stadt floß. Man liest, daß in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Erlös allein aus dem Herzogtum Sachsen 100,000 Goldgulden betrug; und die Erfurter Chronik weiß zu melden, daß dort der Rat im Jahre 1463 vom Naumburger Bier 6104 Gulden Reingewinn hatte. In den bekannten Briefen der Dunkelmänner wird es mit dem Einbecker Bier auf gleiche Stufe gestellt, und ein berufener Kenner des sechzehnten Jahrhunderts schrieb: „Ich habe das schönste und lieblichste Bier in Naumburg getrunken, daß einen im Herzen danach gelüsten möchte; aber es will mit Muße und Maß, nicht aber in Quartierchen getrunken sein."

In den ersten Jahrhunderten der deutschen Kaiserzeit gebot die Kaufmannschaft noch nicht über angehäufte Massen von Barmitteln, aber mit dem fröhlichen Aufblühen des Handels im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nahm die Kapitalbildung unter den Bürgern

außerordentlich zu. Die Art des kommerziellen Betriebes setzte einen hohen Grad von reellem Vermögen voraus. Da Speditionshandel und Wechselgeschäft namentlich im Binnenlande noch unentwickelt waren, so mußte der Großkaufmann selbst seine Güter aus der Ferne holen und selbst nach den Marktplätzen zum weiteren Absatz schaffen. Nicht ungefährlich war da die Fahrt, aber sein praktischer Sinn verstand es bald, Genossen, die desselben Weges zogen, zu einer Kauffahrtei zu assoziieren, die bessere Gewähr gegen raublustigen Überfall bot und zudem die Geleitskosten für den einzelnen minderte. Straßen- und Brückenzölle verteuerten den Preis der Waren und legten dem aufstrebenden Handel ein lästiges Hemmnis. Auch die Naumburger litten schwer darunter. Im Jahre 1278 versprach der Markgraf Dietrich dem Bischof Meinher, daß er im ganzen Stiftsgebiet den Marktverkehr, „lahdunge und niederlahgunge" und Ein- und Verkaufsgeschäfte in Zukunft nicht wieder stören, die Handelsstraßen nicht sperren, sondern freien Zugang und Ausgang den Reisenden gewähren wollte. Neun Jahre später leisteten Pfalzgraf Friedrich von Sachsen und sein Bruder Dietrich dem Bischof Bruno eine ähnliche Zusage.

Auch als längst bei der gefestigten Sicherheit der Landstraßen der Güterverkehr gewaffnetes Geleit entbehren konnte, verzichteten die Landesherrn doch nicht auf die Erhebung der Geleitskosten. Ein Zeitzer Geleitstarif aus dem fünfzehnten Jahrhundert giebt ein genaues Verzeichnis der Gegenstände, bei denen diese Steuer in Anwendung kam, und normiert die Höhe der Beträge, die der bischöflichen Kasse daraus zuflossen.

Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert umfassen eine Spanne Zeit, da Naumburgs Handel am kräftigsten seine Schwingen hob, um über die engbegrenzte Sphäre der thüringischen Heimat hinaus mit seinem Blick ein weiteres kommerzielles Gebiet zu umspannen. Das stand mit der wirtschaftlichen Umformung des deutschen Reiches, mit der Ausdehnung der Handelsbeziehungen, der Zunahme der Verkehrserleichterungen und der Steigerung des Kapitalismus in engem Zusammenhang. Im fünfzehnten Jahrhundert gehörte Naumburg zur Hansa. Indes die Politik der städtischen Einungen, die den Bürgern außer der Gunst erhöhter Handelsinteressen auch den Segen politischer

Selbständigkeit verhieß, rief die heimischen Fürstengewalten auf den Plan. So mußten denn im Jahre 1433 Rat und Gemeinde den Herzögen Friedrich und Sigismund von Sachsen und dem Landgrafen Friedrich zu Thüringen geloben, daß sie aus dem Bund der See- und Hansestädte, oder mit wem sie sonst verbündet seien, austreten und in Zukunft sich mit niemand verbünden wollten.

Die Wochenmärkte mit ihrer regelmäßigen Wiederkehr durchbrachen die Einförmigkeit des Geschäftslebens innerhalb der Mauern. Fast überall war der Sonnabend der übliche Markttag geworden, zumal seit Kaiser Konrad zu derselben Zeit, da er das Naumburger forum regale bewilligte, an die Verleihung eines neuen Marktrechts die Bedingung knüpfte, daß nicht mehr am Sonntage, wie bisher bräuchlich, sondern am Sonnabend der Markt abgehalten werden sollte. Das geschah vielleicht aus religiösen Erwägungen, vielleicht auch in der Absicht, das lästige Eindringen jüdischer Händler zu beschränken. Die Stadt und der ländliche Umkreis, wenige Meilen weit, stellten Käufer und Verkäufer, und wenn um 9 Uhr der Strohwisch gezogen war, drängte sich auf dem Marktplatz und in den einmündenden Gassen ein Gemisch dörferlich-städtischen Handeltreibens. Aber mit einer Spannung aller Kräfte, mit einer Aufregung, die durch alle Schichten der Bevölkerung flutete, erwartete man die Messe, die hohe Zeit des Jahres, die über die einfarbige Alltäglichkeit die Strahlen einer anderen Sonne leuchten ließ und zwischen den engen Stadtmauern das bunte Leben einer neuen, fremdartigen, größeren Welt erschuf. Die Naumburger Messe steht mit dem Weihetage der Kathedrale in Zusammenhang und trägt daher den Namen der Stiftspatrone Petrus und Paulus. Stammt auch die älteste kaiserliche Bestätigung erst von Maximilian I., so spricht doch das Pergament selbst davon, daß sie seit Menschengedenken bestand. Sie ist von den noch jetzt existierenden deutschen Messen ohne Zweifel eine der ehrwürdigsten. Seit früher Zeit wurde neben der Hauptmesse noch eine zweite am grünen Donnerstage abgehalten. Der Plan sie auf eine günstigere Zeit, auf den Sonntag Sexagesimä, zu verlegen trug im Jahre 1514 den Naumburgern eine erbitterte Verfeindung mit der mächtigen Nachbarstadt Leipzig ein. Ein kaiserliches Privilegium vom 19. April 1514 gestattete die Verschiebung, allein die

Leipziger betrachteten die Verlegung als eine Neuerrichtung und brachten ein älteres kaiserliches Pergament hervor, das jede neue Marktgründung in einem Umkreise von fünfzehn Meilen um ihre Stadt untersagte. Der Kaiser inhibierte nun in der That seine Genehmigung. Darauf begann zwischen den beiden Städten ein mit rastloser Zähigkeit geführter Prozeßkrieg, den erst im Jahre 1667 ein Vergleich zu Gunsten Leipzigs endete. Danach sollte Naumburgs zweiter Markt künftig vom Palmsonntag bis zum Mittwoch in der stillen Woche währen. Es ist unser jetziger Topfmarkt. Kaiserliche Marktbestätigungen sind in Menge auf dem städtischen Archiv bewahrt. (1613, 1621, 1638, 1660, 1713.)

Ein erfolgreiches Konkurrieren mit dem glücklichen Leipzig, das durch den Eifer der wettinischen Fürsten so außerordentlich gefördert wurde, lag noch weit über das Ziel kühner Wünsche hinausgerückt; Naumburgs Ehrgeiz mußte sich mit der kleinen Hegemonie in seinem ostthüringischen Handelsbezirk begnügen. Hier aber übten die Bürger ihre Herrschaft mit Eifersucht. Als 1520 die Einwohner von Allstedt an die Errichtung eines Jahrmarkts dachten, erhob der Rat sofort gewichtigen Einspruch und Klage beim Kurfürsten. Die Stiftsstadt Zeitz war von Naumburg längst überholt. In einem Gesuch, das die Zeitzer wegen einer Marktvergünstigung 1532 dem Bischof Philipp überreichten, betonten sie klagend, daß ihre „merkliche Niederlage und Jahrmarkt" nach Naumburg verlegt seien, und daß sie in ihrem Gewerbe und Handel keinen Aufschwung erlangen könnten.

Handel schuf Reichtum, Reichtum aber bürgerliches Selbstgefühl und den Drang nach Macht und Ehren. Die Kaufleute, die unter dem Schutz des forum regale zu Kaiser Konrads Zeiten Markt und Stadt gebaut hatten, waren ursprünglich allein die Bürgerschaft. Aus ihnen ist die Gemeinde erwachsen, die mit der Errungenschaft der kommunalen Selbständigkeit im Jahre 1300 vor uns steht. Fast überall in den Städten ist die Laufbahn dieser Entwicklung dieselbe. Bischöfliches Stadtregiment stand zunächst jeder freien Regung der Kräfte bevormundend im Wege. Aber die Unterthanen fanden in der Genossenschaft die Mittel, eigenen Willen durchzusetzen. Den Gedanken eines engeren Zusammenschlusses hatten zuerst die vielgestaltigen Gefahren der weiten und beschwerlichen Handelsfahrten nahegelegt. Was

dort dem flüchtigen Bedürfnis des Augenblicks entsprang, das fand daheim im Schoße der Vaterstadt bald eine formelle und dauernde Organisation. Eigenartige Gepflogenheiten und Gebräuche, die dem aufs Konventionelle gerichteten Sinn des deutschen Bürgers stets behagten, umwanden die Gefährten hier zu einer geschlossenen Brüderschaft, einer Gilde. Und diese Gemeinschaft beanspruchte eine Autorität, die über das private Auftreten bald hinausging. Verworrenes Gedränge einheimischer und fremder Käufer und Verkäufer veranlaßte am Markttage gar oft leidenschaftliches Gebahren, schlimme Verwicklung, Frevel und schnelle Gewaltthat, die den Marktfrieden verletzte. Dann saß unter der offenen Halle am Platz neben einem öffentlichen Richter ein Kollegium von richtenden Schöffen, aus der Mitte der Kaufmannschaft erkoren. Denn sachkundige Schiedsrichter waren doch allein die Handelsherrn, denen reiche Welterfahrung, Kenntnis fremder Sitten und Rechtsgebräuche und aller kaufmännischen Usancen zur Seite stand. Ihr entscheidendes Urteil verstanden sie naturgemäß bald zu erweitern vom Marktplatz auf den ganzen Stadtbezirk und dann über den Kreis der reinen Handels- und Marktangelegenheiten hinaus zu einer richterlichen Kompetenz in allen anderen zivilen Sachen. Und wie ihre praktische Fürsorge ursprünglich bedacht war auf die Herstellung sicherer, bequemer Wege, auf Verkehrserleichterungen und auf Weggeleit, auf rechte Ordnung im Marktgetriebe, auf Wage, Gewicht und Scheffel und viele andere Erfordernisse eines geregelten Geschäftsverkehrs, so zogen sie allmählich auch die polizeiliche Regelung, Leitung und Verwaltung aller anderen städtischen Angelegenheiten an sich. Gewohnheit ward zum Gesetz und Usurpation zum Recht. Ein Kommuneausschuß hat sich auf diese Weise aus der Handelsgenossenschaft gebildet; er hat sich im Laufe der Jahre fester und einheitlicher zum Ratskollegium organisiert und an seine Spitze zwei aus seiner Mitte gewählte Bürgermeister gestellt.

Ganz ohne Frage blieben gegen diese weltklugen Elemente der Bürgerschaft diejenige Bestandteile der Bevölkerung im Hintertreffen, die nach altväterlicher Weise der Scholle ihren Lebensunterhalt abrangen oder im Handwerk ihren Lohn suchten.

So lange die Thätigkeit des bürgerlichen Regiments auf rein

kommuuale Sachen beschränkt blieb, war sein Verhalten ein legales, aber jeder Schritt darüber mußte zum Konflikt mit der öffentlichen Gewalt führen, deren ganze Summe allmählich vom Kaiser auf den Bischof übergegangen war. Von seinem stadtherrlichen Einspruch und seiner Genehmigung hing es ab, wenn der Rat seine Attribute erweiterte und namentlich das Recht der Besteuerung und die hohe Gerichtsbarkeit sich zu eigen machen wollte. Erst diese Errungenschaften sind das Kriterium einer vollendeten Stadtverfassung. Nach dem Ausgang der staufischen Kaiser haben sich die Städte zu diesem Wegziel aufgemacht, und viele, auch Naumburg, haben es erreicht.

Das Geld hat auch hier die Bahn geebnet. Für die erste Entwicklungsperiode der städtischen Verfassung in Naumburg fehlt es an gleichzeitigen Zeugnissen. Die Urkunden des Stadtarchivs beginnen mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts; da tritt uns die Stadtgemeinde bereits völlig organisiert, der Rat im Schlußstadium seiner Entwicklung entgegen. Als im Jahre 1305 der Bischof Ulrich zusammen mit dem Domkapitel den allgemeinen städtischen Schoß festsetzte, that er es im Einverständnis mit der gesamten Bürgerschaft. In der Urkunde, die darüber aufgesetzt ward, geschieht auch des Rats zum ersten Male Erwähnung, und an den Rand des Pergaments wurde außer dem Kapitelssiegel auch das Siegel der Stadt gehängt. Dies Siegel, ein Zeugnis des demokratischen Selbstregiments, ist acht Centimeter im Durchmesser groß und zeigt in der Mitte den Heiland, wie er den Aposteln Petrus und Paulus, die zu beiden Seiten in gebeugter Stellung verharren, ihre Kronen aufsetzt. Der Prägestil und die gotischen Majuskeln deuten auf das vorhergehende Jahrhundert; die Umschrift lautet: Sigillum Burgensium de Nuenburc. Im fünfzehnten Jahrhundert änderte der Magistrat das Gepräge des Stadtsiegels, um auch darin das Gefühl seiner Unabhängigkeit von der bischöflichen Regierung zum Ausdruck zu bringen. Es führte seitdem den h. Wenzel, den Schutzpatron der Stadt. Als geharnischter Ritter ist er abgebildet; seine rechte Hand hält die Fahne, die linke einen Schild, der aber hier nicht mit dem Adler, dem gewöhnlichen ikonographischen Attribut des Heiligen, sondern mit Schlüssel und Schwert geziert ist. (s. Siegeltafel.)

Im Jahre 1305 finden wir auch in den Annalen des Bürgermeisters Sixtus Braun den Naumburger Rat zum ersten Mal; er legt damals der Bürgerschaft aus eigener Machtvollkommenheit eine Brausteuer auf. Von nun an werden die Notizen reichlicher, so daß sich Thaten und Schicksale des Rats genauer verfolgen lassen. In der Stille war er langsam emporgewachsen, bis das reger gewordene städtische Leben und die Konflikte, die zwischen der aufstrebenden Gemeinde und der bischöflichen Gewalt immer zahlreicher sich ergaben, ihn zwangen, aus der Verborgenheit vorsichtiger Kraftansammlung zum Kampfe offen herauszutreten.

Eine Aufzeichnung der Bürgermeister im städtischen Archiv geht bis auf das Jahr 1323 zurück und nennt als die ersten Namen Dittmar von der Neustadt und Wicker von Sulza. Seit 1348 sind dann auch die Namen der Ratsherrn alljährlich aufbewahrt, seit 1491 die Namen der Rechenherrn oder Assessores und seit 1511 die Namen der Ratsamtleute und Gassenmeister. Die Stadtvertretung führte die Bezeichnung „die drei Räte". Der erste Rat, der regierende, zählte in der Zeit seiner vollen Ausbildung nach dem üblichen Schema anderer Städte zwölf Personen, den Ober- und Unterbürgermeister, den Ober- und Unterkämmerer, den Stadtschreiber nnd sieben Ratsherrn. Nur der Stadtschreiber blieb dauernd im Amte; die anderen alle traten nach dem Ablauf ihres Amtsjahres in den zweiten Rat, den sitzenden, und im nächsten Jahre in den dritten Rat, den Rat der Ältesten. Nach Vollendung dieser Frist durften sie wiederum in den regierenden Körper gewählt werden. Da sich die drei Kollegien selbst ergänzten, so findet sich in den Namenslisten ein regelmäßig wiederkehrender dreijähriger Wechsel der Personen. Die laufenden Geschäfte ordnete der regierende Rat; er verband sich aber mit den zwei anderen Gruppen, wenn es galt, über allgemeine städtische Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit Beschluß zu fassen.

Alljährlich am Tage purificatio Mariae fanden die Wahlen statt. Der neue Rat mußte dann die Bestätigung des Bischofs nachsuchen, die dieser ohne Zögern gewährte, seit seine Mitwirkung nur ein formeller Hoheitsakt geworden war. Der Annalist meldet zum Jahre 1485, daß das bischöfliche Bestätigungsrecht sich nicht auf jeden

Gewählten überhaupt, sondern nur auf diejenigen bezog, die aus dem alten Rat zum neuen gekoren wurden. Die Stadt pflegte dem Bischof bei der Gelegenheit ein ansehnliches Geschenk zu verehren, das meist in einer Wagenladung Bier bestand. Erst darauf wurde in der Wenzelskirche das Resultat der vollendeten Wahl proklamiert; der neue Rat empfing vom alten Rechnung und Amt, und die Gemeinde schwur ihm Gehorsam. Beim Ratswechsel war es noch dem Bischof gestattet, einen Einblick in die städtische Haushaltung zu thun und die Rechnungen zur Superrevision zu fordern.

Großhandelsbetrieb und Reichtum, Familientraditon und ausschließlicher Besitz der Ämter grenzten das städtische Optimatentum schroff von der übrigen Gemeinde ab und stellten es dieser als Geschlechter oder Patrizier gegenüber. Die Ratsmitglieder waren die Herren, waren oft ritterlicher Ehren teilhaftig, und der repräsentative Aufwand ihrer Lebensführung trug nicht wenig dazu bei, auch nach außen hin der ganzen Stadtgemeinde Ansehen und Geltung zu verschaffen.

Seit früher Zeit hatte sich ein ritterliches Element mit dem Geschlechterrat verquickt; das waren die bischöflichen Ministerialen, die wahrscheinlich einst in der Stadt mit der Verwaltung der Regalien von ihrem Herrn beauftragt waren, im Laufe der Zeit aber aus ihren Lehen einen erblichen Besitz herausgebildet, die Reste der Vasallität abgestreift und mit der kaufmännischen Aristokratie sich verschwägert hatten. So ist es erklärlich, daß namentlich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Mitglieder adeliger Geschlechter im städtischen Rat zahlreich vorhanden sind. Es wiederholen sich da die Namen von Jena, von Tümpling, von Sulza, von Merkwitz, von Windhausen, von Rochhausen, von Hohndorf, von Scheiplitz, von Scheidingen, von Flemmingen u. a. Im fünfzehnten Jahrhundert werden sie allmählich von den bürgerlichen Namen verdrängt, und im folgenden Jahrhundert verschwinden sie dann fast gänzlich.

Doch die schönen Tage, da die glanzvolle Geschlechterregierung sich noch auf ein patriarchalisches Ansehen stützte, waren kurz. Hochmütiges Gebahren der beati possidentes, ihre selbstsüchtige, unkontrollierte Verwaltung, ihre käufliche, verwahrloste Rechtsprechung und der starke Druck, mit dem sie die Steuerkraft der Menge preßten, rief

die Opposition schon frühe wach. Die große Masse der Bürger erscheint auf dem Kampfplatz und trachtet nach einer Teilnahme am städtischen Regiment. Da wühlt in öffentlichen und geheimen Zusammenkünften die Unzufriedenheit, und lauter Aufruhr erhebt sich. Der Bischof muß Zank und Zwiespalt dämpfen. Im Jahre 1329 setzte Bischof Heinrich I. mit Beirat der Zeitzer Stiftsherrn und seiner ritterlichen Vasallen und in Übereinstimmung mit der ganzen Bürgerschaft fest, daß fortan jährlich sechs Ratsherrn aus den „Reichen", d. h. aus den kaufmännischen Geschlechtern, und sechs aus den „Armen", d. h. der Handwerkergemeinde, in den Ratsstuhl gezogen werden und daß diese zwölf in den Gemeindeangelegenheiten der drei Räte mächtig sein sollten. Alle Zusammenrottungen wurden aufs strengste bei Strafe an Leben und Gut oder bei ewiger Verbannung untersagt. Jene zwölf Erwählten bildeten einen Ausschuß, der nach seiner Zusammensetzung und seinem Zweck einer Stadtverordnetenversammlung entspricht. Die Kontrolle des städtischen Haushalts sollte wohl ihre Hauptaufgabe sein, und „Verordnete zur Rechnung" wurden sie auch später genannt. Von großem Gewicht ist aber ihr Aufsichtsrecht nicht geworden; ein Speyrer Reichskammergerichtsbeschluß entschied im Jahre 1687 mit Bezugnahme auf jenes Diplom Bischof Heinrichs, daß den Rechenherrn verfassungsmäßig in einer besonders anberaumten Sitzung nur eine summarische Übersicht der städtischen Ausgaben und Einnahmen vorgelegt werden sollte.

Ursprünglich waren in den Städten wie in den Dörfern die gemeinsamen Angelegenheiten auf den öffentlichen Plätzen unter freiem Himmel verhandelt; erst seit dem zwölften Jahrhundert hören wir von eigenen Rathäusern. Der Naumburger Rat besitzt bei seinem ersten Auftreten bereits ein Rathaus. Im Jahre 1396 ward ein neues gebaut; wiederholt zerstörten es Feuersbrünste, zumal da es aus Holzwerk bestand, bis man in der Reformationszeit den Bau eines steinernen Hauses begann.

Die polizeilichen Befugnisse des mittelalterlichen Rats waren nicht von vornherein gesetzlich klar begründet; sie beruhten auf dem Recht der Gewohnheit oder waren dem Bischof abgerungen, blieben sogar noch vielfach durch die Gerechtsame der geistlichen Würdenträger

eingeengt. Eine vielköpfige Schar ausführender Kräfte stand den regierenden Herrn zur Verfügung: Zwölf Gassenmeister; dann die Ratsamtleute mit polizeilichem Charakter, der Wegemeister, Bierseyl, Hopfenscheffel, Futtermeister, Ziegelherr, Fleischschatzer und drei Feuerherrn oder Umgeher; schließlich das Ratsgesinde, der Stadtvogt, Ausreiter, Wagemeister, Schenk, Fährmann, Bierzieher, Hopfenmesser, Bierrufer, Stadtarzt, Rohrmeister, Gemeindebäcker, Hausmann, Kirchner, Garkoch, Botenläufer, Förster, Ziegeler.

Geräuschvoll, umfassend und beweglich war die Thätigkeit des mittelalterlichen Rats nach außen. Bei dem grellen sozialen Elend einer breiten Volksschicht verlangte die Armen- und Siechenpflege eine ausgedehnte Fürsorge; da ist es erfreulich zu beobachten, wie aufopfernd städtischer Wohlthätigkeitssinn sich der Hilflosen und Verlorenen erbarmt. Auch die Erlasse des Magistrats gegen Brot- Fleisch- und Weinverteuerung, die ausführlichen Feuer- und Brauordnungen und die strengen, oft erneuten Edikte, die das häusliche und öffentliche Leben der Unterthanen regelten, bilden eine charakteristische Seite aus der Kulturgeschichte des mittelalterlichen Gemeindewesens. Selbst der Bischof verzichtete nicht darauf, vermöge seines Hirtenamtes polizeilich auf das moralische Leben der Stiftseingesessenen einzuwirken und durch Kleider-, Kindtaufs-, Hochzeits-, Sittenordnungen freie Willkür des einzelnen zu beschränken.

Verworren waren die Jurisdiktionsverhältnisse in der Stadt.

Die alte Schöffengerichtsbarkeit war schon in frühster Zeit auf den Magistrat übergegangen, sodaß Schöffen und Ratspersonen sich identifizierten. Diese Rechtsprechung bezog sich zunächst nur auf Vergehen untergeordneter Art und trat besonders dann in Kraft, wenn es sich um Übertretungen der Polizeiverordnungen handelte, in denjenigen Fällen also, die auch bei unserer modernen Verwaltung die Polizeibehörde zum Einschreiten veranlassen. Darüber hinaus war aber die Kompetenz des Ratsgerichts auch auf die Fälle unserer heutigen freiwilligen Gerichtsbarkeit, auf Erb- und Vormundschaftsverhältnisse, Grundbuchsachen, Schuld und Bürgschaft ausgedehnt. Die Strafmittel beschränkten sich auf Geldbußen, Gefängnis und Verbannung aus der Stadt, und ihre Handhabung bedeutete wenigstens im Ver-

gleich mit der feudalen Rechtspflege jener Tage einen Fortschritt der Humanität.

Die peinliche Gerichtsbarkeit in der Stadt hingegen übte zusammen mit dem Domkapitel des Bischof, auf den sie als Regal vom Kaiser übergegangen war. Er übertrug sie als Lehen einem Schultheißen, der dann in des Bischofs und des Kapitels Namen Recht sprach. Nach altem Herkommen durfte er nicht dem Stande der Ministerialen angehören, sondern mußte ein Freier sein. Die Herren von Sulza haben das Amt eine Zeit lang als erbliches Lehen besessen. Doch auch auf die Thätigkeit des Schultheißen, der den Namen Richter annahm, gewann der Magistrat allmählich bestimmenden Einfluß und Kontrolle, und er setzte es im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts durch, daß jener nur unter seiner Mitwirkung einschreiten nnd urteilen durfte. Und dann war es nur noch ein kleiner Schritt, bis der Bischof die hohe Gerichtsbarkeit über Hals und Hand in der Stadt und in ihrer Flur stets auf eine Reihe von Jahren gegen eine jährliche Abgabe dem Rat verkaufte. Urkunden melden, daß dieser Verkauf 1486 auf drei Jahre, 1494 auf sechs Jahre geschah und dort jährlich 100 Gulden, hier 110 Gulden der Stiftskasse einbrachte. Doch blieben natürlich die Bewohner der Domfreiheit und die Kapitels- und Dompropsteiunterthanen und die Bezirke der beiden Klöster von der Ratsgerichtsbarkeit ausgeschlossen. Eine Appellation von dem Gericht an den Bischof sollte gestattet sein; während eine Appellation vom Bischof an den Erzbischof oder an das Kammergericht auf Betrieb des Domkapitels verwehrt wurde (1519). Endlich, als das Stift längst säkularisiert war, übertrug 1679 das Domkapitel durch die sogenannten Großen Kompactaten, die der Administrator Moritz bestätigte, das Gericht über Hals und Hand dem Rat als Lehen; der blieb nun im Besitz desselben, bis das Jahr 1818 die städtische Gerichtsbarkeit auflöste. Außerhalb der Stadt und ihres Weichbildes bestand das alte bischöfliche Vogtsding; viermal wurde es jährlich auf der Bischofsfeste zu Schönburg abgehalten, und Vertreter der Bürgerschaft mußten daran teilnehmen.

Nicht selten geschah es, daß fremde Ortschaften in verwickelten Fällen ein Rechtsgutachten des Naumburger Magistrats einholten, wie es von Kamburg, Schkölen, Eisenberg und anderen gemeldet wird.

Aber auch der Rat fand in manchem eigenen Streit die Entscheidung nicht und erbat dann vom Magdeburger Schöppenstuhl Gutachten und Urteil. Unter den Handschriften des Stadtarchivs ist eine Abschrift des Magdeburger Weichbildrechts aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, die als Handbuch zum praktischen Gebrauch beim städtischen Gericht gedient hat, und daneben eine Zusammenstellung von Schöffenurteilen aus Halle und Magdeburg.

Die peinliche Justiz des Mittelalters verhängte härtere Strafen mit rücksichtsloser Anwendung; im bunten Volkstreiben war der Henker eine wichtige Persönlichkeit, und grausame Exekutionen gehörten zu den Abwechslungen der alltäglichen Schaulust. Die Wohnung des Scharfrichters, die Meisterei genannt, lag vor dem Salzthor am Ende der heutigen Lindenstraße; die blutigen Exekutionen vollzog er auf dem Galgenberg und auf dem Rabenstein, der 1349 erbaut wurde.

Dem komplizierten Verwaltungsapparat entsprach ein verwickeltes Budget, zumal da die Verbindlichkeiten gegen den Bischof, die Verpflichtungen zum Reichs- und Landkriegsdienst und zur Aufrechterhaltung des Landfriedens ununterbrochen schwere Lasten aufbürdeten.

Die Art der städtischen Steuerauflagen war zunächst indirekt. Vor allem die Lebensmittel, Wein, Bier, Met und Mehl, unterlagen einer Steuer, für die der Name Umgelt gebräuchlich war. Bald erwarb dann der Magistrat auch die alten bischöflichen Zölle, die auf dem Markt und an den Thoren von ein- und ausgehenden Gütern erhoben wurden, zuerst pachtweise, später durch Kauf für eine glatte Summe. Zu diesen Abgaben trat noch eine direkte Steuer, die Grund-, Gewerbe-, und Einkommensteuer zugleich war und nach einer Selbsteinschätzung der Bürger zuerst nur in den Zeiten der Not, bald aber in regelmäßiger Folge aufgelegt wurde. Aber trotz dieser Einkünfte und trotz der Erträgnisse der großen städtischen Liegenschaften geriet, wie in fast allen Gemeinwesen, am Schluß des Mittelalters auch in Naumburg die Ratswirtschaft in große Schulden.

Von kleinen Anfängen ausgehend, hatte der Rat dem Bischof ein Hoheitsrecht nach dem anderen entwunden, hatte ohne große Gewaltthat seinen Machtkreis beharrlich erweitert. Längst entmündigt, regelte er nach selbständigem Ermessen das Leben und die Lebens-

bedingungen der Kommune; nur noch formell blieb das Unterthanenverhältnis zur Stiftsgewalt bestehen. Dieser Form geschah besonders genüge, wenn ein neuer Bischof ins Land kam. Dann leistete die Stadt Eidschwur und Huldigung ihrem Herrn, und dieser stellte einen Revers aus, der alle Rechte und Freiheiten der Stadt bestätigte. Das gute Verhältnis der Bürgerschaft zum Bischof blieb im ganzen ungestört, und freundlich bot man auf dem Rathause Gruß und Ehrentrunk, wenn der geistliche Herr von Zeitz herübergeritten kam. Doch geschah es auch zuweilen, wenn die Geldauflagen der Stiftsregierung den Magistrat gereizt hatten, daß dieser vor dem Bischof im Ingrimm die Thore zuschlagen ließ, und daß Interessenstreit zwischen der Stadt und dem Domkapitel zu Irrungen und Wirrungen, zu Friedensbruch und Gewaltthat führten (1278).

Das Naumburger Weichbild oder Stadtgebiet hatte um das Jahr 1300 folgende Ausdehnung: Im Süden stand der Grenzstein oberhalb des Galgenberges bei einem jetzt untergegangenen Vorwerk Rode (Rödichen), dessen Quelle heute das einzige Wahrzeichen der Vergangenheit ist. Von da lief die Grenze am Rande des Buchholzes nach Westen hinüber bis zur Schweinswarte, am Höhenrande jener Schlucht gelegen, die die Kösener Chaussee auf der Schweinsbrücke überschreitet. Von hier erstreckte sich die Linie thalwärts bis zur heute verschwundenen Kegelsmühle an der kleinen Saale, ging dann zur großen Saale weiter und folgte im Norden und Nordosten dem Ufer des Flusses bis zu der Stelle, wo er die Weichau aufnimmt. Dieses Bächlein, einst wasserreicher als heute, bildete dann aufwärts wieder bis zum Galgenberge die Grenze. An der Weichau, zu Grochlitz und in der Aue bei der Kegelsmühle und bei der Schweinswarte galt das Ackerland am wertvollsten.

Trotziges Selbstgefühl und das Bewußtsein der Wehrhaftigkeit drückte sich in der äußeren Erscheinung der Stadt aus, deren stattliche Ringmauer, mit Zinnen und Türmen bewehrt, hoch hinter dem Graben aufragte. Wir sahen, wie im Jahre 1287 der Markgraf Friedrich von Meißen eine Ummauerung Naumburgs genehmigt hatte. Die verrufene friedlose und gewaltthätige Zeit des Faustrechts ließ das Bedürfnis festeren Schutzes dringender empfinden, und die Schrecken

der Hussitenkriege, die aus der Ferne drohten, trieben den besorgten Bürger, auf erhöhte Sicherheit von Gut und Leben Bedacht zu nehmen. So entstand allmählich der Kreis der Befestigungen, dessen Größe aus den Resten der alten Stadtmauern und Gräben noch erkennbar ist. Von dem vierzehnten Jahrhundert an lassen sich die Befestigungsarbeiten im einzelnen in den Ratskämmereirechnungen verfolgen.

Seit der Belagerungskrieg mit Pulverbüchsen und Steinkugeln operierte, gebot die Notwendigkeit, die älteren Verschanzungen zu wirksamerer Verteidigung umzugestalten. Der Graben wurde vertieft; aus ihm erhob sich die äußere Mauer, die Bastei, mit vorspringenden Türmen und hinter ihr, durch den Zwingerraum getrennt, der innnere Mauergürtel, der den äußeren überragte und ebenso durch Türme unterbrochen wurde. Auch außerhalb der Stadt standen auf der Feldmark Warten, die zur Ausschau und zur Hut dienten. Burgen und feste Häuser in der Nähe der Stadt konnten im Kriegsfalle bedrohlich werden; so erhob der Rat Einspruch auch gegen die geistlichen Herrn, wenn sie zu nahe rückten. Die Steine zu seinen Bauten ließ der Magistrat zu Boblas, Neidschütz, am Wetthügel, zu Balgstädt und Laucha brechen; eine Ziegelei und eine Kalkbrennerei waren im städtischen Besitz.

Von den fünf Stadtthoren waren im fünfzehnten Jahrhundert vier kastellartig ausgebaut, nur das Herrenthor, das keiner unmittelbaren Gefahr ausgesetzt war, bot mit seiner einfach gewölbten Pforte einen weniger feindseligen Anblick. Tag und Nacht mußten sorgsame Posten von den Türmen Ausschau halten; in alter Zeit hatten die Gewerke diesen Wachdienst übernommen, bis 1361 die Pflicht besoldeten Knechten auferlegt wurde. Oft genug führte der Rat auf eigene Faust Fehde, und wenngleich die materiellen Interessen und friedlicher Bürgersinn das Schwert gern in der Scheide hielten, zwangen doch streitlustige Nachbarn die Stadt, stets auf ein gefülltes Arsenal und einen guten Marstall Bedacht zu nehmen und für kostspieliges Schießzeug, groß und klein, für Schlangenbüchsen und Falkonette Sorge zu tragen. Für die Armatur hielt man einen besonderen Zeugmeister; und wenn auch die Zunftmeister geschickt genug erschienen, um kleinere Rotten an Fehdetagen zu führen, so liebte es doch der Rat, das Ober-

kommando in die Hände eines waffenerprobten Herrn aus ritterlichem Geschlecht zu legen. Johannes von Druczin, Hermann von Burkersroda, Wilhelm von Mühlen und andere erscheinen als Hauptleute in städtischen Diensten.

Die Zechkostenrechnungen der Ratskämmerei melden von einer Fehde, die im Jahre 1348, als Dietrich von Merkwitz und Heinz Edelste Bürgermeister waren, viel Ruhm und Ehre brachte. Der Ritter Kurtefreund auf der Rudelsburg hatte mit den edlen Herrn von Niscizc, von Tautenburg und Kervernburg der Stadt aufgesagt. Da zogen zur Osterzeit die Städter, in sechs Rotten nach ihren Stadtvierteln gegliedert, unter dem Hauptmann Johann von Druczin, dem Vogt von Saaleck, gegen die Rudelsburg heran, eine stattliche Schar mit roten Bannern, zu Fuß und zu Roß, in neuer Wehr. Mit Sturmleitern gings von Südosten an die Burg heran; aber wirksamer war es, daß die Bürger sich einen Meister geholt hatten, der mit einer Donnerbüchse hier eine nie gehörte Sprache redete. Bald lag die Feste nebst drei anderen Schlössern der Gegner in Trümmern, und die Städter zogen mit ihren adeligen Gefangenen siegesfroh heimwärts. Noch im dreizehnten Jahrhundert hatte das bürgerliche Patriziat zum schloßgesessenen Adel des Landes freundschaftliche, oft verwandtschaftliche Beziehungen gepflegt; aber seitdem hatte eine abweichende Entwicklung einen sozialen Gegensatz zwischen ihnen herausgearbeitet, der auch in dieser Rudelsburger Fehde seinen Ausdruck fand. Wirtschaftlich und militärisch war dem Ritterstande sein Prestige verloren.

Innerhalb der Mauern hatten die alten Ansiedler in fast unbeschränkter Willkür nach eigenem Ermessen den Platz ihrer Heimstätte gewählt, sodaß auch für Weingärten und Gemüseland gesorgt war. Das schnelle Anwachsen der Bevölkerung im zwölften Jahrhundert nötigte die Zuzügler, bescheidener in die vorhandenen Lücken einzurücken und fügsam sich anzuschmiegen. Die Gartenkultur innerhalb der Stadt räumte neuen Wohnstätten den Platz; Nebenstraßen reihten sich ein, winklig und enge. Und beengter ward diese Enge noch durch die laubenartigen Verkaufsstände der Handwerker und Kaufleute, durch die vorspringenden Kellerhälse der Häuser und die breiten Freitreppen. Ganz allgemein war der Mißbrauch, daß auf den ungepflasterten Gassen

das unreine Abflußwasser rann und sich in übelriechenden Tümpeln sammelte, daß Düngerstätten vor den Häusern die Passage erschwerten. Nur die Patrizier schufen sich ansehnlicher in Steinbauten ihre behagliche Wohnung, der Bürgersmann errichtete bis zum vierzehnten Jahrhundert sein Heim aus Holz und Lehmwerk und deckte es mit Schindeln oder Stroh. Der Brauch des Einfamilienhauses kannte noch keine Ausnahme, und so war die Mehrzahl der Gebäude elend und klein. Auch der Hausrat im Inneren blieb dürftig und auf das Unentbehrliche beschränkt. Fester aber als heutzutage war dennoch die Anhänglichkeit der Familie an ihr Dach, und es war Bürgerbrauch, das innigere Verhältnis durch eine charakteristische Namengebung des Hauses und Hofes auszudrücken. Der Anblick mittelalterlicher Gassen mit all' ihrer individuellen und bunten Mannigfaltigkeit mußte dem Auge malerischer erscheinen, aber dafür wissen auch die alten Chroniken immer und immer wieder von Feuersbrünsten zu melden, die mit unglaublich verheerender Gewalt durch das ausgedörrte Balkenwerk und über die mürben Schindeldächer hin die Lohe erbarmungslos von Straße zu Straße trugen. Noch 1517 legte ein Brandschaden fast ganz Naumburg mit Rathaus und Kirche in Asche, so daß das Auge heute auf den Straßen vergebens die Spuren mittelalterlicher Architektur sucht.

Den Feuersbrünsten gesellten sich als regelmäßige Gäste Mißwachs und Teuerung und die Pest, der schwarze Tod, der seine Opfer zu Tausenden holte und namentlich im Jahre 1483 in Naumburg die Häuser zu Öden machte.

Ein charakteristischer Zug der mittelalterlichen Lebensformen ist überall das Konventionelle und Pedantische. Nirgends mochte es der Bürgersmann entbehren, und wer vom stolzen Patriziat ausgeschlossen blieb, suchte seinen Platz im Zunftwesen, jenem festgegliederten Gefüge, in dem sich das Handwerk organisierte. Wenn zu Naumburg schon in früher Zeit die arbeitenden Klassen nach politischer Geltung im Gemeinwesen rangen (1329), so setzte das einen Aufschwung des Handwerks voraus, ein Abstreifen der alten lähmenden Fesseln. Und in der That war der große Schritt gethan, daß der Handwerker, der ursprünglich als Höriger im Dienste seiner Herrschaft seine Kraft ver-

brauchte, jetzt frei im Schutze der Stadt sich regte, auf eigene Rechnung sein Gewerbe trieb und seine Erzeugnisse zum Verkaufe auslegte. Die zunehmende Wohlhabenheit der Großhändler wirkte auch auf das Aufstreben des Handwerks anregend und fördernd. Ein immerwährender Zuzug vom Lande führte, wie heute den Fabriken, so damals dem goldenen Boden des Handwerks frische, arbeitskräftige Elemente heran; und steht das Bürgertum des Mittelalters in strotzender Gesundheit vor uns, so wurzelt es auf dem Boden des zünftigen Handwerks.

Das Zunftwesen entwickelte sich in unserer Stadt im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts. Das Innungsrecht selbst erteilte der Bischof gegen eine jährliche Abgabe, die in Geld oder charakteristischen Erzeugnissen eines jeglichen Handwerks bestand. So waren die Bäcker in ihrem Privilegium verpflichtet, jährlich am Michaelistage dem Bischof zwölf Gulden und am Weihnachtsabend zwei lange Weizenbrote, Stollen genannt, zu verehren (1329). Die Obermeister der Innungen mußten dem Rat Gehorsam schwören; alljährlich wurden sie aus den Handwerksmeistern von neuem erwählt. Sie leiteten die Versammlungen des Gewerks, die Morgensprache, und hatten das Recht für kleinere Vergehen innerhalb der Zunftgebräuche Konventionalstrafen zu verhängen. Wer in eine der städtischen Zünfte aufgenommen werden wollte, war nach den Bestimmungen der bischöflichen Urkunde von 1331 verpflichtet, zuvor das Bürgerrecht zu erwerben. In der Zunft selbst lagen die Bedingungen zur Erlangung jeder reiferen Kunstfertigkeit, lag der Schutz gegen unliebsame Konkurrenz und lästige Schädigung und der erste Anfang einer Unfall- und Krankenversicherung. Die Fleischhauer erhielten zuerst, dann im Jahre 1329 die Bäcker vom Bischof Heinrich ihren Innungsbrief; etwas später gestaltete sich die Schusterinnung, und dann gewannen bald die anderen Handwerke, eins nach dem anderen, festen, zünftigen Bestand. Durch die Organisation der Zünfte ward ein fast gleichmäßiger Vermögenszustand der mittlern Gesellschaftsklassen geschaffen, sodaß das Bürgertum sich in behäbiger Gediegenheit repräsentierte. Es war eine glückliche Zeit.

Kraftvoll hatte sich der Städter die Formen geschaffen, in denen sein Leben sicher dahinging. Voll innigen Wohlgefallens mochte er sein Auge zu den ragenden Türmen und den schützenden Mauerzinnen

seiner Vaterstadt erheben, voll Spott und Verachtung hinter sich blicken auf das trübselige Los des verkümmerten Bauern. Allein der raschen Zunahme bürgerlicher Wohlhabenheit steht ein auffallender Mangel aller höheren Interessen gegenüber; arm an schöner Empfindung und idealem Schaffen, an Wissensvorrat und an geistiger Produktion erscheint das rührige, willenskräftige, nüchterne Geschlecht.

Ein Rittersmann von der Niedermaas, der erste Dichter der jungen höfischen Poesie, Heinrich von Veldeke, hat seine Äneide in den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts drüben auf der Neuenburg bei Freyburg vollendet, und um die Mitte des nächsten Jahrhunderts schuf im Westchor unseres Doms der Meißel einer Künstlerhand unter der Regierung eines geistlichen Mäcens jene herrlichen Bildwerke, die für uns der Abschluß und die höchste Vollendung des romanischen Stiles sind. Aber dem Bürgertum weckte erst der Humanismus im Jahrhundert des Bücherdrucks geistige Interessen.



Die Marienkirche mit dem Marienthor.
Nach einer Aufnahme von C. König.

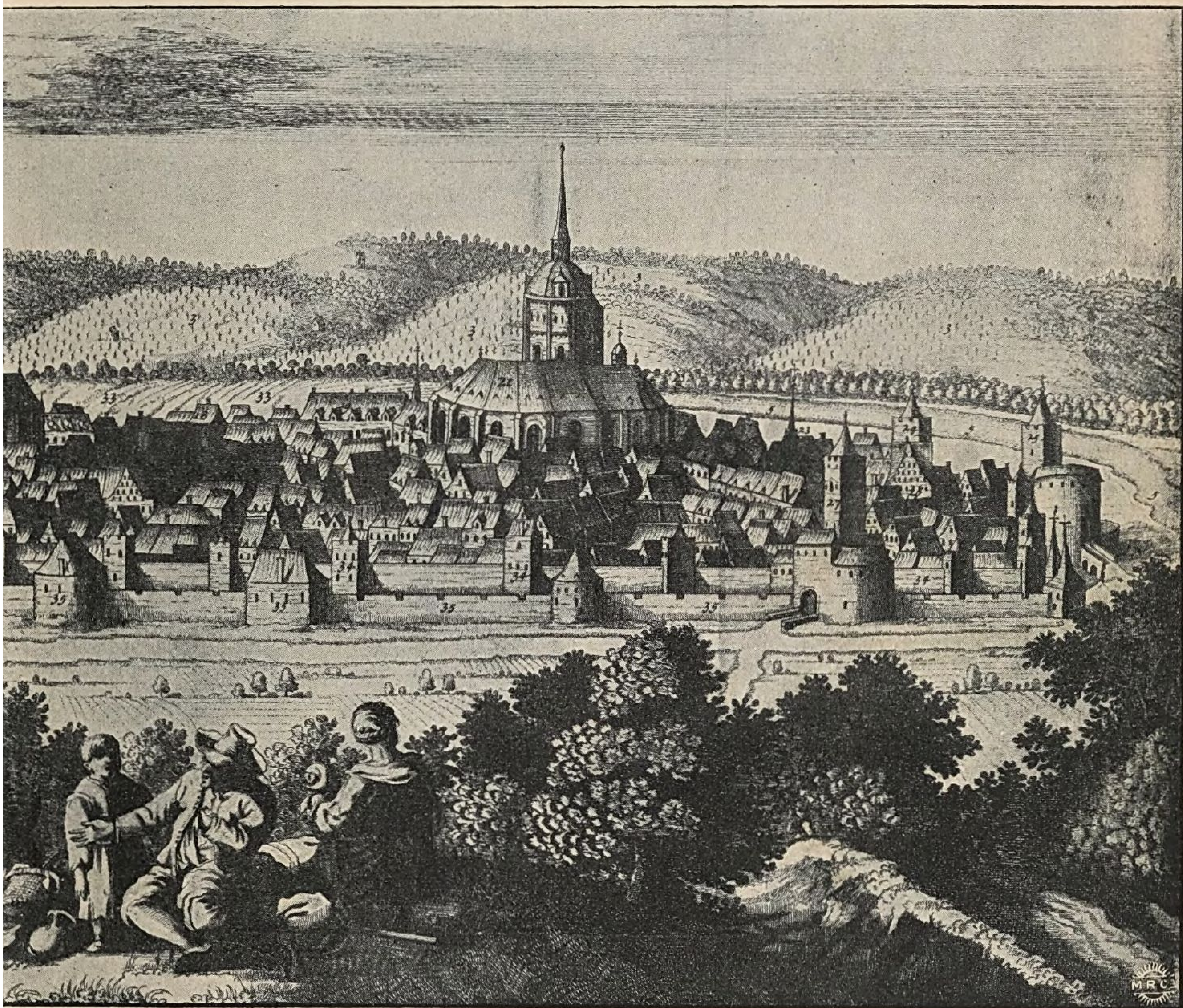
Je mehr sich die Darstellung der Naumburger Stadtgeschichte vom Mittelalter zur Neuzeit wendet, desto seltener wird sie durch die Dürftigkeit des Quellenmaterials in Verlegenheit gesetzt. Die Urkunden und Aktenstücke sowie die Relationen der Zeitgenossen werden nun so zahlreich und mannigfaltig, geben eine so große



Naumburg a

Kupferstich aus der Mitte des siebzehnten Jah

Beigedruckte Erklärung der Zahlen: 1. Städtlein Freyburg. 2. Schloß Neuenburg.
8. Wasserkunst bei der Propstei. 9. Spittelthor. 10. Georgenthor. 11. Georgenkloster
15. Unser=Lieben=Frauenkirche. 16. Zu den heil. drei Königen. 17. Sct. Othmarskirch
22. Fürstenhaus. 23. Sct. Marienkirche. 24. Marienthor. 25. Jakobsthor. 26. G
31. Die Feldmeisterei. 32. Scheuern. 33. Der Hal



n der Saale.

hunderts, erschienen bei Friedrich de Witt in Amsterdam.

3. Lauter Weinberge. 4. Unstrutfluß. 5. Saalefluß. 6. Sct. Moritzkirche. 7. Dompropstei.
12. Domdechanei. 13. Stifts- und Domschule. 14. Domkirche St. Peter und Paul.
18. Das Herrenthor. 19. Das Rathaus. 20. Stadtschule. 21. Sct. Wenzelskirche.
ldener Harnisch. 27. Viehthor. 28. Salzthor. 29. Othmarsthor. 30. Gottesacker.
sche Anger. 34. Mauern und 35. Bastei der Stadt.

Fülle von Details, daß der Forschung überall ein tieferes Eingehen gestattet ist. Auch ein höherer Inhalt scheint das Leben der Bürgerschaft mit einem Male zu erfüllen, seit die religiöse Bewegung die geistigen, moralischen und sozialen Strömungen und Strebungen umzuformen beginnt. Ein plötzlicher Anlauf reißt die Stadt sogar hinaus auf die gefährliche Bahn der hohen Politik und macht ihren Namen viel genannt vor Kaiser und Reich.

Von Königen und Kaisern hatte der Bürger wenig gespürt, seit die Thüringer Fehde 1307 den Habsburger Albrecht ins Land geführt hatte, und dachte man gar der glanzumwobenen Hohenstaufenzeit, so schien das Kaisertum der Gegenwart schwächlich und verblaßt. Aber die Zeit, da die Krone ihren poetischen Schimmer einbüßte, da die deutsche Weltherrschaft und selbst die nationale Einheit in Scherben zerbrach, war die gesegnete Epoche einer kraftvollen inneren Entwicklung. Wie staunte der Fremde, den sein Weg nach Deutschland führte, über die sprossende Kraftfülle und die gesunde Daseinslust des Städtelebens. Schon seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert waren Handel und Industrie gleichmäßig in stetem Wachstum gediehen; nun in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts regt der ungeahnte Aufschwung, den die entdeckten neuen Seewege dem Handel bereiteten, auch im deutschen Bürgertum gewaltig die Unternehmungslust. Ein nervöses Jagen ergreift die bürgerliche Thätigkeit, das Ausbeuten des Augenblicks. Ein Zeitgenosse Luthers formte schon in seiner Ausdrucksweise die Losung time is money.

Der Kapitalismus wird eine Großmacht; überall in den Städten erhebt sich die Manufaktur zum kaufmännischen Großbetrieb. Mächtige Handelsgesellschaften entstehen; mit ihren Kapitalien monopolisieren sie bald die Produktion und den Warenvertrieb, und durch Ringbildungen, über die schon der große Reformator klagt, treiben sie die Preise unbillig in die Höhe. Die Fugger, die Welser, die Imhof, die Höchstetter, die Ellinger, die Kromberger, die Tetzel herrschten mit fürstlichem Vermögen auf den Märkten. Bald aber entsprach dem Entstehen dieser Plutokratie als ein unvermeidliches trauriges Widerspiel die steigende Armut der großen Masse, das bedrohliche Anwachsen des städtischen Proletariats. Die Blutsauger, Korn- und Weinaufkäufer — so eifert

Geiler von Kaisersberg — schädigen die ganze Gemeinde, sie machen Hunger und Teuerung und töten die armen Leute.

Abgeschlossen in ihrer festen Organisation standen die Zünfte und wachten mit peinlicher Eifersucht über ihre Handwerksprivilegien, erstickten im Keime jede freie Konkurrenz. Aber sie hielten doch auch auf ihre Standesehre, und ewig bewundert bleibt, was im fünfzehnten Jahrhundert deutscher Fleiß und deutsche Kunst in enger Werkstatt geschaffen. Im sechzehnten Jahrhundert gleitet das langsam verknöcherte Zunftwesen seinem Verfall entgegen. Auch hier übt der Kapitalismus seine zersetzende Wirkung; er scheidet bald die Industriellen von den ärmeren Zunftgenossen, macht diese von jenen abhängig. Das patriarchalische Verhältnis zwischen dem Meister und seinen Gehilfen wird gelockert, und der Gesell, durch den Sechzehnstundentag ausgebeutet und zum Proletarier herabgedrückt, empfindet mit den weiten Schichten der unzufriedenen unteren Volksklasse eine Interessengemeinschaft. Überall schroffer und schärfer der Gegensatz zwischen reich und arm.

In der demokratischen Stadtregierung des sechzehnten Jahrhunderts offenbart sich noch ein wohlabgewogenes Verhältnis des Rats zur Gemeinde, Maß und Ordnung in der Justiz und in der Verwaltung, eine sorgsame und verständige Pflege der Wehrkraft, der Finanzen, der Polizei. Umso mehr aber überrascht die Teilnahmlosigkeit der Bürger gegenüber den großen Fragen, die der politischen Geschichte jener Zeit ihren Inhalt geben. Und diese Kirchturmpolitik ward ihnen dann zum Verderben. Das Territorialfürstentum wuchs den Städten über den Kopf. Diesem Fürstentum, das der modernen Staatsidee zum Siege verhalf, gehörte die politische Zukunft.

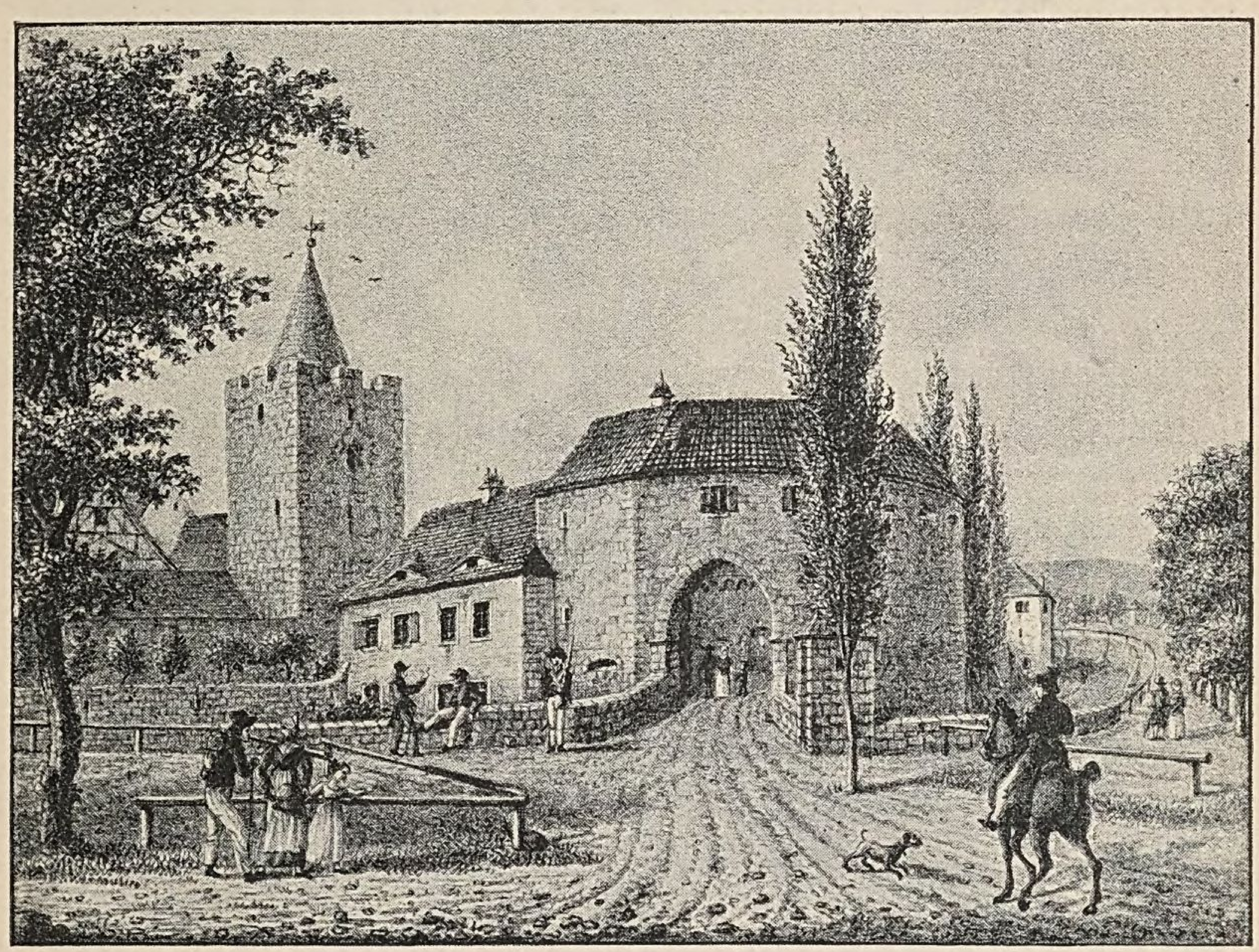
Das Zeitalter der Reformation führt Naumburg auf die Mittagshöhe seiner Entwicklung, malt das Charakterbild der Stadt mit den feinsten Zügen und den lebhaftesten Farben. Aus der Bevölkerungsstatistik alter Städte ergeben sich unsichere Daten; nur das erscheint zweifellos, daß die Volkszahl moderner Gemeinden nicht im entferntesten erreicht worden ist. Zählten am Ausgange des Mittelalters z. B. Nürnberg und Antwerpen 20000 Einwohner, Basel 15000, Frankfurt am Main 10000, so läßt sich Naumburgs Größe auf 5—6000 Einwohner schätzen. Dabei ziehen wir nur die innere Stadt

in Betracht, soweit sie der Hoheit des Rats unterstand. Die Bürger wohnten, wie wir aus einem Brandbericht des Jahres 1517 sehen, auf 840 Grundstücken. Jede Familie beanspruchte ihr eigenes Haus; die Summe der Personen, die sich auf eine Wohnstätte verteilte, war daher weit geringer als jetzt.

Aber viel wirkungsvoller und bedeutsamer, als man heute bei einem etwa gleich großen Gemeinwesen erwarten dürfte, bot sich die Stadt in ihrer äußeren, reichgegliederten Erscheinung dar. Wer von Westen her die alte Frankfurter Heerstraße herabgestiegen kam, sah mit Erstaunen die Silhouette der zinnengeschmückten Mauern, der ragenden Giebel, der wehrhaften Türme. Er hemmte seinen Schritt unwillkürlich, und sein Blick schweifte vom Kloster Sct. Moritz hinüber bis zum Kloster Sct. Georg, von den drei Türmen, die der alte Dom emporhob, bis zu dem gröberen, massigen Aufbau Sct. Wenzels. Und rüstete man in der Stadt den Feiertag, so wogte ein Meer von Kirchenglockenklängen über die Dächer dahin. Von Westen aus haben die Zeichner auf den alten Kupferstichen am liebsten das Bild festgehalten; und wenn sie mit Figuren den Vordergrund belebten, so waren es fröhliche Menschen bei der Traubenlese oder reisende Fuhrleute, die mit fässerbeladenen Frachtwagen peitschenknallend in die Ferne zogen. An der Mauer des Moritzklosters vorüber führte der Weg zu den Feldscheunen, zu den vorstädtischen Häusern und zur Wohnung des Scharfrichters. Eine Wendung zeigte dann dem Wanderer zur Linken die Domfreiheit in der Nähe und zur Rechten die Ratsstadt. Hier öffnete das Salzthor den Zugang. In gepanzerter Abgeschlossenheit lagerte die Stadt hinter den tiefen, wasserlosen Gräben. Ein doppelter Mauergürtel stieg auf, dessen kärgliche Bruchstücke selbst heute noch im Schatten stiller Dämmerstunden oder vom Mondlicht umflossen ein Bild versunkener Zeiten erwecken und einen Abglanz jenes eigenartigen Reizes erregen, der in den Stichen fränkischer und niederländischer Meister über den altertümlichen Städten liegt. In der westlichen Peripherie sind vom Salzthor bis zum Marienthor die Mauern gefallen, und an der Stelle des zugeschütteten Grabens ziehen sich heute die Post- und die Lindenstraße. Wer draußen um die Stadt wandelte, der zählte einst eine Menge von Türmen, Wighäuser genannt, die in

die Mauerlinien eingereiht waren, 19 in der inneren überragenden Befestigung, 16 in der äußeren; die inneren allesamt eckig, von den äußeren einige auch gerundet oder geschrägt. In der äußeren Bastei trug eins von den Werken, das zwischen dem Wenzelsthor und dem Jakobsthor gelegen war, den etwas zu stolzen Namen Landskrone. Alle diese Türme, deren Mehrzahl nach der Stadt zu offen und oben mit spitzen Kegeldächern gekrönt war, erleichterten den Wachtdienst. Von hier aus machten die Bürger oder besoldete Knechte in regelmäßigem Wechsel ihren Patrouillengang; hier fand das städtische Aufgebot beim Alarm seine Wehr und Waffe; hier lagen im gewölbten Erdgeschoß Wurfmaschinen und das schwere Rüstzeug des Kriegs. Auch sah man in der Mauerhöhe die Zinnen schon mit neuem Geschütz bewehrt, das ein fremder Meister im Auftrage des Rats mit nicht geringen Kosten gegossen hatte. Über den Stadtgraben leiteten fünf Brücken. Ursprünglich aus Eichenbohlen gezimmert, wurden sie allmählich durch Steingefüge ersetzt. 1531 ist die feste Marienbrücke erbaut. Das Marien-, Wenzels-, Jakobs- und Salzthor waren die stärksten Positionen der Befestigung. Jedes Thor eine Burg, die aus Quadersteinen und Ziegelarchitektur aufgeführt, der Stadt zu trotziger Zierde diente. Die gewölbte Einfahrt unter dem Thorgebäude lief in schräger Richtung auf die Fluchtlinie der Stadtmauer. Nun stand der Eindringling in einem Hof, der teils im Halbkreis, teils im Winkel ihn einschloß und ihn den Geschossen preisgab, die von einer umlaufenden Brüstung auf ihn allerseits geschleudert werden konnten. Erst nach einer Wendung zur Linken erreichte er das innere Thor, das von einem hohen Turm flankiert wurde. 1819 ist das Jakobsthor abgebrochen, 1821 das Herrenthor, 1824 das Salzthor, 1836 das Wenzelsthor. Genaue Lithographien haben uns wenigstens bildlich ihren Anblick gesichert. Allein das Marienthor, das 1456 neu erbaut wurde, ist uns als ein wertvoller und schöner Zeuge der altertümlichen Befestigungskunst geblieben. Die Baukosten dieses Kastells betrugen nach den Kämmereirechnungen 604 gute Schock und 19 Groschen. Meister Weise war der Baumeister, Meister Peter meißelte das Marienbild in der Nische der Außenseite. Die Summen für die Unterhaltung der städtischen Verteidigungswerke und der Armatur figurieren gewichtig

genug in den Ratsrechnungen; aber doch war die Stadt, wenn auch gegen schweifendes Raubgesindel genügend geschützt, kaum noch im stande, dem Ansturm eines belagernden Heeres auf die Dauer Trotz zu bieten, zumal seit neue Zeiten eine veraltete Kriegsart rücksichtslos zum wertlosen Trödel warfen. Im Jahre 1546 kamen aus Gotha zwei kurfürstliche Hauptleute, Hans von der Mitternacht und Hans Riemer,



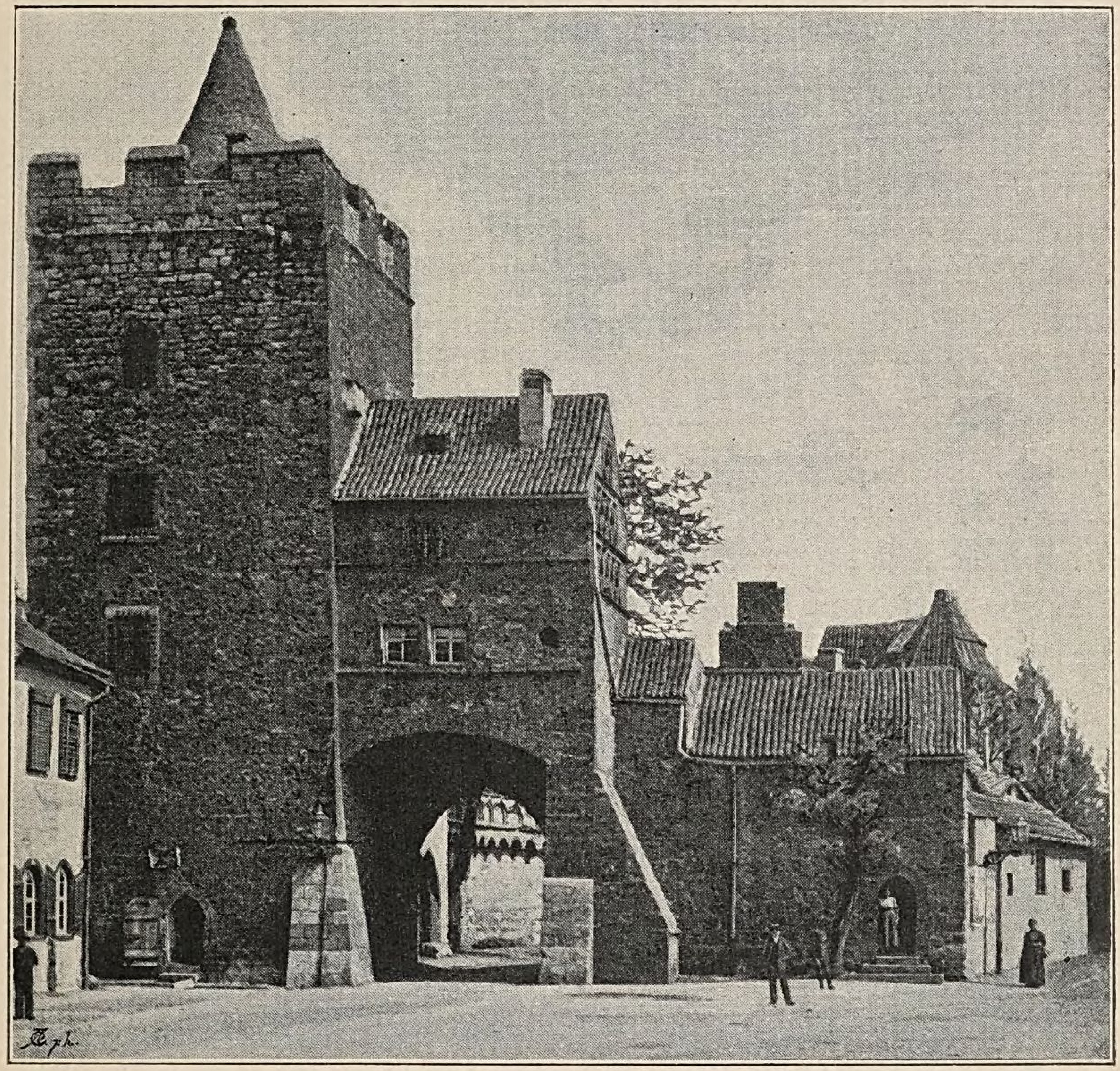
Das alte Jakobsthor zu Naumburg 1818.
Nach einer alten Lithographie.

mit einem jungen Büchsenmeister; die drei blieben einen ganzen Monat in der Stadt und inspizierten und revidierten und erklärten dann dem Rat, daß Naumburg einer ernstlichen Berennung nicht gewachsen sei. Und im nächsten Jahr erzählte man sich den Ausspruch Sebastians von Wallwitz, der ein Kriegsoberster des Herzogs Moritz war, „es müßte hart' Fleisch sein, das sich allhier sollte wehren!"

Wer nun zum Thore einschritt, den umfing der Atem eines stark pulsierenden Lebens. Er sah die engen Gassen nicht mehr von

grundlosem Schmutz gesperrt; seit 1498 hatte man den Markt, die Salzgasse seit 1526 gepflastert. Der Steinweg, eine chaussierte Straße, war schon vorher als ein angestaunter Vorzug der Domfreiheit erschienen. Wasserleitung und Abzucht ließen die Sorge des Magistrats erkennen. Mit Staunen gewahrte der Fremde überall die Zeichen einer regen Baulust. Eine neue Stadt war im Werden, seit anno 1517 eine gewaltige Feuersbrunst aus der alten einen Aschenhaufen gemacht hatte. Damals hatte das Auge vom Marktplatz aus über die rauchenden Trümmer hinweg zu allen Thoren hinaussehen können. Und überall hatte sich thätig die Nächstenliebe geregt. Der Kurfürst hatte gnädig und unentgeltlich aus seinen Wäldern Bauholz geliefert; vom Rat war der bedrängten Bürgerschaft drei Jahre lang der größte Teil des Geschoßgeldes erlassen; doch der Bischof hatte auch dringenden Bitten gegenüber nicht auf seine Jahresrente von 225 Gulden verzichten mögen. An die Stelle der Holz- und Fachwerkbauten traten jetzt steinerne Häuser, die noch im dreizehnten Jahrhundert eine merkwürdige Seltenheit gewesen waren. Auch die feuergefährlichen Schindel- und Strohdächer verschwanden, und überall blitzten schon verglaste Fensteröffnungen. Wohnlich und geräumig schuf der Bürger sein festgewölbtes, mit Erkern und Lauben verziertes Heim sich zum fröhlichen Behagen und seinen Nachkommen zum würdigen Vermächtnis für alle Zeit. Da war kein Haus dem anderen gleich, und die eigenartige Physiognomie, die ein jedes trug, erzeugte im Verein mit der Unregelmäßigkeit der Gassen einen malerischen Anblick, der unser Auge heute entzücken würde. Unter dem Dache ragte weit der Krahn hervor, und über der sandsteingehauenen Pforte stand der fromme Bauspruch, lateinisch oder deutsch. Meist kehrt der erste Vers des 127. Psalms wieder „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen" oder „verbum domini manet in aeternum"; bisweilen tritt uns eine Lebensregel in origineller Fassung entgegen: „Audi, vide, tace, si vis vivere in pace." Reliefbilder schmückten den Eingang, darstellend, wie Simson den Löwen zerreißt, oder wie Christus die Taufe empfängt. Oft hing auch das Wappen des schildberechtigten Besitzers darüber oder in Wort und Bild eine Darstellung, die dem Hause seine charakteristische Bezeichnung verlieh: Zum wilden

Mann, zum güldenen Elefanten, zum blauen Hecht, zum Hirsch, zu den drei Schwanen, zu den Ziegenböcken, zum Adler, zur Glocke, zum Anker, zum grünen Schild, zum güldenen Harnisch, zum güldenen Stiefel, zum Scheffel u. s. w. Am Markt und in der Marien- und



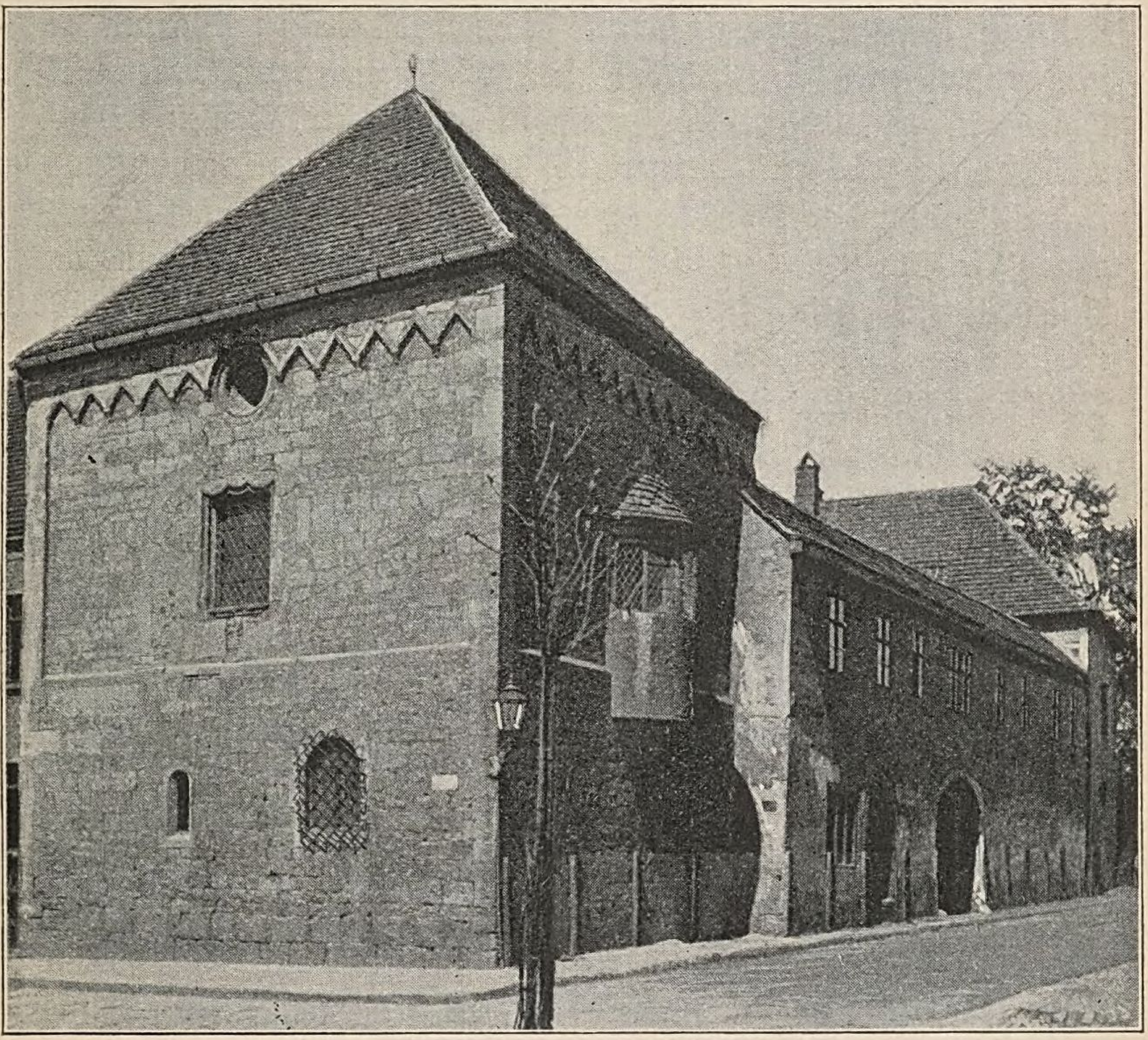
Das Marienthor, Ansicht von der Stadt aus.
Nach der Aufnahme von C. König in Naumburg a. S.

Jakobsstraße weist die Jahreszahl vieler Gebäude noch auf die zweite Hälfe des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Schritt man über den verschwenderisch geräumigen Flur und trat man hinein ins Wohngemach, so erschien das Mobiliar, das das Handwerk der Renaissance geschaffen, behaglicher als die steifen und unbequemen Erzeugnisse einer unter

gotischem Einfluß arbeitenden Kunst. Auch der Hausrat war jetzt üppiger. Zählt doch der alte Hans Sachs nicht weniger als 300 Stücke auf, die unentbehrlich zu jedem bürgerlichen bescheidenen Haushalt gehörten. Die anheimelnden Interieurs der alten Kupferstecher zeigen uns in lebendigster Weise reizvolle Scenerien des Familienlebens jener Zeit. Schneller kursierte das Geld im Lande; leichter war die Nahrung geworden, allgemeiner das Gefühl des Wohlstandes und das Bedürfnis zu genießen; die größere Sicherheit und Wegsamkeit der Landstraßen hatte fremdländische Genüsse alltäglicher gemacht.

In den kommunalen und kirchlichen Bauten spiegelte sich das Selbstbewußtsein des Städters, und auf dem Markte, dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, entfaltete die Bauthätigkeit ihren regsten Eifer. Das Schadenfeuer hatte auch die Wenzelskirche und das Rathaus ergriffen; nun zeugten hier und dort die hohen Gerüste vom fleißigen Schaffen der Werkleute, die die Spuren des Brandes tilgten und Zerstörtes ergänzten. Wer zum Aufbau des Gotteshauses sein Scherflein brachte, dem hatte der Bischof einen vierzehntägigen Ablaß bewilligt. Bald stand es, von Hans Poltegast erneut, im spätgotischen Schmuck da mit seinem kupfergedeckten, erkergeschmückten Turm. Oben aus seiner luftigen Wohnung blickte wieder der Hausmann spähend über Stadt und Land und rief mit seinem Wächterhorn die Stunden. Aus Fulda war die Uhr gekauft. Auch die Glocken klangen wieder, vier neue Glocken, die Hans Abendrot aus Erfurt gegossen hatte, dieselben, die noch bis auf den heutigen Tag die Andächtigen rufen. Die größte zeigt die Figuren der Maria und des heiligen Wenzel und trägt die Inschrift: „Sit nomen domini benedictum ex hoc nunc et usque in seculum. a. 1518.“ Im Norden von der Kirche erbaute um 1570 der Rat das Schlößchen für den Herrn von Bredell, der dafür sein Vorwerk Rödichen über dem Galgenberg der Stadt abgetreten hatte. Hinter Sct. Wenzel aber lag der Friedhof, bis man 1536 die Toten draußen vor dem Marienthore zur Ruhe brachte. Ein Grabstein von 1511, der an der Umfassungsmauer dieses neuen Begräbnisplatzes steht, muß von der älteren Stätte hinübergeschafft sein. An der Marienstraße lag die Thainburg, das Vorwerk der Georgsmönche; 1521 erwarb es der Rat durch Kauf und machte 1538 zehn bürgerliche

Hofstellen daraus. In der Jakobsstraße stand noch im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die Jakobskapelle, die alte Filialkirche von St. Wenzel, mit zwei Türmen. Längst war sie verarmt und so zerfallen, daß keine Messe mehr darin gelesen werden konnte. Nun brachen



Die Kuria Sancti Ägidii.
Nach der Aufnahme von C. König in Naumburg a. S.

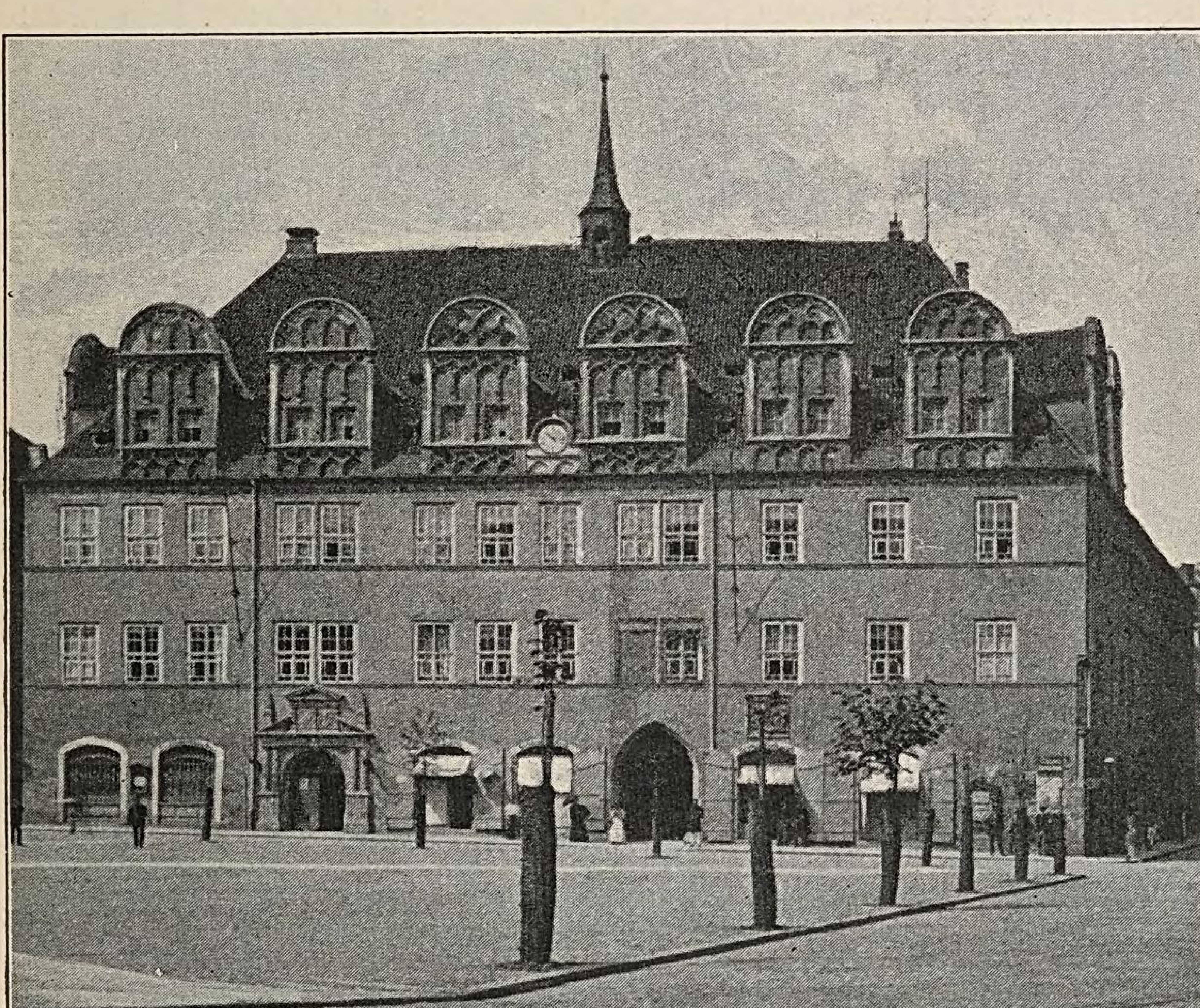
die Bürger sie ab, allen Einsprüchen der Stiftsregierung zum Trotz, und verwandten die Steine zum Ausbau der Wenzelskirche, zur Verstärkung der Stadtmauern und zur Ausfütterung des Ringgrabens.

Dem Neubau des Rathauses fehlte der einheitliche Bauplan. Zwei Inschriften am nördlichen Flügel nennen die Jahre 1481 und 1482;

aber die Hauptmasse des Gebäudes stammt aus der Zeit nach dem großen Brande. Jedes Jahrzehnt hat dann weiter daran gebaut. Die zehn spätgotischen Erker gehören dem Jahre 1528 an. Die Hauptpforte und ebenso der schöne Eingang zur Wendeltreppe in der ersten Etage zeigen bereits die vollendete Kunstübung der Renaissance. Die Krönung dieses Treppeneinganges ist mit polychromen Wappen geschmückt und trägt die Inschrift: „Bei dem Regiment der Herren Balthaser Kirsching und Hansen Harnisch Bürgermeister, Hansen Kulbels und Joachim Deckeners Kemmerer. 1556." Auch die innere Ausschmückung bekundete des Rats kunstverständigen Sinn. Lukus Kranach mußte der Stadt die Bilder Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen im Jahre 1532 malen. Zwei Schock 48 Groschen erhielt er für seine Leistung, die noch heute die Wand der Ratsstube ziert. Auf beiden Gemälden sind ausführliche gereimte Inschriften angebracht. Die Porträts sind Brustbilder mit hellblauem Hintergrund. Die Fürsten tragen unter der pelzbesetzten Schaube ein dunkles, ausgeschnittenes Gewand; der Kopf ist mit dem Barett bedeckt; die Hände liegen übereinander gefaltet. Außer den Amtsstuben barg das geräumige Haus mannigfaches Gelaß, Gewandhaus, Weißwaren-, Pelz-, Schleierhaus, Tanzboden, Garküche und Ratskeller. Eine Ratskapelle, die frommer Zeit entstammte, profanierte das Jahr 1544 zum bürgerlichen Gefängnis. „Unters Rathaus stecken" war ein beliebtes Mittel der Polizeigewalt. Draußen aber auf dem Marktplatz waren die berüchtigten Schreckmittel strenger und augenfälliger Justiz zu schauen; die Staupsäule, an der die Delinquenten mit Ruten gepeitscht wurden; der Schandstein, der bei leichteren Vergehen zu entehrendem Halsschmuck diente, und der Pranger, auf dem der Henker die Verbrecher öffentlich zur Schau stellte. Die blutige Stätte des Hochgerichts mit dem Galgen lag auf dem Wetthügel östlich vom Bürgergarten. 1556 wurde am oberen Ende der Luisenstraße ein neuer steinerner Rabenstein für die Hinrichtungen mit dem Schwerte erbaut; der Volkshumor nannte ihn den „Königsstein" nach dem ersten Verbrecher Paul König, der damals dort gerichtet wurde. Dicht bei Sct. Wenzel stand am Topfmarkt das städtische Zippelhaus, in dem die Zipfeler das Bier vom Zapfen verkauften. Der eigentümliche Name dieser Leute, der uns auch in dem

alten Reim entgegentönt „Zum Zipfel, zum Zapfel, zum Kellerloch nei, alles mueß versoffe sei", hielt sich bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts. In der kleinen Wenzelgasse auf dem sogenannten Sack lag das Gemeindebackhaus.

Das alte königliche Marktprivilegium war einst für Naumburg



Das Rathaus.
Nach der Aufnahme von C. König in Naumburg a. S.

der Grund des schnellen Aufblühens gewesen; der Handel schuf unaufhörlich weiter an der wachsenden Größe, und den munteren, frischen Charakter eines lebhaften Verkehrsplatzes fand der Fremde überall ausgeprägt. Die Meßzeit brachte die Hochflut für alle erwerbenden Kreise der Bürgerschaft; aber auch an den stilleren Tagen erfüllte die engen Gassen ein vielbewegtes, buntes Leben, voll frohen Lärms und lauter Lust. Und nie, soweit die Erinnerung zurückschaute, war ein

größeres Gewirr von Käufern und Verkäufern durch die Thore eingezogen als jetzt um das Jahr 1500. Vor den Gewölben am Markt, wo der Kaufmann die kostbaren Erzeugnisse eines sagenhaft fernen Landes zur Schau auslegte, drängte sich die gaffende Menge. Eine verfeinerte Mode begehrte feinere Stoffe und zog Seide und Damast, Brokat und Schleiergewebe für die elegante Welt herbei. Wer aber, abhold fremdem Tand, sein Herz den neuerwachten Studien, der neubelebten Kunst erschloß, der fand in den Buden der Bücherkrämer und Bilderhändler die saubergedruckten Schriften der Humanisten, die feinen Kupferstiche und kräftigen Holzschnitte, durch die Dürers, Holbeins, Kranachs Schöpfungen zum wohlfeilen Hausgut in tausend und abertausend Familien wurden.

Auf dem Platze hatten die Fleischer ihre Bänke aufgestellt. Das Pfund Kalbfleisch kostete nach der sorgfältigen Normierung des Magistrats im Jahre 1543 4 Pfennige, Schaf- und Kuhfleisch 4—5 Pfennige, Schöpsenfleisch 5 Pfennige, Schweinefleisch 6 Pfennige. Zur Meßzeit pflegte die stärkere Nachfrage die Fleischpreise ein wenig in die Höhe zu treiben. Die Bäcker hielten hinter der Kirche ihre Backwerk feil. Mit ihnen hatte der Rat gar oft Verdruß, und es kam wohl vor, daß die Bretzeln, die sie altem Herkommen gemäß zur Fastnacht auf dem Rathause zu überreichen hatten, zu klein erschienen oder nichts taugten, kaum halb ausgebacken oder verbrannt waren. Auch die Feststellung der Brotpreise geschah amtlich. 1543 kosteten 15 Lot Semmel 1 Pfennig, 3 Pfund Roggenbrot 4 Pfennig. Abseits in den Seitengassen hämmerte der fleißige Handwerksmann mit seinen Gesellen. Die Viehgasse (Wenzelsstraße) entlang zur Stadt hinaus trieb der Hirt die Herde. Durch das Salzthor rasselten schwere Frachtkarren; sie zogen zur großen Ratswage, die hinter der Wenzelskirche an der Ecke der Salzstraße lag. So kräftig hatten sich Handel und Wandel gehoben, daß die Wagen und Karren sich in lästigster Weise hier stauten und oft einer dem anderen nicht mehr weichen konnte. Da mußte der Rat Raum schaffen. Er ließ damals im heftigen Widerspruch mit Bischof Philipp, der mit seiner Beschwerde bis zum Kammergericht ging (1537), die Friedhofsmauern der Kirche brechen. So entstand der Topfmarkt, rings von Kramgewölben umgeben, „daß man darauf wie

auf freiem Markte kauft und verkauft.“ In ähnlicher Weise wußte die stadtväterliche Fürsorge an der Marienkirche einen geräumigeren Platz herzustellen, wo sich die kleine Wage befand.

Noch führten hochbeladene Fuhren das gepriesene Naumburger Bier weithin übers Land. Und hielt vor dem Rathause eine bestaubte Reisekarosse, so bot der Rat dem vornehmen Gaste höflich den Willkommentrunk. Die Juden waren seit kurzem aus der Stadt gewiesen. Noch 1410 hatte man sie durch einen Vergleich in der Anzahl von 22 geduldet; aber zunehmende Unzuträglichkeiten bewogen den Rat, im Einverständnis mit dem Bischof das wuchernde, verschlagene Handelsvolk 1494 zu vertreiben und ihre Synagoge und Schule mit Beschlag zu belegen.

Der würdige, steife Ratsherr neben dem hochfahrenden Domherrn und dem waffenklirrenden, renommistischen Junker aus der schloßgesessenen Nachbarschaft; der reiche Patriziersohn, stutzerhaft im Alamodekostüm mit abenteuerlicher Hutform und bizarrem Schuhwerk; die Augustiner von Sct. Moritz, die Benediktiner von Sct. Georg, dazu almosenheischende, aufdringliche Barfüßermönche, alle in ihrer mannigfaltigen Tracht; zahllose Krüppel und Bettler an den Straßenecken und Kirchenthüren; die Bauern, die Gänse und Eier und Butter zu Markte trugen — die alle bildeten die bunte Staffage des lauten Straßenbildes. Auch der fahrende Schüler, mehr Landstreicher als Student, drängte sich keck durch die Menge. Der Typus eines solchen Bacchanten und Vaganten ist jener schweizerische Hirtenknabe aus dem Walliserland, Thomas Platter, den ein ungezähmter Wissensdrang in die Welt hinauswarf, der später als Seilergesell beim Strickdrehen seinen Plautus las und dann schließlich als Rektor der lateinischen Schule in Basel gestorben ist. Er hat auch — so meldet seine Selbstbiographie — in Naumburg sich einige Wochen herumgetrieben, hat auf den Gassen um milde Gaben gesungen und hat, bevor er von dannen zog, einem Nachbar drei gemästete Gänse aus dem Stalle gestohlen.

Selten nur erblickte das Auge auf der Straße eine ehrbare Bürgersfrau; die Sitte machte ihr strengere Abgeschiedenheit zur Pflicht, wenn nicht der Glockenklang sie in festlichem Schmuck zur Kirche rief.

Aber das lauschige Erkerplätzchen gestattete, unbemerkt Ausschau zu thun und heiße Neugier zu kühlen.

Die gesamte Bürgerschaft gruppierte sich zu drei Ständen, die schon äußerlich durch unterscheidende Merkmale der Tracht sich von einander abhoben. Aus einer Kleiderordnung des Jahres 1549 ist das ersichtlich. Der Richter, die Bürgermeister, die Rats- und Gerichtspersonen, die Magistri und Schulmeister, die angesehenen Kaufherrn, die mit seidenen oder ausländischen Tüchern handelten, und schließlich die Bürger, die aus gutem, altem Geschlecht stammten und von ihren Renten und Zinsen und Gütern lebten, gehörten dem ersten Stande an. Der zweite umfaßte die geringeren Krämer und die Handwerksmeister der redlichen Innungen und Zünfte, indeß der Rest der Bürger mit den Hausgenossen und Dienstboten den dritten Stand bildete. Außerhalb dieser ständischen Gliederung hielten sich die Adligen und Gelehrten mit akademischem Titel; ihr Rang entsprach den Vorschriften, die für das ganze Reich Geltung hatten.

Als das Zeitalter der Reformation nahte, bestand das Unterthanenverhältnis der Stadt zur bischöflichen Gewalt in der Erfüllung althergebrachter Formalitäten. Beim Hinscheiden des Bischofs und bei der Erhebung seines Nachfolgers trat das mit aller Umständlichkeit zu Tage. Im Frühjahr 1481 führte man die Gebeine Bischof Heinrichs (1466—1480) von Zeitz nach Naumburg. Da holten die zwei Bürgermeister mit vornehmen Bürgerssöhnen sie zu Roß ein; und am Marienthor draußen auf der einen Seite des Fahrweges standen die Domherrn mit der gesamten Geistlichkeit und auf der anderen die Räte der Stadt. Als dann die Leiche kam, läuteten alle Glocken von Sct. Wenzel und Sct. Marien, und langsam zog die Prozession durch die Straßen, voran die Wagen mit den geweihten Kerzen der Handwerker, dann die singenden Schüler, die Priester, Chorherrn und Mönche, der schwarzbehangene Wagen mit dem Toten, der Dompropst und das bischöfliche Gefolge, die Bürgermeister und Ratsherrn und zum Schluß die wogende Volksmenge.

Dem neuen Bischof Dietrich IV. (1481—1491) erwies der Rat gleich nach seiner Wahl in Naumburg Reverenz und bot ihm proficiat und verehrte ihm drei Stübchen Rheinwein und ein Stübchen Met.

Elf Ratsdeputierte zogen dann später mit stattlichem Gefolge nach Zeitz, um bei der Koronation des Herrn zugegen zu sein und die Ehrengabe der Stadt, acht Fässer Bier, zu überreichen. Später kam der Bischof nach Naumburg zur Erbhuldigung. Und wieder ritt ihm der Rat entgegen bis zur Wethau und führte ihn in festlichem Geleite in sein Quartier am Markt. Drei Stübchen Malvasier, Rhein- und Frankenwein und ein Stübchen Met wurden ihm diesmal als Gabe gebracht. Der Bischof bestätigte in einem Revers die Briefe, Rechte und Freiheiten der Stadt nach hergebrachter Weise; als er aber dann die Eidformel der Bürger ändern und durch einen neuen Satz für den Fall einer Sedisvakanz die Naumburger verpflichten wollte, „sich an niemand anders, denn an das Kapitel zu halten," traf er auf unbesieglichen Widerstand. Er mußte endlich sich mit der alten Fassung zufrieden geben. So gelobten die Räte in seine Hand, und die ganze Gemeinde schwur es mit aufgerecktem Eidfinger nach, „daß sie Sr. Gnaden und dem Gotteshause getreu und gehorsam, seinen und des Gotteshauses Schaden bewahren und Frommen werben wollten, als ein jeglicher Mann seinem rechten, natürlichen Erbherrn pflichtig zu thun sei."

1491—1517 saß auf dem Bischofsstuhle Johann III., ein Neffe seines Vorgängers und gleich jenem aus dem Hause v. Schönberg stammend. Man mußte ihm die Anerkennung zollen, daß er eine Reformation des Klosterlebens trotz zähen Widerstandes der Kloster- und Weltgeistlichen in seinem ganzen Sprengel versucht hat. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse des Bistums waren unter seiner Regierung glücklich, und seine kluge Beteiligung am Bergbau des Erzgebirges brachte lohnenden Gewinn. Da lobten ihn Bürger und Bauer, wenn er ihnen milde die fälligen Abgaben erließ, und sie sprachen ihm wohl das Wort nach, daß die Geistlichen eher harte Schatzung ertragen möchten, da sie mit Singen und Sünden ihr Brod verdienten. Und weiter hieß es, der gekränkte Klerus habe dadurch kleinliche Rache geübt, daß er den Grabstein des Bischofs nicht mit einem lobenden Nachruf schmückte, sondern allein den schlichten Namen und das Todesjahr darauf schrieb. Die Messingplatte mit den Worten „Bischof Joann" ist im Dom erhalten; sie bildet dort zugleich das erste Beispiel einer deutschen Grabschrift.

In dem großen Jahre 1517 folgte Bischof Philipp, ein Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, der außer dem Naumburger auch noch den Krummstab des Bistums Freisingen trug. Hier hielt er Hof, und selten führte ihn sein Weg ins Stift. Als er zum ersten Male in unsere Stadt kam, war es bei seinem Regierungsantritt gleich nach dem großen Brande. Da sah er noch auf der weiten, trostlosen Trümmerstätte die Kohlen glimmen und dampfen. Der Rat gab ihm das Ehrengeschenk, Hafer und Bier, Met und Malvasier, weißen und roten Wein, aber der gestrenge Herr blieb taub gegen die Klagen der abgebrannten armen Bürgerschaft, die um Befreiung von der Jahresrente bat. Doch entbehrte sein Charakter nicht der gemütlichen Seite. Als er zum andern Male ins Stift kam, im Jahre 1522, schoß er zu Naumburg im Graben mit den Schützen nach dem Ziel. In vollen Tönen kündet der Chronist Paul Lange sein Lob. „Man kann Gott nicht genug danken" — sagt er — „daß er uns so einen hochgeborenen, mächtigen, friedsamen, tugendhaften, weisen und vorsichtigen Prälaten, Herrn, Bischof und Hirten in dieser gefährlichen, grausamen, irrigen, zwieträchtigen, verwirrten, ungehorsamen und schweren Zeit verschafft und gegeben hat; denn wenn wir ihn jetzt nicht hätten, es stünde fürwahr sehr übel und gefährlich um uns." Daß Bischof Philipp sich aber auch in weiteren Kreisen großer Achtung erfreute, geht daraus hervor, daß Luther ihn zweimal, 1519 und 1520, zum Schiedsrichter in seinem Streite ausersah.

Während der Abwesenheit des Bischofs lag die Regierung des Stifts in den Händen des Statthalters Eberhard von Thor, dem seit 1536 Wolfgang von Ende folgte, und des Kanzlers Dr. Schmiedeberg. An Irrungen zwischen dem Bischof und der Stadt hat es nicht gefehlt, und Philipps Beschwerden über eigenmächtige Eingriffe des Rats in sein Recht und seine Rechtsprechung riefen die Entscheidung des Reichskammergerichts an; ohne Erfolg, da der Magistrat in kluger Weise bei seinem weltlichen Schutzfürsten einen Rückhalt suchte und fand. Die Wettiner umklammerten mit ihren kurfürstlichen und herzoglichen Ländern die Gebiete der drei sächsischen Bistümer Naumburg, Merseburg und Meißen, über die sie seit alter Zeit die Schutzherrschaft übten. Das Patronat zu einer völligen Landesherrlichkeit zu erweitern

war ihr Ziel, das sie unverrückt im Auge hielten; und ob auch Philipp das Recht der Reichsunmittelbarkeit in Anspruch nahm und sich von Karl V. bestätigen ließ, das sächsische Fürstenhaus brachte doch in der Zeit, die uns hier beschäftigt, den staatsrechtlichen Grundsatz vom geschlossenen Territorium zur Geltung, nach welchem der landesherrliche Wille sich soweit erstreckt, als die territorialen Grenzen gehen, und über alles gebietet, was von diesen umschlossen und bezirkt ist. So sah auch Kurfürst Johann Friedrich eine unerlaubte Anmaßung in einem bischöflichen Schreiben, das ihn mit der Bezeichnung Nachbar und nicht mit Herr anredete (1533). Als Karl V. im Jahre 1539 die Bischöfe von Meißen und Merseburg auf den Reichstag nach Worms beschied, verbot ihnen Herzog Heinrich von Sachsen diese Reise, sprach ihnen das Recht der Reichsstandschaft ausdrücklich ab und sagte schroff: „Wie Eure Vorfahren habt Ihr zuerst Eurem Landesfürsten und nachher dem Kaiser zu gehorchen!" Bei der Erbteilung des Jahres 1485 war der Schutz und die Hoheit des Bistums Meißen gemeinsam beiden sächsischen Linien geblieben, Merseburg war dem herzoglich Albertinischen, Naumburg dem kurfürstlich Ernestinischen Zweige zugefallen. Jetzt trug den Kurhut Friedrich der Weise. Sein Bild von Kranachs Hand in unserem Rathause bestätigt durchaus den Eindruck, den seine Persönlichkeit in der Geschichte macht. Durch viele Enttäuschungen des Lebens zur Resignation getrieben, zeigt er in seinem Auftreten überall etwas Gedrücktes, Leidendes, eine an Fatalismus streifende Ruhe und eine Scheu vor frisch zugreifender That. Die gewaltige Bewegung, die aus seinem Lande hervorbrach, fand keinen stürmischen Vorkämpfer an ihm; säuberlich und mit Mußen ließ er sie auf sich wirken, und bis zu seinem Ende hat er es nicht über sich gewonnen, sich von dem Ritus der alten Kirche, von der Beichte und von der Messe loszusagen.

Erst seinen Nachfolgern ging die Erkenntnis auf, daß die Reformation eine gewaltige Steigerung ihrer fürstlichen Macht bedeutete.

Im fünfzehnten Jahrhundert hatte sich ein Frühlingssturm aufgemacht; der war von Süden her über das deutsche Land gefahren, hatte den Geist gerüttelt und geschüttelt, dürre Zweige gebrochen und neue, lebensjunge Triebe hervorgelockt. Renaissance und Humanismus

nennen wir die geistigen Strömungen, die aus erstorbenen mittelalterlichen Ideen zur Pforte der Neuzeit führen. Im thüringischen Erfurt zuerst öffneten sich die Herzen begeisterter Jünglinge der neuklassischen Kultur, und überall erwachte dann auch im Bürgertum das Bildungsbedürfnis, regte sich die Begierde gelehrt zu werden. Aber um den Bruch mit dem Mittelalter endgültig zu vollziehen, gesellte sich auf deutschem Boden eine andere Bewegung dem Humanismus bei, eine religiöse, die die ganze Nation dahinriß: die Reformation.

Im Ostchor des Naumburger Doms ist ein merkwürdiges Bild in Stein gehauen. Ein Affe und eine Meerkatze sitzen da beim Schachbrett, und der Volksmund erzählt dazu: Einst sprachen etliche geistliche Herrn bangen Herzens von Luthers neuer Lehre und konnten die Ahnung nicht zurückdrängen, daß sie auch hier im Stift Eingang finden würde. Da tröstete ein Domherr die Ängstlichen und sagte zuversichtlich, das würde nicht eher geschehen, als bis daheim seine Lieblinge, eine Meerkatze und ein Affe, sich beim Schachspiel ergötzen könnten. Als er darauf in seine Kurie trat, fand er erstaunt die beiden Tiere beim Spiel sitzend; das Unglaubliche war zum Ereignis geworden!

Man möchte wissen, wie der Boden beschaffen war, auf den hier das erste Samenkorn der neuen Lehre fiel. Aber wer in den zeitgenössischen Berichten nach Zeugnissen über die geistige und moralische Atmosphäre der Bürgerkreise forscht, findet seine Mühe dürftig belohnt. Die Chronisten sind ganz und gar befangen in den kleinlichsten Tagesinteressen und endlosen Häkeleien und Nörgeleien über streitige Rechtskompetenzen. Der freie Geist, der über die engen Stadtmauern hinaus sich spannt und die gewaltigen Vorgänge ringsum im großen deutschen Vaterlande umfaßt, der fehlt ihnen ebenso sehr wie der sorgsam prüfende Blick, der scharf auf alle die kleinen Symptome achtet, die in der eigenen Nähe die drohende Krisis verkünden.

Ausgestorben war das harte Geschlecht, das sein schlichtes, behagliches Genügen fand an dem, was mühsamer Fleiß in geringer Fülle erworben. Neue Zeiten hatten bequemer mit glänzendem Gewinn die Güter dieser Erde gehäuft. Naumburger Kapital, selbst die Kirchenkasse von Sct. Wenzel arbeitete im Bergbau des Erzgebirges, der jetzt erblühte. Da ging der jungen Generation das Leben leichter ein;

und mit dem wachsenden Wohlstand zog der Sinn für verfeinerten und freieren Genuß zu allen Thoren ein.

In ihrem Luxus malt sich am deutlichsten das Wesen der Zeit. Schon in der Kleidung fällt bei Mann und Frau der raffinierte Prachtaufwand ins Auge neben dem Mangel an geläutertem Geschmack. Seltsam und grellbunt erscheinen sie angethan, ohne ruhige Würde; und die stutzerhafte Eitelkeit charakterisiert sich in dem zum Platzen engen Schnitt der Gewänder, der sich sinnlos mit der kaftanartigen Schaube kombiniert; in den koketten Schnabelschuhen, mit denen auf frommen Bildern selbst Gottvater und Christus und Maria dargestellt sind; in den unförmlichen Hauben der Frauen und in den duftenden, zierlichen Locken der Männer. „Der ganze Leib“ — so eifert die Stimme des Sittenpredigers Geiler von Kaisersberg — „ist voller Narrheit innen und außen; tausenderlei erdenkt man mit der Kleidung; jetzt ganz weite Ärmel wie Mönchskutten; jetzt also eng, daß sie kaum darein mögen kommen.“ „Sie schmieren sich mit Affenschmalz“ — sagt Sebastian Brant — „sie puffen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch eingeschlagenes Eiweiß; sie strecken den Kopf zum Fenster hinaus, um es an der Sonne zu bleichen.“ Der ernste Geist der Reformation versuchte all' diese nichtige, bunte, launische Geckenhaftigkeit auseinander zu werfen und Ruhe und Würde in Form und Farbe zu schaffen.

Fieberhaft war die Sucht zu genießen. Kartenspiel und Würfelbecher hießen leichten Gewinn leicht zum Teufel gehen. Das Hazardspiel war im Stift so zur verbreiteten gesellschaftlichen Gewohnheit geworden, daß schon Bischof Heinrich II. in Zeitz durch eine scharfe Polizeiordnung dagegen einzuschreiten gesucht hatte. Wer 25 Schillinge verspielte, mußte nach seiner Verordnung 5 Schillinge Strafe zahlen, und eine gleiche Summe mußte der Wirt erlegen, der das Spiel geduldet hatte. Aber diesen Bischof selbst nennt der Chronist bibacissimus. Die Lust am Trinken hatte das sechzehnte Jahrhundert zur Raffiniertheit ausgebildet und ins Maßlose gesteigert; und die Menge der arbeitslosen Feiertage, die die katholische Kirche damals gebot, kam dem leichtfertigen Drange gelegen. Zu einer Zeit, da Philipp von Hessen seine fürstlichen Zechgenossen unter den Tisch zu trinken liebte,

da selbst Kaiser Karl V. trotz seiner schwächlichen Konstitution eine fast märchenhafte Genußfähigkeit im Essen und Trinken entwickelte, standen auch in Naumburg die Trinkstuben nimmer leer, und die Bier- und Weinschänker hatten keinen faulen Tag. Endlos war die Reihe der offiziellen Festessen, die die Ratskollegien bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit veranstalteten, Richteressen, Schöppenessen, Heerschauessen, Schützenessen, Bier- und Abziehessen u. s. w. Eine allmählich ernüchterte Zeit beschränkte die Zahl, „da der Fresserei zuviel gewesen.“ (1525.)

Daß es sich in Naumburg köstlich leben ließ, das zeigt die große Zahl der Fürstentage, die den Adel weither aus der umgebenden Landschaft versammelten. (1504, 1505, 1508, 1509 u. a.) Da ging es hoch her. Der Landesfürst kam, und in hellen Haufen ritten Grafen und Herren mit ihren Frauen und Töchtern ein. Auf dem Markt waren die Schranken zum Turnier geschlagen; mit Sand und Streu war die Stechbahn bereitet; von geschmückten Tribünen sahen die edlen Gäste hernieder auf das gaffende Volk, und lustig klangen Pfeifen und Trompeten. Eine feierliche Messe wurde auf Kosten der Stadt für alle Rennen und Aufläufe gelesen. Abends ward auf dem Rathause ein Tanz gehalten, und der Rat ließ freigebig Konfekt und Zucker und Wein auftragen und reichte seinen Gästen den Ehrentrunk aus jenem kunstvollen Trinkhorn, das noch heute erhalten ist. 1376 schon hatte er das silbergezierte Prunkstück für 28 Groschen gekauft; es trägt die Umschrift: „Hilf Gott, was wir beginnen, das ein gut Ende gewinne, unde zu allen Stunden durch dine hilige Wunden. Hilf, gratia plena.“ Nach längerer Unterbrechung ließ man auch im Jahre 1526 das Virgatumgehen, ein Schulfest, das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt und wohl der älteste aller nachweisbaren ähnlichen Gebräuche ist, wieder aufleben und gab ihm den Namen Kirschfest.

Wie jede Periode des Überganges weist auch jene Zeit eine Kette der schroffsten sozialen und geistigen Gegensätze auf. Und wie dem üppig reichen Patriziat die brotlose Armut der verkümmernden Massen entgegensteht, so drängt sich in die unbändige, derbe Lebens- und Sinnenlust der düstere Warnungsruf des Büßers. Die Pfeifen, die zum

lustigen Reigen aufspielen, brechen jäh ab, wenn als unheimlicher Gast die Pest durch die Mauerpforte schleicht. Jetzt fordert der Tod zum Tanze auf. Die Künstlerphantasie behagt sich, mit der Idee dieser Totentänze zu spielen. An den Umfassungsmauern der Friedhöfe, im Innern der Kreuzgänge und Kapellen konnte das Volk den Triumph des Todes dargestellt sehen, und die Holbeinschen Totentanzholzschnitte, mit grimmem Humor entworfen, waren in aller Hand. In der Zeitzer Sct. Michaelskirche findet sich ein Totentanz, und auch im Naumburger Dom hat der Tod, der seine kalten Knochenfinger aufs blühende Menschenleben legt, einen Künstler zu einer plastischen Darstellung angeregt. An dem nordöstlichen Pfeiler des Mittelschiffes zeigt eine Messingplatte einen halbverwesten Leichnam. Ein Domherr, Rudolf v. Bünau, durch seine Schönheit und Anmut bekannt, soll, als ein früher Tod 1505 ihn in der Vollkraft des Lebens dahinraffte, befohlen haben, daß man nach einer bestimmten Frist seine Gruft öffne und seinen Körper so darstelle, wie man ihn finden würde. Eine lateinische Inschrift spricht zum Beschauer: „Was ich bin, wirst du auch sein; was du bist, bin ich gewesen.“

Manch' einer schrieb sich das finstere Memento Mori ins Herz. Die Zeit, da inniger Glaube verflachte, erschöpfte sich in Werken der Wohlthätigkeit und suchte durch ein Übermaß an frommen Stiftungen das mahnende Gewissen einzuschläfern. Der Stadtschreiber Johann Mattes stiftete 1512 den Altar Sct. Martini, Sct. Hieronymi, Sct. Annä in der Wenzelskirche, und andere treue Bürger spendeten dem Gotteshause Abendmahlskelche, Kirchenstühle, Kirchenfenster, Kirchenglocken. Milde Opfer gewährten den Armen und Elenden unentgeltlichen Zutritt zu den Badstuben. „Seelenbäder“ nannte man solch' barmherziges Werk, da es dem Seelenheil des Stifters ersprießlich war.

Und doch darf man die biedere, lautere Gesinnung, die aus solchen Zeugnissen spricht, nicht allein für die charakteristische Färbung des Naumburger Bürgergeistes halten. War doch in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ein Sprüchwort im Schwange, Naumburg sei der Spitzbuben Vater und Mutter! Der Käufer war vor Betrug auf steter Hut, und falsches Maß und Gewicht im kaufmännischen Verkehr forderten fortwährend ein Einschreiten des wachsamen

Stadtrichters. Im Jahre 1516 verstand es eine fremde Hochstaplerin, die sich Ursula, Herzogin von Dalmatien und Kroatien, nannte, die Freigebigkeit des allzugläubigen Rats auszubeuten, indem sie um eine Beisteuer für die Auslösung ihres Mannes bat, der angeblich in türkischer Kriegsgefangenschaft schmachtete. Und 1518 mußte der Rat vor reisenden Gaunern warnen, die sich den Kirchenbau von Sct. Wenzel zu nutze machten, mit gefälschten Zeugnissen durchs Land zogen und die Scherflein frommer Seelen in ihre Taschen sammelten.

Bußfertigen Sündern kam die katholische Kirche mit ihrem Ablaß entgegen. Auf das Ersuchen des Dombechanten Günther von Bünau, dessen Stammsitz die Rudelsburg war, gewährte Papst Leo X. im Jahre 1513 allen denen einen völligen Ablaß, die an vier bestimmten Tagen in der Elisabethkapelle auf der Burg jedesmal fünf Paternoster, fünf Ave Maria und ein Symbolum beten würden. Wir sahen, wie beim Aufbau der Wenzelskirche der Bischof einen vierzehntägigen Ablaß verhieß; und auch den Wohlthätern des von Johann Mattes gestifteten Altars waren 40 Tage Ablaß versprochen. Noch bequemer konnte das Heilsbedürfnis gestillt werden. Das Domkapitel und die Scharen der Mönche, der Rat und die Bürgerschaft, alle gingen am 1. März 1517 dem Dominikanermönch Tetzel entgegen; und von den Türmen klangen vollstimmig alle Glocken, als der Ablaßkrämer zum Salzthor einzog. Unter freiem Himmel auf der Domfreiheit trieb er dann tagelang seinen ärgerlichen Handel.

Von den Chronisten der Stiftsgeschichte nimmt nur Paul Lange eine bemerkenswerte Stellung zu der lutherischen Frage. Aber dieser Bosauer Mönch und Klosterbibliothekar ist ein schwankendes Rohr. In seinem Chronicon Citizense nennt er Luther einen vollkommenen, gründlichen und unvergleichlichen Theologum, eine Zierde und Krone der Universität Wittenberg, der bewunderungswürdige und fast unerhörte Geheimnisse göttlicher Wahrheit ans Licht bringe. In seiner Naumburger Chronik dagegen, die er 1536 deutsch bearbeitete, wendet er sich feindlich gegen ihn, nennt ihn einen Erzketzer, einen vergifteten Basilisken, ärger als Arius.

Die Stiftsregierung stand vor der großen Krisis abwartend und mit vorsichtiger Klugheit; auch in der Bürgerschaft fand die erlösende

That, deren frohe Kunde die Engel selbst als Botenläufer übers ganze deutsche Land trugen, keinen Wiederhall; kein Wörtlein meldet von einem stärkeren Herzschlag aus jenen Tagen. Endlich im Jahre 1521 dringt ein voller Ton der aufgeregten Zeit auch in unsere Stadt: Luther kommt! Er ist auf der Reise nach Worms. Kaspar Sturm, der kaiserliche Herold mit dem Reichsadler auf dem Wappenrock, trabt voraus, hinter ihm rollt das Wägelchen der Stadt Wittenberg, durch eine Decke gegen Sonnenbrand und Regen geschützt. Darin sitzen mit Luther sein Freund Amsdorf, ein junger pommerscher Edelmann Peter von Swaven und der Ordensbruder Johann Pezzensteiner. Es ist am Freitag, dem 5. April, gegen Abend. Und nun möchten wir uns gern ausmalen, wie der seltsame kleine Troß durchs Jakobsthor zieht, wie staunend auf der Straße ein erregter Volkshaufen den Wagen umdrängt, wie tausend Hände auf den kühnen Wundermann zeigen, dessen Namen die Bäume und Steine in Deutschland schreien! Allein statt der stürmischen Begeisterung, die sich dem Reformator kurz darauf in Erfurt und Gotha und Eisenach und Worms entgegenwarf, zollte ihm in Naumburg nur der Rat eine kühle Aufmerksamkeit. Luther nahm sein Quartier beim Bürgermeister Greßler. Die Kämmereirechnungen notieren die Ausgabe von 23 Groschen und 3 Pfennigen für Wein und Bier, dem kaiserlichen Ehrenhold samt Dr. Martino Luther zum Geschenk gegeben. Das war nicht mehr als eine schuldige Anstandspflicht, die der Magistrat jedem angesehenen Fremden gegenüber stets erfüllte, erfüllen mußte, wenn sie wie Luther durch einen kaiserlichen, kurfürstlichen und herzoglichen Geleitsbrief den Bürgermeistern besonders empfohlen waren. Luther selbst berührt in seinem Briefwechsel den Aufenthalt in Naumburg gar nicht, der beste Beweis, daß die Aufnahme keinen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Aber ein anderes, seltsames Moment springt hier doch in die Augen. Ein ungenannter Naumburger Prediger, vielleicht der Abt Thomas Hebenstreit von Sct. Georg, übersandte Luther ein Bildnis des Hieronymus Savonarola. Man vergegenwärtigt sich unwillkürlich die Bewegung, mit der der große Augustinermönch auf die Züge des Dominikaners blickte, der auch ein Feind des falschen Scheins, ein unerschrockener Streiter wider die Verderbtheit des Papsttums, vor 23 Jahren zu Florenz den grau-

samen Flammentod gestorben war. Als Luther das merkwürdige Geschenk aus der Hand legte, war sein Entschluß nicht erschüttert, und er gedachte der Mahnung des Gebers, bei der erkannten Wahrheit auszuharren mit breitem Fuß.

Noch war die Gemeinde der Lutherfreunde in der Stadt klein, und als eindringliche Warnung stand vor den Schüchternen das Beispiel des Magisters Pfennig, der hier im Jahre zuvor als erster freudiger Bekenner in Sct. Wenzel seine Stimme laut gegen Papsttum und Ablaß erhoben hatte. Niemand hatte den armen vor den aufgebrachten Domherrn geschützt; flüchtend war er nach Böhmen entschlüpft; aber auch da in seinem Versteck hatten ihn die Verfolger aufgespürt, und elend war er dann in qualvoller Haft verschmachtet. Seitdem wachte das Domkapitel, daß die Form der alten Kirche unangetastet blieb, bis eine gewaltige, sozialistisch und religiös radikale Umwälzung den Boden erschütterte. Das war der Bauernkrieg. Ein Strahl der neuen Geistesfreiheit, die in Wittenberg aus den Worten des größten Bauernsohnes aufflammte, war auch in das zerdrückte, verschüchterte und verstörte Herz des armen Landvolkes gefallen. Astrologische Ankündigungen einer furchtbaren Blutsündflut versetzten den gemeinen Mann in die leidenschaftlichste Erregung. Mit grausiger Feuersbrunst verbrannten die Bauern ihr Joch, und eine rasende Sturmesgewalt trug die Lohe von Süden nach Norden, von Schwaben nach Franken und Thüringen. In Mühlhausen, in Erfurt hatten schon die Bürger den Meuternden die Thore aufgethan, und ringsum am Nachthimmel leuchtete der blutige Feuerschein von Klöstern und Herrensitzen. Der bange Bischof warnte den Rat vor Aufruhr und versprach Abstellung aller beklagten Mißbräuche; aber auch Naumburger Bürger in Menge lockte die laute hussitische Predigt von Freiheit und Gleichheit, mit der in Allstedt demokratische Prädikanten dem Volke die Seele aufwühlten. Und manchem stieg, was er dort gehört, zu Kopfe. Freilich nur in harmloser Form äußerten sich daheim die erregten Sinne. Als die Fastnacht mit ihren derben Scherzen kam, trugen kouragierte Gesellen spottend eine Papstmaske durch die Gassen; etliche ritten als Kardinäle und Bischöfe verkleidet einher oder führten als Mönche und Nonnen ausgelassene Tänze auf. Der Rat zeigte Klugheit und Mäßigung genug,

um nicht durch barsches Einschreiten die Unruhigen zu reizen. Drei Bettelmönche, deren Treiben dem Volke ein Ärgernis war, mußten sich eine Zeit lang des Predigens und der Beichte enthalten, und die Geistlichen drückten gern ein Auge zu, wenn der Bürger in der Fasten Fleisch genoß. Als dann aber zur Pfingstzeit die Bauern das Moritzkloster mit einem Überfall bedrohten, rotteten sich auf dem Marktplatze die unruhigen Elemente der Stadt zusammen und zeigten nicht übel Lust, mit dem Karsthans draußen gemeinsame Sache zu machen. Nur mit Mühe behielten Vernunft und friedlicher Bürgersinn die Oberhand. Aber schwül blieb die Luft der wild erregten Zeit, und es fehlte dem lüsternen Haufen nur der rechte entschlossene Führer. Schrieen doch, als Herzog Georg von Sachsen an der Stadt vorüber nach Frankenhausen gegen die Bauern rückte, die Naumburger Bürgerwachen von den Thoren herab ihm zu, daß er wider das christliche Blut zöge.

Auch die stiftischen Bauern legten schließlich Wehr und Waffen nieder. Der Bauernaufruhr ist oft in den Städten der Reformation vorausgegangen; auch in Naumburg. Die bedenklichen Äußerungen der Unzufriedenheit in den weiten Schichten der städtischen Bevölkerung, die im Schweiße des Angesichts ihr Brod aß, und die Erkenntnis, wie unheimlich nahe über den Köpfen das Wetter der sozialen Revolution dahingebraust war, mahnten den Rat zur Vorsicht und das Domkapitel zu weisem Nachgeben. Wohl wurden wegen Revoltierens 40 unruhige Geister auf bischöflichen Befehl verhaftet, aber der Richter verzichtete auf eine peinliche Bestrafung, und die Schuldigen kamen mit geringen Geldbußen davon. In unseren Mauern nahm nun die Reformation einen Fortgang, der weniger von religiösen als von politischen Einflüssen geleitet wurde. Zunächst sahen die städtischen Behörden in der Duldung der neuen Lehre nur ein Zugeständnis, das sie aus egoistischer Klugheit dem niederen Manne machten. Dann aber erkannten sie im Luthertum ein treffliches Mittel zur erheblichen Steigerung ihrer Machtmittel. Die Aufhebung mannigfacher kirchlicher Institute, Fundationen, Seelenmessen und die Säkularisation klösterlichen Eigentums stellte einen finanziellen Aufschwung in Aussicht. Eine noch verheißungsvollere Perspektive that sich auf: Die Lossage von Rom mußte die letzte Abhängigkeit von der bischöflichen Hoheit völlig lösen. Und

da fand sich ein Bundesgenosse im Kampf, der auch aus der Zertrümmerung der stiftischen Gewalt seine Hoheitsrechte stattlicher zu erbauen trachtete; das war der Kurfürst.

Im Sommer nach dem Bauernkriege (1526) predigte in Sct. Wenzel ein Schlesier aus Bolkenhain, der Magister Johannes Langer, das reine Gotteswort. Er war der erste vom Rat angestellte evangelische Pfarrer Naumburgs mit einem Gehalt von 80 Gulden. Mit den äußerlichen Gebräuchen des alten Glaubens brach man nicht so schnell und schroff, und wenn alljährlich der neue Rat aufzog, geschah es in der alten Weise mit einer feierlichen Messe in der Stadtkirche. Auch das Abendmahl wurde nur selten in beiderlei Gestalt gereicht; doch hörte man beim Gottesdienst und bei der Taufe bereits deutsche Worte und deutschen Psalmengesang. Noch 1528 konnte der Rat die Beschuldigung der bischöflichen Regierung, daß er der lutherischen Sekte folge, zurückweisen. Aber er richtete doch zugleich nach Freisingen die einfältige Bitte, der Bischof möge gestatten, daß in der Naumburger Kirche der Gottesdienst in derselben Weise wie im Lande des Kurfürsten gehalten würde. Dann reiste der Stadtschreiber nach Wittenberg, holte Luthers Rat persönlich ein, und 1529 gestanden die Behörden der Bürgerschaft endlich die ganze äußere Form des evangelischen Glaubens zu. Da aber rief der Bischof Philipp sein Machtwort von Freisingen aus. Er erwirkte vom Kaiser ein Mandat, das der Stadt den Verlust aller Privilegien und vor allem die Entziehung der Peter-Paulsmesse androhte (Speyer, 3. Juni 1529). Der Magister Langer enthob den eingeschüchterten Rat seiner Verlegenheit und ging von dannen; er hatte auch das Naumburger Gebeiße und Gezänke herzlich satt. Verklang so schnell das evangelische Wort wieder, so trug das gemeine Volk doch schwer den Verlust, und in Scharen strömte es des Sonntags auf die kurfürstlichen Dörfer hinaus, wo die Lehre gepredigt wurde, die ihm Bedürfnis geworden war. Da stellte sich der Rat 1532 ausdrücklich unter den kurfürstlichen Schutz Johanns des Beständigen, und der sandte der Stadt einen neuen lutherischen Prediger, den Magister Gallus. Damit gewann die protestantische Lehre in Naumburg einen festen Bestand. In demselben Jahre hielt der Magister Kramer in Sct. Otmar deutsche Messe und reichte das Abendmahl in

beiderlei Gestalt, und zugleich eroberte das Evangelium dauernd die Kanzel von Sct. Moritz. Auch im Georgskloster hatte sich der Abt Thomas Hebenstreit mit einem Teil seiner Mönche dem Luthertum zugewandt. Der Predigtstuhl von Sct. Wenzel war im Jahre 1536 durch den Tod des Magisters Gallus erledigt; da wandte sich der Rat abermals an den Kurfürsten mit der Bitte um einen tüchtigen evangelischen Geistlichen. Das fiel gerade in die Zeit, als nach einem langwierigen Streite mit dem Domkapitel der Magistrat das Patronatsrecht der Stadtkirche durch die Entscheidung des Reichskammergerichts erlangte. Zum Osterfeste und zum Pfingstfeste predigte Luthers treuer Freund Justus Jonas zusammen mit Hieronymus Weller in der Stadt. Jener kam noch wiederholt von Wittenberg herüber, um die Seelsorge zu pflegen; er lag dann auf Kosten des Magistrats beim Licentiaten Dörfer oder bei der Witwe Grassenburger oder bei Veit Glöckner in Quartier. Nicht schlecht war hier auf sein leibliches Behagen Bedacht genommen. Hieronymus Weller beklagte es später lebhaft, daß er das Pfarramt von Sct. Wenzel ausschlug und erinnerte sich mit Wehmut der angenehmen Tage, die er hier verlebt hatte. „Ich muß immer an Eure Weine in Naumburg denken" — schreibt er 1536 an Justus Jonas aus Wittenberg — „und an den gewählten Luxus Eurer Tafelgenüsse, den ich mir hier leider habe abgewöhnen müssen." Am Sonntag, dem 10. September 1536, traf, vom Kurfürsten Johann Friedrich geschickt und von Luther selbst empfohlen, Dr. Nikolaus Medler als erster Superintendent in der Stadt ein. Sein Name muß mit Ehren genannt werden: er ist der Reformator Naumburgs. Aus Hof gebürtig, hatte er nach mancher Fahrt in Wittenberg gelebt als Diakonus und Kaplan der Kurfürstin von Brandenburg, die vor ihrem Gemahl flüchtend dorthin ihr evangelisches Bewußtsein gerettet hatte. Luther rechnete ihn unter seine drei echten Schüler. Er organisierte den Gottesdienst und das Schulwesen in Naumburg durch eine neue Kirchen- und Schulordnung, deren Entwurf Luther selbst mit Justus Jonas, Pomeranus und Melanchthon prüfte und billigte (1537). Der Rat sandte den Wittenberger Gelehrten als Anerkennung ihrer treuen Hilfe sechs Tonnen Bier und zwei Jahre später eine Ehrengabe, die in drei Bechern für Luther, Melanchthon und Jonas bestand. Ein

fruchtbarer Gedanke der deutschen Reformation war es, das Volk durch die Kirche und durch die Schule zu erziehen. Das Bürgertum sollte die Grundlage der modernen Bildung schaffen, und diese selbst sollte die sprachliche sein. Denn die Sprachen — sagte Luther — sind die Scheide, darinnen das Messer des Geistes steckt. Und bald eilte in der That die Jugend der evangelischen Städte mit den Riesenschritten der Bildung allen anderen voraus. Auch in Naumburg gestaltete Medlers Eifer die Schulen zu Pflanzstätten evangelischer gelehrter Bildung, die Ratsschule, die Domschule, die Sct. Georgsschule. Das gewaltthätige „Pelzkloppen" und „Struppen", mit dem die Magistri Ausgelassenheit und Mutwillen der Zöglinge niederhielten, führten wohl zur Beschwerde beim Rat, doch hören wir bei solcher Gelegenheit auch, daß Ovid, Cicero, Terenz eifrig in den Schulstuben traktiert wurden. Im Jahre 1540 konnte sich der große Wittenberger Meister persönlich von den Erfolgen seines Schülers überzeugen; er kam damals, Ende Juli, durch Naumburg, als er den erkrankten Melanchthon aus Weimar abholte. Die Ratsrechnungen verzeichneten 36 Groschen und 6 Pfennige als Betrag für Getränke, die den Reformatoren verehrt wurden.

An kleinlichem Zank und aufregendem Streit mit dem Rat und mit seinen Amtsbrüdern hat es Medler in unserer Stadt nicht gefehlt, denn er war ein grober Waldrichter, derb zufahrend und rücksichtslos, wie ihn die gährende Zeit verlangte. Oft machten pekuniäre Sorgen ihm den Kopf warm, dann war der gereizte Mann schwer erträglich. Er sei wie der Kurfürst — äußerte laut ein Bürger — wenn er kein Geld hätte, finge er mit den Leuten Hader an. Daheim in seiner Häuslichkeit war er kein sanfter Eheherr; als ihn einer seiner Freunde einst besuchte, traf er den Gottesmann, wie er in ungebändigtem Zorn mit blankem Degen auf seine Frau eindrang. Bei den Bürgern aber war der fehdelustige Held beliebt, und auch der Senat, so hart er mit ihm zusammengeriet, schätzte in der rauhen Schale den tüchtigen Kern und suchte die Wirksamkeit des Reformators der Stadt zu erhalten. Seit 1541 verkündete Medler in der Marienkirche das lautere Gotteswort, und bald stand er auch auf der Kanzel des Doms. Die Domherrn hatten ihm die Thüren verriegelt; da öffnete das Volk mit Äxten den Eingang und brach mit trotziger Gewalt der neuen Lehre

eine neue Gasse. Als er im Jahre 1545 aus der Stadt zog, ließ er den Rat, der ihm wiederholt hohe Schuldsummen geschenkt hatte, und den Stadtvogt als Gläubiger zurück. Die Stadt Braunschweig rief ihn als Superintendenten unter ehrenvollen Bedingungen, und das freundliche Entgegenkommen der Bürger dort hob sich nach seinen Briefen glänzend ab gegen die Undankbarkeit der Naumburger. Im Jahre 1551 ist Medler als Superintendent in Bernburg gestorben.

Die Irrungen, die sich zwischen der Stadt und dem Bischof aus Anlaß der Reformation erhoben, beschäftigten ohne Unterbrechung das Tribunal des Reichskammergerichts, schleppten sich dort mit reichskammergerichtlicher Umständlichkeit langsam weiter, füllten allmählich gewaltige Stöße Papiers und gediehen doch nicht zum endgültigen Austrag.

Ohne Zweifel war für die schnelle Ausbreitung des Protestantismus im Stiftsgebiet die Abwesenheit des geistlichen Oberhirten sehr förderſam gewesen. Nun kam gar die Nachricht von seinem Tode ins Land. Auf seinem Schloß zu Freisingen war er am 6. Januar 1541 in ruhigem, behaglichem Genuß, den er durch Lärm und Streit sich nicht gern verkümmern ließ, gestorben. Am 30. Januar veranstalteten die Domkapitularen in Zeitz eine Trauerfeier für den geschiedenen Herrn. Da mischte sich sofort in brüsker Weise der Kurfürst ein und warnte durch ein Mandat vor der Teilnahme an dem „papistischen Begängnis." In der That entzog sich der Naumburger Magistrat jetzt der althergebrachten Unterthanenpflicht und schlug die Einladung zu den Zeremonien aus. In der sicheren Ahnung, daß nun der Augenblick gekommen war, der über Sein und Nichtsein des Katholizismus im Stift entschied, hatten die Domherrn zunächst die Todesnachricht verheimlicht, hatten sich dann sofort über die Nachfolge geeinigt und waren, ehe eine fremde Hand störend in den glatten Verlauf der Dinge einzugreifen Gelegenheit fand, mit der vollendeten Thatsache hervorgetreten, daß Julius von Pflug, der Zeitzer Dompropst, zum Bischof gewählt sei. Sproß einer angesehenen sächsischen Adelsfamilie war er in Eytra bei Zeitz 1499 geboren. Frühreif ging er mit elf Jahren auf die Universität Leipzig. Seine Kollegienhefte, die er dort über Pindar, Herodot, Plato und Aristophanes zusammenschrieb, sind noch erhalten. In

Bologna und Padua vollendete er seine Studien. Mit dem ganzen Flammeneifer der Jugend schloß er sich den Humanisten an, die ihn als ihren Mäcen priesen. Melanchthon und Luther sandten ihm mit freundschaftlicher Widmung ihre Schriften; aber während ihn mit jenem allezeit eine warme Sympathie verband, fand er für Luthers rücksichtslos durchgreifende Art nie Verständnis. Er selbst war von wohlwollender Milde, versöhnender Gesinnung und gänzlich ohne Fanatismus. Doch erschien gerade seine laue Mittelstellung in einer aufgeregten Zeit manchem als Falschheit, und der Mann, der keine Feinde haben wollte, fand deren übergenug. Persönlich war der Widerwille, mit dem der Kurfürst den jungen Kirchenfürsten betrachtete.

Johann Friedrich (1532—1554), sonst so schwerfällig an Körper und Geist, zeigte eine klare Energie des Willens jetzt, da er vom Stifte Naumburg-Zeitz Besitz ergriff. Territoriale Gelüste verbargen sich geschickt unter dem Deckmantel der evangelischen Lehre. Zunächst erklärte er die Wahl Pflugs für ungültig, da sie ohne seine Zustimmung und Beteiligung erfolgt sei; dann ließ er durch Bewaffnete das Zeitzer Schloß überfallen und stellte das ganze Stiftsgebiet unter seine kurfürstliche Verwaltung. Auch mit dem Naumburger Rat setzte er sich sofort ins Einvernehmen, und auf seinen wiederholt zugesicherten Schutz bauend, versuchte die Stadt die letzten Reste der bischöflichen Hoheit abzustreifen. Da aber zugleich ein kaiserlicher Erlaß in strenger Sprache die Unterwerfung unter den Bischof Julius verlangte, so begann der Magistrat vorsichtig zu temporisieren. Es war ein altes Hoheitsrecht des Bischofs, den städtischen Rat alljährlich zu bestätigen. Die Neuwahlen für das Jahr 1541 waren auch bereits geschehen, aber sie traten nicht in Kraft, da man vermeiden wollte, die bischöfliche Bestätigung einzuholen. So ließ man die alten Ratsherren weiter regieren. Den Wahlen für das Jahr 1542 aber erteilte schon im Namen des Kurfürsten der Stiftsadministrator von Kreutz die Konfirmation.

Am 18. Januar 1542 ließ Julius von Pflug ein offenes Schreiben an die Domthüren schlagen, das die Annahme seiner Wahl verkündete. Tags darauf wurde es auf kurfürstlichen Befehl heruntergerissen. Johann Friedrich hatte inzwischen aus eigener Machtvollkommenheit und Initiative, selbst gegen den Rat der Wittenberger Theologen und Juristen

einen neuen, einen protestantischen Bischof erkoren. Zunächst hatte er an den Superintendenten Medler gedacht, dann an den Fürsten Georg von Anhalt, dessen noble Lebensweise ihm aber wegen ihrer Kostspieligkeit bedenklich erschien; schließlich entschied er sich für Nikolaus von Amsdorf. Daß dieser von Adel war und in freiwilligem Cölibat lebte, gab den Ausschlag.

„Mein Geist ruhet aus in meinem Amsdorf," spricht Luther, indem er seinen Freund mit Elisa vergleicht, und an einer andern Stelle rühmt er den designierten Naumburger Bischof als reich von Gott begabt, in der heiligen Schrift wohlgelahrt und geübt, mehr denn alle Papisten auf einem Haufen, dazu von ehrbarem Leben und treuem Herzen. Aber Amsdorf war doch auch ein Eisenkopf, unbeugsam im starren Luthertum und unversöhnlich im theologischen Kampfe. Er war 1483 zu Zschoppau bei Wurzen geboren und hatte, ehe er nach Naumburg kam, als Superintendent in Magdeburg gelebt.

Am 19. Januar 1542 — ein Mittwoch war es — regte es sich zu früher Morgenstunde auf Naumburgs Gassen. Der Kurfürst hatte seine Ankunft melden lassen zur Inthronisation des neuen „rechten, wahrhaftigen, christlichen Bischofs". Der Adel aus der Umgegend ritt ein. Von Zeitz kam der kurfürstliche Stiftshauptmann; Mitglieder des städtischen Rats folgten ihm. Um 3 Uhr nachmittags rollten zwei Wagen heran; sie hielten auf dem Markte dem Rathause gegenüber, wo die Witwe des Licentiaten Dörfer wohnte; Martin Luther, Melanchthon, Amsdorf und Curio stiegen aus. Größer wurde die Schar der Neugierigen, dichter das Gedränge. Als es schon dunkelte, zog der Kurfürst ein; sein Bruder Johann Ernst und der Herzog Ernst von Braunschweig ritten neben ihm; alle waren schwarz gekleidet, und das stattliche, wohlbewehrte Gefolge zählte 300 Rosse. In dem Eckhause am Markt, wo man zur Mariengasse einbiegt, war beim Bürgermeister Veit Leube die kurfürstliche Herberge bereitet.

Gegen 6 Uhr erschienen die kurfürstlichen Räte v. Spiegel, v. Kreutz und v. Haie (?) im Rathause, versprachen für die Anerkennung Amsdorfs ausdrücklich den Schutz ihres Fürsten und fanden den Magistrat und die Gassenmeister sofort bereit, sich gänzlich von dem „im Irrtum versoffenen" Kapitel zu lösen. Die Einsetzung Amsdorfs sollte

nach den Intentionen des Kurfürsten ganz in der Weise und Gestalt geschehen, wie sie in der „heiligen, christlichen und apostolischen primitiven Kirche" gebräuchlich gewesen sei, nämlich mit der Bewilligung des Landes- und Erbschutzherrn und unter der Zustimmung der Stände des Stifts. Diese Zustimmung galt es zu erwerben.

Die Stände, so bereit sie waren, das heilige Gotteswort zu schützen, verhehlten nicht, daß sie wegen des alten Eides Gewissensbedenken hegten, der sie im Falle einer Sedisvakanz dem Kapitel zur Treue und zum Gehorsam verpflichtete. Aber der kurfürstliche Kanzler Melchior von Ossa beruhigte sie; er deducierte, daß das Kapitel durch die Erwählung Pflugs seine Rechte auf diesen übertragen habe; da er aber unfähig zum Bistum sei, so seien auch die Unterthanen ihres Gelöbnisses quitt. Zu guterletzt wies er die Bedächtigen an das Urteil der anwesenden Wittenberger Theologen. Sie hatten dann also am Abend im Dörferschen Hause eine lange Konferenz mit Luther, Melanchthon und Spalatin. In einer mehr spitzfindigen und geklügelten, als redlichen und überzeugenden Erörterung zerstreute Luther die letzten Bedenken, und am 20. Januar früh erklärten alle ihre Bereitwilligkeit, die Anordnungen des Kurfürsten zu billigen. Nur die Bitte fügten die Vorsichtigen noch hinzu, um übler Nachrede zu entgehen, es möchte Luthers Ratschlag durch Druck dem gemeinen Manne zur Rechtfertigung bekannt gemacht werden. Das ist dann später auch geschehen in der mit einem Kranachschen Titelholzschnitt gezierten Schrift „Exempel einen rechten christlichen Bischof zu weihen". Unter Formen, die für die Zukunft vorbildlich sein sollten, erfolgte um 9 Uhr am Vormittag die erste evangelische Bischofsweihe. Nie Gesehenes, nie Gehörtes vollzog sich da im alten Naumburger Dom, den dichtgedrängt die Scharen des Volkes erfüllten. Aus der Stadt und aus den Dörfern waren sie herbeigeeilt. In alle Winde zerstob die bunte Prachtentfaltung des katholischen Kirchendienstes, und wie Siegesgesang erklang brausend durch die hohen Hallen das kindlich schlichte Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm' ich her". Der Kurfürst mit seinem Gefolge, die Stiftsritterschaft, die Räte von Naumburg und Zeitz und die ganze evangelische Klerisei saßen würdig, nach Rang und Stand geordnet, in ihren Stühlen und lauschten den Worten des Superintendenten Medler, der

im Anschluß an das dritte Kapitel des ersten Timotheusbriefes von der Kanzel herab die neue Bischofswahl verkündete. Durch ein helles, einmütiges Amen, das freudig aus aller Mund erklang, gab das Volk seine Zustimmung zu erkennen. Die Weiherede sprach Luther vom Ostaltar aus über Apostelgeschichte 20, 28. Amsdorf kniete vor dem Altar; Medler, Spalatin, der Abt Hebenstreit von Sct. Georg und der Weißenfelser Superintendent Stein traten hinzu und ordinierten ihn gemeinsam mit Luther durch Handauflegen und Gebet. Dann saß er im hohen Bischofsstuhl, und das Te deum erscholl, und Orgel und Posaunen fielen ein, und draußen läuteten von den Türmen alle Glocken. Am nächsten Tage leistete auf dem Rathause der Magistrat und auf dem Markt die Gemeinde dem neuen Bischof den Treueid, dessen Wortlaut der neuen Wandlung der Dinge entsprechend abgeändert war. Amsdorf fuhr im Geleit Luthers und der Wittenberger Doktoren nach Zeitz. „So haben wir denn" — schrieb Luther — „wir armen Ketzer abermals eine große Sünde aufs neue begangen wider die höllische, unchristliche Kirche des allerhöllischsten Vaters, des Papstes, daß wir einen Bischof im Stift Naumburg ordiniert und eingeweiht haben ohne alles Salböl, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Teer, Schmer, Weihrauch, Kohlen und was derselben große Heiligkeit mehr ist, dazu wider ihren Willen, doch nicht ohne ihr Wissen." Allmählich begann sich Amsdorf in seinem neuen Heim einzurichten. Außer den Kosten seines Tisches erhielt er 600 Gulden Gehalt. Einen bischöflichen, fürstlichen Hofhalt konnte er damit nicht führen; er stellte aber auch nicht mehr vor als ein geistliches Oberhaupt. Bei der weltlichen Regierung des Stifts hatte er nichts mitzureden, wenngleich ihm am 21. Januar in Zeitz auch die Stände huldigten und er nach altem Bischofsrecht ihre Privilegien bestätigte. Die Konfirmation der Naumburger Ratswahlen, jenes alte Hoheitsrecht der Bischöfe, geschah fortan durch die kurfürstliche Regierung.

Amsdorf nahm seine Wohnung in der Dompropstei am Domplatz. Sein bischöfliches Wappen sieht man auch am rechten der drei westlichen gotischen Giebel des Schlößchens. Es ist ein quadrierter Schild, der im ersten und vierten Felde das Stiftswappen, Schlüssel und Schwert, im zweiten und dritten Felde das Familienwappen, einen

aufrecht stehenden Bock, zeigt; die Bandumschrift lautet: Von Gots Gnaden Nicolaus Bischof, Naumburg.

Wie der Kurfürst im großen, so handelte die Stadt im kleinen. Wie jener durch die Säkularisation im Stift seine volle Souveränität stabilierte und finanziell seiner Macht eine bedeutende Steigerung schuf, so setzte sich auch der Rat durch die neue Ordnung der Dinge in den Stand, die leibliche und geistige Wohlfahrt seiner Bürger in energischer Weise zu fördern.

Im Jahre 1543 starb der letzte Propst von Sct. Moritz, Christoph Dreßler. Sein Grabstein in der Kirche stellt ihn in dem Gewande eines evangelischen Geistlichen dar. Sofort wurden vom Magistrat geschäftliche Verhandlungen mit der kurfürstlichen Regierung eingeleitet; sie erstrebten den Kauf des Klosters, dessen Grundbesitz für eine Stadterweiterung wertvoll erschien. Im Jahre 1544 gedieh das Geschäft zum Abschluß; für 4000 Gulden gingen die Grundstücke und Klosterräume des alten Augustinerstifts in den Besitz des Magistrats über. Mit Ausnahme der Kirche und der Probstei riß man die baufälligen Gebäude nieder. Die „neuen Güter" entstanden hier, eine Art vorstädtischer Kolonie, die sofort auch eine besondere Gerichtsverwaltung mit eigenen Schöffen und eigenem Vogt erhielt. Des besten Rufs freilich erfreuten sich die Ansiedler nicht; verdammte diebische Galgenschwengel — so nennt sie der Chronist — die der Teufel ritt, daß sie alles durchmausten. Die Pfarre von Sct. Georg vereinte der Kurfürst mit der von Sct. Moritz; das Georgskloster selbst aber verwandelte er, indem er alle Kaufanträge des Naumburger Rats zurückwies, in eine Domäne mit der Bezeichnung Amt Naumburg. Der Amtmann Rentsch wurde angewiesen, jährlich 100 Gulden aus den Einkünften „zur Erhaltung der Religion" der Stadt zu zahlen, „dieweil die Stadt der Religion geneigt und darüber etwas erlitten, auch gelehrte Leute darauf hielte, welche kümmerlich ihren Enthalt hätten." Die Georgskirche wollte der Kurfürst August 1582 dem Rat zum Abbruch überlassen, aber am Einspruch des Domkapitels scheiterte die Absicht; sie ward erst ausgeführt, als nach dem dreißigjährigen Kriege die Herrlichkeit der Benediktinergründung längst zu elendem Getrümmer verkümmert war. Die Klosterwiesen und Triften gingen zumeist 1574

und 1582 in städtischen Besitz über. Im Jahre 1544 ließ der Magistrat auch die Rödichenkirche am Galgenberge abbrechen. Besser wurden nun Schulen und Pfarrämter dotiert, und sagar seine Bücherei suchte der Rat durch den Ankauf der klösterlichen Bibliothek von Sct. Moritz zu mehren.

Was durch kecken Gewaltstreich die Reformation in Naumburg errungen, das verwandelte die Zeit in dauernden Besitz, und Kirchen- und Schulvisitationen (1545) handhabten mit Ernst die neue Zucht. Mitten im Frieden schien man zu sein; aber wer in die Ferne spähte, dem deutete manches Anzeichen auf Kampf und Kampfgeschrei. Die erste vollständige Reformation und Säkularisation eines deutschen Bistums war doch eine Haupt- und Staatsaktion, die als Präcedenzfall zu den ernstesten Erwägungen führen und alle Kirchenfürsten im heiligen römischen Reich mit gerechter Besorgnis erfüllen mußte. Ein Schmäh- und Streitschriftenkrieg um Naumburg hatte schon im Jahre 1541 begonnen, und eine ganze Litteratur voll leichten und schweren, juristischen, theologischen und politischen Materials wurde von den Sachwaltern der kurfürstlichen und der Pflugschen Partei eifrig zusammengeschrieben. Auf den Reichstagen zu Speyer und zu Nürnberg und wieder zu Speyer stritt Julius von Pflug für sein Recht, und Papst Paul III. forderte vom Kaiser, daß er den lutherischen Ketzer von seinem angemaßten Sitze herabstoße und jenen mit Waffengewalt in die Stiftslande geleite. Karl V. verbarg seiner verschlossenen Natur gemäß noch sorgsam die Gedanken, die sich ihm an den Streitfall knüpften; aber die Augen fest aufs Ziel gerichtet, stand er jederzeit zum Sprunge bereit. In Julius von Pflug sah er ohne Bedenken den legitimen Bischof; „habe nur noch einige Zeit Geduld“ — so tröstete er ihn — „deine Sache wird die meinige sein.“ Und dann am 8. August 1545 trat er plötzlich aus seiner vorsichtigen Zurückhaltung heraus und ließ ihn auf dem Wormser Reichstage in feierlichem Akt mit dem Bistum belehnen. Ein kaiserliches Mandat erging darauf an den Kurfürsten; bei Vermeidung einer Strafe von 100 Mark lötigen Goldes und des Verlustes der Schirmvogtei wurde ihm befohlen, binnen 14 Tagen alle Neuerungen im Stift wieder aufzuheben, Amsdorf zu entfernen und die Stiftsregierung dem rechtmäßigen Bischof Julius zu überlassen (5. Oktober 1545).

So schien der Kaiser zur Gewalt entschlossen, und dem Entschluß folgte die That. Politische und religiöse Beweggründe veranlaßten den schmalkaldischen Krieg, und unter den Gründen war die Naumburger Streitfrage nicht der geringste. Als die Schmalkaldener Bundesgenossen nach dem Zweck der kaiserlichen Rüstungen forschten, ward ihnen zur Antwort: Die, welche unter dem Scheine der Religion Praktiken trieben, die Rechtspflege des Reichs nicht leiden wollten, geistliche Güter einzögen und mißbrauchten, die seien das Ziel des Angriffs. (16. Juni 1546.)

Für den Verlauf des Krieges war die unheilvolle Spannung zwischen den beiden sächsischen Häusern ausschlaggebend. Der junge Herzog Moritz, der Albertiner, suchte seinen Vorteil auf der Seite des Kaisers. Er bildet einen vollen Gegensatz zu dem behäbigen Kurfürsten. Hoch und schlank gewachsen, von ungemessenem Ehrgeiz war er bei aller dämonischen Leidenschaftlichkeit ein eiskühler politischer Rechner. „Meißner sind Gleißner" sagte das Volk, und Luther hatte in richtiger Ahnung von ihm zum Kurfürsten gesprochen: „Er wird freilich ein Hahn werden und Ew. Gnaden noch einen Arm ausreißen." Seit dem 18. Februar 1546 war der große Reformator allem Erdenleid entrückt; sein Sohn Martin hat sich nach Ausweis der Akten 1547 um das Amt eines Syndikus in Naumburg beworben, freilich ohne Erfolg.

Während der Landgraf Philipp von Hessen den Herzog Moritz in Naumburg erwartete, um ihn durch persönliche Vermittlung bei der protestantischen Sache festzuhalten, eilte dieser zum Reichstag nach Regensburg und schloß seinen Pakt mit dem Kaiser. Dann dauerte es nicht lange, bis die beiden Oberhauptleute des schmalkaldischen Bundes die Reichsacht traf. Als nun in Süddeutschland auf dem Donaukriegsschauplatze trotz allen fruchtlosen Hin- und Herziehens, trotz aller Unschlüssigkeit und Uneinigkeit die Lage der protestantischen Fürsten und Städte noch keineswegs eine ungünstige war, brach Herzog Moritz in das Land seines kurfürstlichen Vetters ein, und von dem Donnerschlag dieser Kunde sprang der ganze schmalkaldische Bund in Stücke.

Da lag die Luft schwül und bange über der Stadt. Die Sturmschwalben flogen. Beklommen steckten die Bürgersleute die Köpfe zusammen und blickten zum Wenzelsturm hinauf: Da stand mit der

Lärmposaune in der Hand neben einer großen Trommel der Wächter und spähte übers Gelände in die Ferne, ob feindliches Kriegsvolk nahe. Und aufregende Botschaft lief von Mund zu Munde. Die Brunnen, hieß es, seien von den Päpstlichen vergiftet; der Kurfürst selbst hatte vor solcher Tücke warnen lassen. Und was wußte man nicht alles von den ungarischen Husaren zu melden, den gefürchteten Scharen König Ferdinands, die wild und erbarmungslos wie ein Heuschreckenschwarm übers Vogtland gefallen waren. Der Rat ließ eine neue Kriegsordnung anschlagen und durch die Gassenmeister den Vierteln bekannt machen. Gab der Wächter das Alarmsignal, dann sogleich sollten die Thorflügel zugeschlagen werden, und der Bürger in guter Wehr sollte nach seiner Losung zum Schutz der Thore eilen oder zum Marktplatz, wo das städtische Aufgebot in fünf Rotten sich gliederte. Kein Tanz mehr und kein lustiger Klang; nur die Trommel ging um und warb Soldknechte. Sorgfältiger wurden die Eingänge behütet; jeder Fremdling mußte sich scharfer Kontrolle unterwerfen. Die Müßiggänger mit hungrigen Mäulern und faulen Händen stieß man zum Thore hinaus und die Trunkenbolde, die „Bieramseln", ins Gefängnis. Drei Falkonette und drei Serpentinen kaufte der Rat von einem Erfurter Büchsenmeister, und auf Türmen und Basteien knallten die Schüsse, mit denen das schwere Geschütz eingeschossen wurde, den ganzen Tag. Des Nachts zogen zwei Ratsherrn mit zwölf Bürgern als Patrouille um die Zwingermauern von Thor zu Thor. Das war keine Zeit zu schlafen und zu schnarchen, selbst „allhier in dem sorglosen, faulen Düringen" nicht. Bald war das ganze Land in Herzog Moritz' Hand. Die Naumburger steckten den Degen wieder ein, und weggeblasen vom ersten Windeshauch war alle evangelische Kampfeslust. Vergebens sucht man nach einer Spur jener Überzeugungstreue, die ihr alles setzt an ihre Ehre; der einfältige Bürgersinn jammert nur, daß der Kriegslärm ihm den Peter-Paulsmarkt stört.

Nikolaus von Amsdorf zog aus dem Zeitzer Schloß gen Gotha, seine Bischofsherrlichkeit hatte für immer ein Ende. In Eisenach ist er 1565 gestorben. Mit bemerkenswerter Gelassenheit formte der Rat seinen Mienenausdruck nach dem veränderten Anblick der Dinge. Das Gerücht verlautete, Julius von Pflug habe bei König Ferdinand Für-

sprache für Stadt und Stift gethan; das klang trostreich dem furchtsamen Gemüt. Dann kam am 24. Oktober die Kunde, daß eine ganze Reihe kurfürstlicher Städte kapituliert hatte, daß selbst Zwickau zum Feinde übergegangen war. Verzagtheit wirbt größeren Anhang als die Mannhaftigkeit, die an den Heldenmut appelliert. Briefe vom Bischof und vom Herzog liefen ein und forderten Unterwerfung (12. und 23. Nov.). Schon stand Moritz in Halle, bereit, im kaiserlichen Auftrage den Weg für Julius von Pflug zu bahnen. Seinem Schreiben legte er einen Zettel bei: „Wir wollen auch hiemit euch zugeschrieben haben, daß euch gemeldeter euer Bischof bei der wahren christlichen Religion und dem Worte Gottes, darinnen ihr itzo seid, soll bleiben lassen. Ihr sollt auch dabei geschützt und gehandhabt werden!" Da warf der Rat die letzten Bedenken weg und erbot sich zu unterthänigem Gehorsam (25. Nov.). Am 27. November zogen herzogliche Truppen unter dem Feldoberst Sebastian v. Wallwitz ein, 8 Fähnlein hoch, an 5000 Mann. Am nächsten Tage, einem Sonntage, gegen Abend folgte Julius v. Pflug; in der Dompropstei stieg er ab. Dahin beschied er am Montag früh den regierenden Rat mit den Ältesten. Straflosigkeit und die Anerkennung der städtischen Privilegien und Gerechtsame sicherte er zu; aber als die Bürgermeister die Bitte aussprachen, der Bischof möge der Stadt den evangelischen Gottesdienst auch für die Zukunft gestatten, vermied er es, eine klare Zusage zu geben. Dann folgte in Gegenwart des Rats und der ganzen katholischen Klerisei die feierliche Inthronisation im Dom. Die alten Zeremonien nahmen wieder von der Kathedrale Besitz, und unter denselben Gewölbbogen, durch die seit vier Jahren das deutsche Kirchenlied aus evangelischem Munde erklungen war, jauchzte jetzt das Tedeum der Papisten. Unter der Schar der weißen Chorhemden stand auch der evangelische Pfarrer Eckard, der schnell Gesinnung und Kleid geändert hatte. Vom Dom bewegte sich der Zug durch das Herrenthor zum Markt und zur Wenzelskirche. Paarweise schritten die Ratsherrn dem Bischof voran, der jetzt seinen Chorrock abgelegt hatte und in damastener, zobelbesetzter Schaube stattlich einherritt. In ihrer Kirche standen die Bürger Kopf an Kopf und mit ihnen übermütige Soldateska, Reiter und Landsknechte; und als nun alles stille war, sagte der regierende Bürgermeister Veit

Glöckner den Huldigungseid, und die Gemeinde sprach ihn mit aufgereckter Schwurhand nach. In einer Braunschweiger Korrespondenz findet sich ein Bericht dieser Vorgänge, der einzige, in dem ein fester Luthersinn mit den Zähnen knirscht; da lesen wir, daß die Stimmen der Schwörenden doch sehr dünn geklungen hätten, als sprächen nur 8 oder 10 Mann; und nachher, als die Ratsherrn dem Bischof das Handgelöbnis gethan, habe allein Dr. Steinhof mutig und laut seine Stimme erhoben und nur unter der Bedingung Gehorsam versprochen, daß der Bischof ihn bei der rechten, reinen Lehre des Evangeliums lassen würde.

Alle Not der schweren Zeit kam über die Stadt; in den Bürgerquartieren hauste das herrische Kriegsvolk, in den Spitälern lagen die Blessierten, und die Seuche ging durch die Gassen. Am 15. Dezember zogen die Feinde zum Salzthor hinaus nach Jena und Weimar; am 26. kehrten sie zurück, sperrten die Stadt, warfen Laufgräben auf, flochten Schanzkörbe. Am folgenden Tage trug ein Flüchtling aus dem kurfürstlichen Lager, Barthel Hack, der auf der Thainburg wohnte, die Kunde zu, daß Johann Friedrich heranrücke. Das war eine schwere Stunde für Naumburg; zeigten doch die Kaiserlichen nicht übel Lust, die Stadt anzustecken und auszuplündern. In der Nacht schreckte Alarmschlagen den Bürger aus dem Schlaf, und er sah den bösen Spuk eilig von dannen ziehen auf Leipzig zu. „Ihr von der Naumburg müßt einen besonderen Schutzengel haben, der da abgewendet hat, was gegen euch so hart in dieser Nacht beschlossen war," so rief ein Reitersmann den Bürgern zu, als er sich in den Sattel hob. Vier schwere Geschütze borgte das fremde Kriegsvolk vom Rat, die man nie wieder sah. Julius von Pflug floh nach Dresden. Die flüchtige Laune des Kriegsglücks gönnte dem Kurfürsten noch einmal einen kurzen Sonnenblick, und der Rat hatte Mühe genug, bei ihm wieder seine schwankende Politik zu rechtfertigen. Hatte doch Amsdorf selbst verlauten lassen, er habe nicht gemeint, daß die von Naumburg so untreue Leute wären. Im Namen des Kurfürsten kam ein Edelmann, Georg von Briesen; ihm leistete die Stadt am Epiphaniastage den Huldigungseid. Johann Friedrich, der die Attribute der Bischofsgewalt wieder in Anspruch nahm, bestätigte die Ratswahlen des Jahres 1547. Damals erschien ein Hoch-

stapler in Naumburg; Felix von Rota nannte er sich. Der brüstete sich mit einer kurfürstlichen Vollmacht und lebte auf Kosten der geflohenen Domherrn herrlich und in Freuden. „Räumeschloß“ und „Räumebeutel“ nannte ihn der Volkswitz. Den Rat und die Bürgerschaft beschwatzte er, daß sie ihre Stadt von neuem armierten, die Mauern stärkten, Schanzkörbe flochten und die Geschütze richteten. Und wieder gingen die Leute in Wehr und Waffen, als gälte es, dem Kaiser und dem ganzen Reiche Trotz zu bieten. „Dulce bellum inexpertis“, meinte der Stadtschreiber mit ironischem Lächeln. Da brachte flüchtendes Landvolk die aufregende Kunde, Karl V. selbst rücke mit seinen Hispaniern und den berüchtigten Husaren ins Sachsenland. Ein junger Edelmann mit der kaiserlichen roten Feldbinde sprengte vors Rathaus; er übergab ein Schreiben des Herzogs Moritz, das zur Unterwerfung unter den Kaiser und unter den Bischof Julius aufforderte. (17. April 1547.) Der Rat gab dem Herzog eine ausweichende Antwort, dem Kurfürsten aber sandte er die Versicherung tiefster Ergebenheit und das Bekenntnis treuen evangelischen Glaubens. Doch das Schreiben kam nicht ins kurfürstliche Lager, obwohl man es in doppelter Ausfertigung und auf verschiedenen Wegen expedierte; der eine Bote vergrub seinen Brief aus Angst vor den feindlichen Husaren unter eine Eiche; der andre ließ sich sein Schriftstück von den Feinden abnehmen, als er zu Pegau „wie ein Maulaffe“ gezecht hatte. Der Rat hoffte Zeit zu gewinnen. Die Ereignisse eilten schneller. Bei Mühlberg wurde am 24. April 1547 der Kurfürst geschlagen und gefangen. Da machte sich der tapfere Ritter von Rota aus dem Staube und zog mit seinen Kumpanen zum Thore hinaus; keiner wußte, wohin. Die Stadt unterwarf sich von neuem dem Herzog Moritz und dem Bischof (30. April 1547). Julius von Pflug war wieder da; huldvoll erschien er und verzeihend nach seiner Weise. In Halle hatte vorher eine Anzahl beutelüsterner Edelleute den Kaiser beschworen, die übelbeleumdete Stadt Naumburg der Plünderung preiszugeben; als da der Bischof durch seine dringende Fürbitte das nahe Unheil abgewandt hatte, hatten ihm die Enttäuschten ins Gesicht gerufen: „Herr, Ihr gönnet keinem armen Gesellen eine Beute; was ist Euch an den meineidigen Bösewichtern gelegen!“ Während in Zeitz 38 angesehene Bürger dem bischöflichen Herrn den Gehorsam verwei-

gerten, schmiegten sich die Naumburger Bürger klug und fügsam ins Joch. Der Bürgermeister Dr. Steinhof eilte mit Georg Kreutziger ins spanische Lager vor Wittenberg, sie empfahlen die Stadt der Gnade des Herzogs Alba und brachten einen Schutzbrief des Gewaltigen heim (salva guardia, 19. Mai). Und dann kamen unter all' den unaufhörlichen Kontributionen, unter dem Rauben und Stehlen und Klagen und Jammern für Naumburg Kaisertage. Freilich erschienen sie unerwünscht. Die klugen Räte gaben dem kaiserlichen Feldobersten Pyrrhus de Kolumna sorgfältig die Reiserouten an, die nach Nürnberg führten, ohne Naumburg zu berühren, lobten gar sehr die Bequemlichkeit jener Straßen und die reichen Gegenden dort im hellen Gegensatz zu der ausgesogenen Heimatsstadt. Der Kaiser ließ doch seinen Besuch in Naumburg anmelden. Am 24. Juni 1547 morgens 10 Uhr war Karl V. da an der Spitze seines Heeres. Vor dem Jakobsthore ging ihm der Rat entgegen, und dort, wo auf einer kleinen Anhöhe ein Kreuz stand, beugten sie das Knie, und Dr. Steinhof erbat die kaiserliche Gnade. Langsam ritt darauf die Majestät die Jakobsstraße entlang mit den fürstlichen Herren des Gefolges, mit Herzog Alba und den anderen Generälen. In der Eile hatte man vergessen, einen Baldachin für den Einzug zu beschaffen, so daß der Bürgermeister es für nötig hielt, wegen der „Mangelung des Himmels" um Entschuldigung zu bitten. Veit Leubes Eckhaus am Markt und an der Mariengasse war das kaiserliche Quartier; ein Schild mit dem Reichsadler wurde zum Merkmal aufgehängt. Von den deutschen Landsknechten waren alle Häuser überfüllt, und draußen vor den Thoren in den Vorstädten und Scheunen kampierten die wilden Scharen der Hispanier. Wo schwer gezügeltes, sieghaftes Söldnervolk sein herrisches Wesen treibt, ist die Luft schwül, und der Bürger duckt sich vor den grollenden Schlägen. In der Wenzelskirche hingen zwei Gemälde, die mit unehrerbietigem Hohn den Papst karrikierten; sie erregten den lauten Zorn der spanischen und italischen Kriegsvölker, so daß es dem verständigen Steinhof nur mühsam gelang, die Entrüsteten zu beschwichtigen. Der Kaiser hatte auch seine beiden Gefangenen mit sich geführt; Philipp von Hessen lag vor dem Salzthor in Merten Liebens armem Häuslein, und der unglückliche Kurfürst war auf seinem eigenen Grund und Boden, im ehemaligen

Georgskloster, in Haft. Dachte Johann Friedrich daran, wie er einst vor langen Jahren in dem lieben Naumburg als Gast geweilt hatte? Das war 1521 gewesen, als er nach Koburg reiste mit der hohen Hoffnung im Herzen, Kaiser Karls Schwager zu werden; mit dem übermütigen Selbstgefühl glückhafter Jugend hatte er damals an die Wand seines Quartiers geschrieben: „Mein Glück gehet auf Stelzen!“ Nach der Mittagstafel befahl Karl V. plötzlich den Magistrat zu einer Audienz. Schnell eilte eine Deputation vom Rathause über den Markt hinüber; es waren die Bürgermeister Dr. Steinhof und Veit Leube, die Kämmerer Thomas Schleuske und Siegmund Zewicker, dazu der Stadtschreiber Nikolaus Amerbach. Der letztere erzählt, wie sie den Kaiser fanden. Vier ältere Kammerdiener waren bei ihm und sein Sekretär, „der Obernburger“, der den Dolmetsch spielte. Karl saß in der großen Stube, mit einem einfachen Kittel aus Barchent angethan; „ist eine ältliche, dürre Person mit einer großen Länge gewesen, dessen hoch trefflicher Verstand und hochadelig Gemüt fürwahr aus dem Angesicht heraus geleuchtet und darin etlicher Maßen natürlich gewirkt ist gewesen.“ Der Kaiser, den Tizian malte, wie er im glänzenden Harnisch mit der Lanze in der Faust hoch zu Roß über das Siegesfeld von Mühlberg sprengt, war damals schon nur noch ein Häuflein Medicin. Die Ratsherrn versprachen den Gehorsam der Bürgerschaft und überwiesen als Gastgeschenk ein Fuder Rheinwein, ein Fuder Naumburger Bier und ein Fuder Hafer. Darauf verabschiedete sie Karl V. mit der Versicherung seiner Gnade, indem er jedem freundlich die Hand drückte. Am nächsten Tage verließ er die Stadt. Vor dem Salzthore am Gasthause zum Scheffel hielt er und ließ die Truppen vorüberziehen. Ein feiner Regen tröpfelte hernieder, und der Mann, der zwei Welten gebot, nahm sein neues Barett mit fürsorglicher Schonung unter den Arm und setzte das alte auf, das man ihm schleunigst hatte holen müssen. Als dann ein Wagen die zwei fürstlichen Gefangenen vorüberführte, sagte er in seinem niederländischen Deutsch: „Seht, so weit kann mein Gott die Fürsten heruntersetzen!“ Aufatmend und mit kräftiger Verwünschung sah der Bürger der Kriegsfurie nach, die von dannen zog. Bettelarm war die Stadt geworden. Einquartierungen, Kontributionen, Repressalien ohne Ende hatten dem

Volk das Mark ausgesogen, das Stadtsäckel bis auf den letzten Heller geleert. Noch beim Aufbruch legte der kaiserliche Kanzler, der Bischof von Arras, eine Schatzung von 20000 Gulden auf. Uns heute will die Summe geringfügig dünken, damals erschien sie dem bekümmerten Rat unerschwinglich. Der treffliche Dr. Steinhof folgte den Kaiserlichen nach Jena; mit mühsam zusammengebrachten 1000 Gulden gedachte er die Stadt loszukaufen. Auf den Knieen liegend, suchte er in dem gewandten Latein des Humanismus und in den herzbewegenden Tönen des Jammers den Kanzler zu rühren. Der blieb unerbittlich; „ihr Buben,“ entgegnete er grimmig, „spottet der Kaiserlichen Majestät; wollt ihr über Armut klagen und seid doch solche stolze Buben, daß ihr allezeit den Kaiser und sein Gebot verachtet habt und des Krieges Ursache gewesen seid!“ Bis Michaelis sollte das Geld bezahlt sein. Aber die thatsächliche Armut der Gemeinde schob die Tilgungsfrist noch auf Jahre hinaus. Erst als der Bischof einen Teil der Kontribution vorschoß und der Rat eine neue Biersteuer erhob, gelang es allmählich, die Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Der Kurhut, den Johann Friedrich bei Mühlberg verloren hatte, saß nun auf Herzog Moritz' Haupt. Mit den Kurlanden wies ihm die Wittenberger Kapitulation auch die Schutzherrschaft über das Stift Naumburg-Zeitz zu. Die Zahlung der Vogteigebühr von seiten des Rats hörte mit dem Jahre 1547 auf. Nicht alle streitigen Punkte zwischen den beiden Linien waren geschlichtet; auch ein Fürstentag, der 1551 nach Naumburg berufen wurde, führte keinen befriedigenden Ausgleich herbei, obwohl die Verhandlungen sich 14 Tage hinzogen. Als den Kurfürsten Moritz in jungen Jahren die tödliche Kugel im wilden Reitergetümmel bei Sievershausen traf und sein Bruder August ihm in der Regierung folgte (1553—1586), sahen die Ernestiner sogleich den Morgenschimmer einer neuen Hoffnung aufgehen; und wenn auch ihr Optimismus weit übers Ziel hinausschoß, so gewährte ihnen doch ein neuer Staatsvertrag bedeutende Vorteile. Die Verhandlungen sind in der sächsischen Geschichte unter dem Namen des Naumburger Vertrages vom 24. Februar 1554 bekannt. Am 20. Mai desselben Jahres fand sich im Auftrage der protestantischen Landesherrn eine Anzahl namhafter Theologen hier zusammen, um über die Stellung und über die

Postulate der Evangelischen auf dem künftigen Reichstage zu beraten. Im nächsten Jahre brachte dann der Augsburger Reichstagsabschied auch den religiösen Frieden; es war der traurige Abschluß eines traurigen Krieges, ein matter Kompromiß, der das akute Übel des nationalen Zwiespaltes in ein chronisches verwandelte und die notwendige schmerzhafte Operation einem kommenden Jahrhundert überließ. Die selbständige, freie Entwickelung des evangelischen Glaubens durfte in Ruhe zu einer willkommenen Blüte gedeihen; aber wer wußte den Zauberspruch, der eine neue protestantische Partei zum Leben rief, die festgeschlossen über alle kleinen konfessionellen Eifersüchteleien hinweg zum gemeinsamen politischen Auftreten sich organisierte? Unter den Fürsten — sagt der württembergische Reformator Johann Brenz — lebte kein Konstantin, unter den Gelehrten kein Luther. Papst Pius IV. hatte 1560 eine Wiedereröffnung des Trientiner Konzils angeordnet und zum Zweck einer Wiedervereinigung der abendländischen Christenheit seinen Ruf auch an die deutschen protestantischen Fürsten ergehen lassen. So trat zu Naumburg 1561 ein Fürstentag zusammen, um über die Stellungnahme gegenüber dem Konzil Beschluß zu fassen und um die Spaltungen im Protestantismus selbst zu überbrücken. Die prunkende Außenseite der stattlichen Versammlung mit ihrer lärmenden Umständlichkeit drängte sich dem Bürger auf; und wenn er auch nicht ahnte, daß ein Moment von großer historischer Bedeutung sich hier in seinen Mauern vollziehen sollte, so brachte das Ungewöhnliche seinen Alltagsgeist doch in heiße Erregung. Er sah Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herrn mit ihren Räten und Gelehrten am 20. Januar einreiten, eine überaus glänzende Schar, wie sie die alte Bischofsstadt vordem nie geschaut. Es waren an 4000 Pferde. Als kaiserliche Gesandte erschienen Graf Otto zu Eberstein, Bohuslav Felix von Hassenstein und Georg Mehl, und die Bischöfe Kommendone und Delfino trafen als päpstliche Nuntien mit kaiserlichem Geleit ein. Überfüllt waren alle Herbergen und Quartiere. Ein vielköpfiger Haufe von Troß und Dienerschaft, schwer gebändigt, trieb auf den Gassen und in den Schenken sein ausgelassenes, lautes Wesen, und Mühe kostete es, Ruhe und Ordnung zu wahren. Um 42 Wächter und 2 Wachtmeister hatte der Rat die Polizei verstärkt, und des Nachts leuchteten Pechpfannen und Pechkränze, um auf den

Straßen die Handhabung der öffentlichen Sicherheit zu erleichtern. Bei Spiel und Bankett vergnügten sich die hohen Herren, der Rheingraf Philipp Franz soff sich sogar am schönen Malvasier zu Tode, aber die Konferenzen und Religionsgespräche auf dem Rathause brachten das konfessionelle Einigungswerk nicht zu stande; das Zerwürfnis der protestantischen Kirche blieb wiederum unausgeglichen. Die Beschickung des Trientiner Konzils hatten die Fürsten endgültig abgelehnt.

Langsam verwuchsen im Naumburger Weichbild die tiefen Spuren, die eine harte Kriegszeit getreten. Duldsam und verständig waltete Bischof Julius seines schweren Hirtenamtes. Sein mildes Auftreten versuchte die Widerstrebenden zu besänftigen, und gab er auch die Domkirche dem katholischen Gottesdienst zurück, so ließ er doch in Stadt und Land dem Volke ungestört sein Luthertum. Lebhaft bewegt war das religiöse Leben im Stiftsgebiet, und der oppositionelle Geist, der kein anderes Gebiet zur Bethätigung kannte, machte die Religion zum Tummelplatz scharfer Kämpfe. Schmähen und Lästern, Streitschriften und Verunglimpfungen ohne Ende entsprossen dem haßgetränkten Boden. Vergeblich suchte der Bischof mit seinem meisterhaften Hirtenbriefe Wind und Wellen zu beschwören: „Christliche Ermahnung an des Naumburgischen Stifts Unterthanen und Verwandte, wie sie sich in Religionssachen halten sollen (1562)“. „Über allen Jammer“ — so schreibt ein wackerer Chronist aus jenen Tagen — „ist kein größerer sonderlich dieser Stadt Naumburg meines Bedünkens erfolgt, denn daß die Leute fast allenthalben Leib und Seele gänzlich verändert haben und aus Frommen Verkehrte, aus Heiligen Teufel und aus Menschen lauter Bestien geworden sind“. Ein Raubhaus und ein Sodom scheint ihm seine Vaterstadt. Schiffbrüchige, verlorene Scharen, die der Friedensschluß aufs Trockene gesetzt, Buschklepper und Landschädiger trieben in Wäldern und Feldern ihr Wesen. Der Bischof bot in einem Mandat die Mitwirkung aller stiftseingesessenen Beamten und der Gemeinden auf, und die Sturmglocken schlugen an und riefen Städter und Bauern zur Verfolgung der unleidlichen, raublustigen Gesellen. Niemand zu Roß und zu Fuß durfte in offenen Flecken, Schenken, Kretschmarn und Dörfern übernachten. Alle Gehölze wurden gesäubert, und bischöfliche Reiter ritten täglich über Land und wachten, daß der Bürger, der mit seinen

Kaufmannswaren zu Markte zog, Frieden und Sicherheit auf Wegen und Stegen fand. (Urk. 1547). Zur Besserung der finanziellen Lage des Stifts erließ der Bischof eine Wein- und Biersteuer mit Bewilligung seiner Stände. Auch auf das städtische Budget hielt er sein wachsames Auge gerichtet, und er setzte es trotz anfänglichen Widerstandes des Rats durch, daß das alte bischöfliche Recht wieder in Geltung trat, die Ratsrechnungen alljährlich durch eine Kommission revidieren zu lassen. Gesetz und Recht in verwilderter Zeit aufrecht zu halten und Zucht und Ordnung einem entarteten Volke zu schaffen, war sein ernstes Bemühen. Barbarische Völlerei und unglaubliche Trunksucht, lächerliche Eitelkeit und maßlose Verschwendungssucht strebte er vor allem durch die Kleider-, Hochzeits- und Luxusordnung vom 28. Januar 1549 einzudämmen. Wiederholt mußten noch später bischöfliche Vorschriften den Ausschreitungen der Modenarrheiten entgegentreten (1558. 1562). Vernunft und wohlwollende Strenge stoßen bei dem beschränkten Verstand einer kurzsichtigen Menge allezeit auf kindische Widerspenstigkeit. Auch der Rat suchte durch Polizeimandate, die alljährlich zur Weihnachtszeit von neuem eingeschärft wurden, Ausschreitungen auf der Straße, am Schenktisch, an der Spielbank und im Bürgerhause vorzubeugen. Aber oft genug sahen die regierenden Herren vor ihren Schranken die jungen Bürgerssöhne stehen, die nachts auf den stillen Gassen gelärmt und geschwärmt oder über die Polizeistunde hinaus bei Wein und Würfelspiel gesessen hatten.

Nach dem Siege von Mühlberg begann der Spanier, der dem Erdkreis Gesetze gab, auch die Welt der Mode zu beherrschen und seine unnatürliche Kälte, Steifheit und Starrheit, das Hochfahrende seiner gesuchten Vornehmheit auch in der Gewandung auszuprägen. Auf dem Gottesacker der Domgemeinde zeigt eine Gruppe von drei Grabsteinen eine interessante bürgerliche Kostümdarstellung aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Besonders die lebensgroße Reliefgestalt des Valentin Busch, der 1566 erstochen wurde, weist auf die Übergangsperiode von der deutschen zur spanischen Tracht hin. Auf das trikotartig enggespannte Beinkleid legt sich am Oberschenkel noch die protestantische, schlaffe, bortenbesetzte Pluderhose, die jedoch im Schnitt der ausgestopften, gepufften, katholischen Pumphose nicht mehr ferne steht.

Noch hat das Wams nicht die spanische Verkürzung bis zur Taille angenommen, aber es ist bereits oben am Hals so fest geschlossen, daß nur einer schmalen Krause Raum bleibt. Die charakteristische deutsche Schaube ist dem spanischen Mäntelchen gewichen, und das Barett nähert sich ganz dem zierlichen, schmalgeränderten Hut. Bart und Haare sind völlig neumodisch kurz geschnitten. Die zwei größeren knieenden Knaben rechts daneben tragen das Haar in der deutschen Art der sogenannten Kolbe; an ihrem Wams aber sitzen die spanischen Schulterpuffe. Die in kleinerem Maßstabe gehaltenen Frauen- und Mädchenfiguren zeigen in den glatten Kleidern den verhüllenden, steifen, breiten Geschmack einer schwerfälligen, ungraziösen Mode; die Oberärmel sind auch hier gepufft, und das schlichte Haar steckt unter einer unkleidsamen, zusammengeschrumpften, hutartigen Haube.

Noch einmal wendet sich die Betrachtung dem letzten Bischof Naumburgs zu. Mit feinsinnigem Geschmack hatte er sein Heim im Zeitzer Schloß ausgestattet. Auch zu Naumburg schuf er sich eine Residenz, die curia episcopalis am Domplatze, die mit ihren zwei hohen Giebeln als altersgrauer Zeuge uns heute aus vergangenen Tagen grüßt. Der Tod überraschte den Bauherrn, und erst 1581 führte der Domherr Johann von Krakau das Werk zu frohem Ende. Das lebensgroße Bildnis des Bischofs Julius hängt in der Kapitelsstube des Doms. Eine große, schlanke Gestalt, prunklos in die einfache schwarze Gelehrtentracht des Reformationszeitalters gehüllt. Aber der Kopf ist bedeutend. Unter dem dunklen Barett blicken feine, edle Züge, von würdigem weißem Bart geschlossen, klug und milde den Beschauer an. Kein Abzeichen erinnert an die bischöfliche Stellung, nur ein Buch hält die rechte Hand. Ein stilles, beschauliches Dasein, ein ungestörtes Sinnen und Sammeln mitten unter den Musen seiner geliebten Griechen und Römer, das hatte einst in den Tagen der Jugend der Humanist Pflug ersehnt. Bewegte Zeiten rissen ihn auf eine rauhere Bahn, wo die Stürme des Lebens ihn packten. Spürten die Stiftslande überall den reichen Segen seines sorgsamen Waltens, so versagte das Schicksal dem Bischof, wenn seine Thätigkeit ihn über die Grenzen des Sprengels hinausführte, den beglückenden Erfolg. Was glühenden Schwärmern die hochgesinnte Seele ganz erfüllt, pflegt stets

ein frommer Wunsch zu bleiben; nur nüchterne, kaltkluge Naturen, stark im Wollen und kräftig zur That, brechen mit ruhiger Hand die reife Frucht vom Baum. Julius v. Pflug vorzugsweise war der Schöpfer des Augsburger Interims (1548), das eine Kircheneinigung Deutschlands ohne Papst und ohne Konzil bewirken wollte; aber eine Hochflut von Schmähschriften und Spottliedern warf sich diesem gutgemeinten Versuch entgegen. Und auch die Ideen von des deutschen Reiches Herrlichkeit, die mit Sehnsucht ihm das Herz durchzogen, waren ein Traum. Mit freudigster Klarheit gab ihnen seine Rede an die deutsche Nation in der Sprache Ciceros einen klassisch geschulten Ausdruck (1562). In der beschwörenden Formel klingt sie aus: Seid einig und haltet Frieden! Die Mahnung verhallte ungehört; sein armes Vaterland blieb gespalten. Als er 1564 starb, schied Naumburg aus der Reihe der Bistümer immerdar; Merseburg war 1561 vorangegangen; Meißen folgte 1581. Eine römische Kirchengewalt inmitten eines protestantischen Landes und unter evangelischen Unterthanen war zur Abnormität geworden. So postulierte das Domkapitel, in dessen Mitte die Protestanten überwogen, den elfjährigen Prinzen Alexander zum Administrator, für den sein Vater, der Kurfürst August, die Regierung führte. Als der Knabe schon im nächsten Jahre starb, übertrugen die Domherrn dem Kurfürsten selbst die weltliche Verwaltung des Stifts (1565). Die geistliche Inspektion führte ein eigenes Konsistorium mit einem Superintendenten. Der Kurfürst, der den Titel „postulierter Administrator" annahm, schloß mit dem Kapitel einen Vertrag, daß die Stiftsadministration stets einem sächsischen Prinzen vorbehalten sein sollte. Die Zukunft der Stadt war also in die Hände des Albertinischen Hauses gelegt.

Der Augsburger Religionsfriede verkündete den Sieg der territorialen Prinzipien über die nationalen und imperialistischen. In den Territorien hie und da keimte verheißungsvoll junges Leben; rührige Fürstenhand stellte mit klugem Sinn und nüchterner Hauspolitik das landesherrliche Regiment auf kräftige Fundamente, hob aber auch mit verständiger Würdigung der modernen Staatsidee das Wohlbefinden des Volkes wirtschaftlich und sozial auf eine höhere Stufe. Auch die Regierung Augusts I. arbeitete sich aus dem engen mittelalterlichen Feudalstaate energisch zur absoluten Monarchie und zum Beamtenstaate empor, schritt von der veralteten Domänenwirtschaft vorwärts zu der neuen Staatsökonomie, die in den Steuern die wichtigste Einnahmequelle sieht. Auf allen Feldern der Staats- und Volkswirtschaft galt der sächsische Kurfürst als sachverständiger Führer, und sein Land erschien dem übrigen Deutschland als gerühmter Musterstaat.

Die konsequente Ausbildung des Regalismus lähmte die schwachen Regungen kommunaler Selbständigkeit. Im Jahre 1578 legte der Kurfürst seinen Städten eine Bier- und Weinsteuer auf; er beschied auch den Naumburger Magistrat nach Dresden und zwang die Deputierten, die sich heftig sträubten, zur Bewilligung des Ungelts, das auf eine Kanne Wein 2 Pfennige, auf eine Kanne Bier 1 Pfennig betrug. Der innere Friede, der stark macht, saß nicht mehr auf den Mauern; umso weniger vermochte die Gemeinde die Eingriffe des Kurfürsten abzuwehren. Nur zu eifersüchtiger Intrigue gegen das Stadtregiment warf sich das Bürgertum auf. Die Unzufriedenen fanden

Rückhalt und Aufmunterung bei der kurfürstlichen Regierung und stellten im Jahre 1565 alle ihre Beschwerden im Hause des sächsischen Stiftskanzlers Dr. Arnold in Zeitz zu einer langen Klageschrift zusammen. Die Opposition legte dem Rat gröblichen Egoismus, hochfahrenden Stolz und engherziges Kliquenwesen zur Last, warf ihm gemeine Habsucht, Ausbeutung der Bürger und trügerische Rechnungsführung vor, rügte sogar seine dürftige Intelligenz. Der alten Selbstherrlichkeit der Kommune schien die moralische Existenzberechtigung zu fehlen, und der entartete Bürgersinn zuckte nicht einmal, als kurfürstlicher Machtspruch 1570 die Zahl der Naumburger Ratsherrn von 12 auf 8 heruntersetzte und eigenmächtig die Ämter unter dies Rumpfregiment verteilte.

Auch auf der Kanzel stand ein schwächliches Epigonentum, dessen Predigten, voll elender Eifersucht und erbärmlichen Gezänks, die Regungen einer kleinen Seele verrieten. Die Pfarrer wollten 1608 das Patronatsrecht über die Wenzelskirche, das die Stadt 1536 durch einen Reichskammergerichtsbeschluß mühsam erstritten hatte, der Stiftsregierung zuwenden; aber der geschickte und gelehrte Bürgermeister Sixtus Braun, den wir auch als trefflichen Annalisten schätzen, verfocht mit Erfolg das gute Recht der Stadt. Schrie damals der Superintendent Lauterbach den Ratsherrn in der Kirche zu, „sie sollten nicht sitzen wie die Grochlitzer Gänse," so war auch der Rat nicht zahm in seiner Abwehr. Er warf den Geistlichen den Mißbrauch ihrer kirchlichen Strafgewalt und eine offenbare Hinneigung zum Katholizismus vor und führte bei der kurfürstlichen Regierung über ihr privates Leben laute Klage; „die Prädikanten söffen sich täglich voll und toll, lästerten Gott in ihren Häusern und gäben böses Exempel." Unter trostlosen Aspekten schlich das Jahrhundert greisenhaft dahin. Ein Zug trüben Mißbehagens und ängstlicher Resignation war dem Bürger eigen; Melancholie bildete den Grundton seiner Alltagsstimmung, als fielen die mahnenden Schatten einer traurigen Zukunft in sein Gemüt. Fanatismus, Roheit und Beschränktheit gingen Hand in Hand. Das große Sterben wollte nicht enden; ein Komet stieg schreckhaft am Himmel auf, und unheimliches Erdbeben erfüllte die Seele mit bleicher Furcht. Viel sprach man vom Teufel, und daß das Ende der Welt nahe sei. Die Akte einer grausen Justiz, die brutale Praxis des vielbeschäftigten

Henkers und zahlreiche Hexenprozesse gaben der Phantasie düsteren, aufregenden Stoff.

Das neue Jahrhundert brachte endlich ein Ereignis, das die öde Alltagsphysiognomie der Stadt mit einem sonntäglichen Schimmer umstrahlte. Das war der Fürstenkonvent des Jahres 1614, der in unsern Mauern die Erbverbrüderung Sachsens, Brandenburgs und Hessens erneuern sollte. Mit der größten Umständlichkeit rüsteten sich Rat und Bürgerschaft zur ehrerbietigen Begrüßung und zur würdigen Aufnahme der fürstlichen Gäste. Und als dann der 27. März, ein sonniger Frühlingssonntag, kam, da zog es auf Rossen, in Himmelskutschen und Karreten zu allen Thoren ein, Kurfürsten und Herzöge, Grafen und Herrn, Hofleute und Junker, Pagen und Trabanten, Reisige und Dienerschaft, ein Troß den anderen an edlem Schmuck und Farbenglanz überbietend. Der größte Pomp umgab am folgenden Tage die Ankunft des kurfürstlichen Landesherrn. Durchs Marienthor schritt das Fußvolk in 30 Gliedern; zwei Trompeterkorps mit Heerpaukern folgten; dann kam der berittene Adel in 39 Gliedern. Der Kurfürst Johann Georg I. selbst saß mit seinem Bruder August, dem Administrator von Naumburg, in einer achtspännigen Kutsche. Roß und Reisige schlossen sich an. Die fürstlichen Damen, die Grafen von Mansfeld und Schwarzburg und eine ganze Schar edler Herrn vermehrten das Gefolge, dem sich ein endloser Troß von Hofbeamten und Lakaien, Köchen und Kellerdienern, Apothekern und Silberwäscherinnen anreihte. Man zählte 900 Pferde, und im ganzen mochten damals 2000 Personen mit 2500 Pferden in unserer Stadt Herberge finden. Am Mittwoch geschah der feierliche Akt der Erbverbrüderung der drei Herrscherhäuser. Da fand das Auge der Schaulustigen reiche Weide. Die Fürsten zogen gemeinsam zum Gottesdienst nach Sct. Wenzel, wo der kurfürstliche Oberhofprediger Dr. Matthias Hoe von Hoeneck, der rabiate Vorkämpfer des sächsischen Orthodoxismus, vom Wort des Psalmisten predigte: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtiglich bei einander wohnen!“ Da ließ die weitberühmte Hofkapelle in vier Chören ihre Vokal- und Instrumentalmusik ertönen, daß den Hörern das Herz im Leibe lachte; und das klang anders, als wenn der Kantor Stiphelius seine Kunst zum besten gab. Auf dem Rathause, dessen

Gesimsinschrift auf die Renovation deutete, die es vor kurzem (1611) erhalten, geschah die Unterzeichnung der Verbrüderungsurkunde. Und das staunende Volk draußen auf dem Markt sah die leckeren, seltenen Speisen auf eitel Silber von der Garküche zum Bankett tragen, das der Kurfürst im Rathaussaal feierte. Am Freitag riefen die silbernen Trompeten des Brandenburger Kurfürsten zum Festmahl; da waren die Pfeiler des Tanzsaales mit Tannenreisig geschmückt, und Citronen und Pomeranzen leuchteten in den dunklen Gewinden. Am 6. April zogen die letzten Gäste zu den Thoren der gastlichen Stadt hinaus, und auf den engen Gassen lag wieder die alte, friedliche Stille. Langsam beruhigte sich das erregte Gemüt. Mancher Bürgersmann sah dankbar den Scheidenden nach, die reich und gnädig nach edler Fürstensitte den geleisteten Dienst belohnt hatten. Der glänzende Schimmer, der auf diesen festlichen Tagen lag, verblich noch lange nicht im Gedächtnis der Zeit. Das Geschlecht, dessen jugendlichem Gemüt all' die prunkenden Aufzüge und feierlichen, aufwandreichen Scenen sich einprägten, sollte Ähnliches in seinem Leben nicht wiedersehen; des Traurigen dafür desto mehr.

Die ersten schweren Wolkenschatten des dreißigjährigen Krieges kamen bald über das arme Land dahergeflogen. Die geographische Bedeutung Sachsens half seine Schicksale gestalten; in der Herzgegend Deutschlands gelegen, erschien es zu einem Durchzugsland der kriegführenden Parteien bestimmt, und vor allem bildete es für die Feinde des Hauses Habsburg den Riegel, der ihnen das Einfallthor nach Böhmen sperrte. Auf dem Throne saß der kurzsichtige, mattherzige Kurfürst Johann Georg I. (1611—1656), dessen lethargische Politik als ein nationales Unglück erscheint. Im blinden und unnatürlichen Schildknappendienst für Österreich hat er den Anspruch seines Geschlechts auf die Führerschaft der deutschen Libertät dahingegeben und in den letzten 20 Jahren des Krieges über sein wehrloses Volk unsägliches Leid und die Plackereien aller Heerhaufen heraufbeschworen. Zum Stiftsadministrator war im Jahre 1622 sein jüngster Sohn, Herzog Moritz, vom Domkapitel postuliert; da er damals erst drei Jahre zählte, übte bis zur Majorennität sein Vater die Administration. Die Stiftslande erschienen als eine Provinz des Kurfürstentums; derselbe Kurs galt hier wie dort.

Noch lag die Stadt Naumburg stattlich genug da inmitten ihrer mittelalterlichen Befestigungen, umschanzt vom doppelten Mauernkranz, geschirmt von festen Thoren, überragt von drohenden Türmen. Aber die Felsstein- und Backsteinbauten mit ihrem romantischen Zierrat schufen keinen Schutz mehr vor der eindringlichen Sprache des schweren Geschützes; es fehlten die Außenwerke, die, nach der neuen niederländischen Befestigungskunst aus Erdwällen hergestellt, zäheren Widerstand der zerstörenden Wirkung boten. Vorbei war die gemütliche Zeit der alten Fehden; mit größerem Aufgebot von Menschenkraft und technischen Mitteln wurden die Kämpfe geführt. Der Krieg war eine Kunst, die Kriegsführung ein System geworden; weder die Wehrhaftigkeit des Bürgers, noch die Opfer des Stadtsäckels reichten für einen genügenden Schutz der Heimat aus. Von einem Aufgebot der Einwohner zur Besetzung der Mauern und zur Abwehr des anrückenden Feindes, von einer Organisation der Bürgerwehr melden die Berichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges nichts. In den Straßen und in den Häusern waren die bunten Farben des anmutigen Städtebildes noch nicht verblichen, das in vergangenen Tagen ein markiges Geschlecht mit mühsamem Streben und verschönernder Kunst geschaffen hatte. Noch dehnte sich der Bürger bequem in behaglicher Wohlhabenheit, freute sich mit selbstgefälligem Stolze an dem goldenen und silbernen Ziergerät, das eifrige Generationen zu einem kostbaren Familienschatz gehäuft hatten. Als Johann Georg Maul, ein kursächsischer Floßbeamter und Notarius in Naumburg, 1629 seine Hochzeit feierte, eröffnete er ein neues Tagebuch mit der Spezifikation aller Geschenke, die ihm dargebracht waren. Wir wundern uns beim Lesen der dürren Aufzeichnungen über die Menge von Gerätschaften aus Edelmetall, die er registriert, über die Zahl der Becher und Kannen, der Schalen und Löffel, der Ringe und Ketten und Armbänder, mit Diamanten, Türkisen, Rubinen, Perlen und Korallen geziert. Wie glänzend und prächtig erscheint damals der Hausrat eines Naumburger Bürgers, der sich nicht einmal zu den Reichen zählte! Aber nicht lange mehr blieb der gleißende Schatz die Freude des Besitzers und seiner Hausfrau; schlimme Gäste kamen, vor denen nicht Kiste noch Kasten ungeplündert blieb.

Die Wetterwolken der ersten zehn Kriegsjahre entluden sich in

der Ferne; aber die Schwüle der politisch-konfessionellen Krisis lag doch auch während dieses faulen Friedens über unserer Stadt. Einquartierungen, Musterungen, Truppendurchmärsche hielten den Bürger beständig in Atem. 4000 Söldner lagen 1620 in Naumburg; der Kurfürst selbst teilte ihnen auf dem Marktplatz zehn Fahnen aus und nahm sie in Eid und Pflicht. Sie zogen dann zur Eroberung der Lausitzen. Als sie nach zwei Jahren zurückkehrten und auf dem Halleschen Anger entlassen wurden, als ihnen der Sold gezahlt und das Fahnentuch von den Stangen gerissen war, da revoltierten sie, rotteten sich zusammen, stürmten elf Bürgerhäuser und raubten und plünderten wie in Feindesland. Schon damals gab es im Kurfürstentum eine Art von Miliz, zur Verteidigung des Landes bestimmt und aus Bürgern und Bauern aufgeboten. Diese Landwehrleute, Defensioner genannt, zogen 1620 mit der regulären Armee gegen Bautzen. Aber unlustig zum Waffenwerk und undisszipliniert, bewährten sie sich kläglich, daß ihr Kommandeur, der Graf von Mansfeld, bitter äußerte, mit solchen Leuten setze man Ehre und Reputation aufs Spiel. Auch 1622, als Christian von Braunschweig vom Eichsfeld aus die kurfürstlichen Lande mit einem Einfall bedrohte, mußten die Naumburger Landwehrmänner wieder mit ins Feld rücken, ein Fähnlein, 550 Mann stark. 100 Faß Bier wurden ihnen ins Lager bei Langensalza nachgefahren. Der Feind wandte sich jedoch nach Franken, und den Defensionern entging die Gelegenheit, den Spott der Gegner zu reizen. Erst das Jahr 1631 brachte den bitteren Ernst. Häufiger steckten die Männer die Köpfe zusammen; an den Gassen, auf dem Markte standen sie in Gruppen, und scharfes Debattieren und Politisieren schuf in den Trinkstuben und Konventen erhitzte Sinne. Flugblätter gingen von Hand zu Hand; sie redeten vom übermütigen Triumphe des Kaisers und Wallensteins. Auch manch' Trutzlied hörte man summen gegen die verräterische, kurzsichtige Neutralistenpolitik des Dresdener Hofes und gegen den Oberhofprediger Hoe, der von den Katholiken bestochen sei. Dann kamen merkwürdige Zeitungen geweht: Gustav Adolf, der Löwe von Mitternacht, hatte im vorigen Sommer oben an Pommerns Küste die Anker geworfen. Wem da noch ein protestantisches Herz schlug, der atmete freudiger; und er jubelte, als es kund ward, wie man in Augs-

burg zagte und in der Wiener Hofburg zitterte. Was wird nun der Kurfürst thun? Wird er dem Schwedenkönig die Freundeshand bieten oder die bewaffnete Rechte entgegenstrecken?

Von neuem ging im April 1631 die Trommel durch die Straßen Naumburgs; die armen Defensioner mußten abermals Weib und Kind verlassen. Kurfürstliches Fußvolk und Reiterei kamen und legten sich zu den Bürgern ins Quartier. In die aufgeregten Herzen fiel der Feuerschein Magdeburgs, der auch den Vertrauensseligen aus gleichgültiger Ruhe scheuchte. Wer sich zum Schaf macht, den frißt der Wolf: Der Kaiser warf dem indolenten Kurfürsten zum Lohn für seine Neutralitätspolitik die Gnadenthüre vor der Nase zu, und Tilly trug den Krieg nach Sachsen, rückte vor Halle. Seine Drohungen und die Grenzverletzungen der wilden Soldateska trieben Johann Georg in die Arme Gustav Adolfs. Noch ehe die Nachricht von dem schwedisch-sächsischen Bündnis nach Naumburg drang (1./11. Sept.), brachte flüchtendes Landvolk die ersten Schreckensposten von den Brandschatzungen der Kaiserlichen. Von Halle aus waren Tilly und Pappenheim ins Gebiet des Kurfürstentums gefallen, und nachdem am 26. August Merseburg mit Akkord genommen war, hatten sie zwischen den beiden Städten ein Feldlager aufgeschlagen. Streifende Scharen plünderten von hier aus das Naumburger Stift mit fürchterlicher Heimsuchung. Aus Pforta flohen Lehrer und Schüler; in den verlassenen Räumen hauste der barbarische Mutwille der Soldaten. Da suchte auch in Naumburg der ängstliche Hausvater nach einem Versteck für seine Kleinode, oder er packte sorglich seine Schätze in eine Lade und sandte sie samt Weib und Kind nach einer festeren Nachbarstadt, nach Leipzig oder nach Torgau. Am 2. September klopfte der Krieg zum ersten Male nachdrücklich an das Stadtthor. Der kaiserliche Oberst Holcke hielt mit 8 Eskadrons und 200 Fußknechten auf der Leipziger Landstraße und begehrte Einlaß. Der Rat bat um viertägige Bedenkzeit. Als einige hundert Reiter am Abend vergebens versucht hatten, vom Spittelthor und vom Georgenthor aus das Domviertel zu überrumpeln, ließ sich der Feind am 5. September auf einen Akkord ein. Holcke legte eine geringe Einquartierung in die Stadt und in die Domfreiheit, und die Bürgerschaft mußte sich von der Brandschatzung mit 7000

Thalern lösen. Mehr als 2000 Thaler konnten die Einwohner nicht auf der Stelle zusammenbringen; so versprach der Rat, den Rest bis Martini zu bezahlen. Am 8. September zogen die zurückgebliebenen Holckeschen Reiter abends eiligst ihre Rosse aus den Ställen und machten sich davon. Am nächsten Morgen waren die ersten Schweden da, ein Trupp von 28 Mann zu Pferde. Zwei kaiserliche Nachzügler trafen sie noch auf der Gasse und hieben sie nieder; einen Trompeter nahmen sie gefangen. So sahen die Naumburger jetzt die nordischen Gesellen, kräftige, weißblonde Bauernsöhne, die von einer fernen Heimat übers Meer gekommen waren. Ihre straffe Mannszucht machte den Bürger zutraulich; mit Staunen vernahm er nun die Kunde, die schon wie ein einziger Jubelruf der Erlösung durchs ganze protestantische Deutschland flog, die Kunde von der „mirakulösen Viktoria" bei Breitenfeld (7./17. Sept.). Gemäß dem halleschen Kriegsplan zogen die sächsischen Truppen durch die Lausitzen nach Böhmen, während Gustav Adolf seine Royalarmee in die südwestlichen Reichsgebiete führte. Am 17. September brach er von Halle auf. Die Naumburger sahen weder die schwedischen Siegesfahnen noch den König selbst, denn sie zogen über Querfurt zur Unstrut und erreichten am 22. September Erfurt. Zeitungen brachten dann unserer Stadt die Kunde der großen Welthändel, die Europa in Spannung hielten, und der politisierende Bürger folgte im Geiste der Siegesstraße, auf der der große Wunderheld dahinzog, mit immer neuen Ruhmeskränzen geschmückt und getragen vom jauchzenden Zuruf der befreiten Völker, durch Thüringen übers Gebirge nach Franken und durch die Pfaffengasse nach Schwaben bis ins Herz des Feindes. Am 30. Dezember berührte die Schwedenkönigin Maria Eleonore auf ihrer Reise nach Weimar auch Naumburg. Ein Teil ihres Trosses blieb mit der Hofküche in der Stadt zur Nacht. An den nächsten drei Tagen folgten die Bagagewagen, von Soldaten eskortiert. Die Schweden machten es sich in den Gasthöfen sehr bequem, und namentlich in den drei Schwanen zechten sie bis zum frühen Morgen und zerschlugen Schüssel, Teller, Leuchter, Krüge. Auf den Landstraßen zogen eilfertig die Ausreiter und Botengänger der Stadt, um in der Nachbarschaft nach den Gerüchten zu forschen, die vom Lauf der Kriegshändel eingingen. Dieser Nachrichtenaustausch ersetzte

eine regelmäßige Zeitungspost. Die Relationen, die noch heute im Ratsarchiv liegen, wurden im Sommer 1632 von Tag zu Tag beunruhigender; der Krieg strebte wieder den heimatlichen Fluren zu.

Die kurfürstliche Armee unter Arnim, von Wallenstein aus Böhmen herausgestoßen, hatte eine glückliche Diversion nach Schlesien gemacht. Zur Vergeltung fielen die kaiserlichen Scharen mit Brand und Verwüstung über das Sachsenland her. Da rief der Notschrei des mißhandelten Volkes den Schwedenkönig herbei, der so zum zweiten Male der Retter wurde. „Ehe ich Kursachsen lasse," rief er, „will ich mein Leben lassen!" Holckes behende Truppen brachen ins Vogtland, stießen ins Meißnerland, eroberten Leipzig, nahmen am 19. Oktober sowohl Weißenfels als auch Merseburg mit Akkord ein. An demselben Tage standen sie vor Naumburg, und der Rat kapitulierte. Schon vorher hatte sich der General der alten Forderung von 5000 Thalern erinnert, die ihm die Naumburger seit dem vorigen Jahre schuldeten. Um ihn zu beschwichtigen, gingen Abgesandte des Magistrats zu ihm ins Lager bei Grimma. Es ist nicht ersichtlich, wie teuer sich die Stadt von dem Gewaltigen loskaufte; sie erhielt jedenfalls am 30. Oktober eine kaiserliche Salva guardia von 36 Musquetieren. Der Schutz war überflüssig. Gustav Adolf nahte. Schon stand er in Erfurt, wo er von seiner Gemahlin Abschied nahm. Dann führte er seine Armee nach Buttstädt. Die Ausreiter des Rats meldeten seinen Anmarsch. Am Montag, dem 29. Oktober, in der Morgenfrühe stand der schwedische Oberst v. Brandenstein mit einigen hundert Dragonern und Musquetieren vor dem Otmarsthore und begehrte im Namen seines Königs Einlaß. Während noch die Wache zauderte dem Befehle nachzukommen, schlugen die Schweden schon mit Äxten ein Loch ins Thor, sprengten die Schlösser und drangen hier ein; ein anderer Trupp fand dann das Pförtchen am Herrenthor offen und schlüpfte so in die Stadt. Der Holckesche Lieutenant mußte sich mit seinen Soldaten ergeben. Es war ein Überfall zur guten Stunde gewesen, denn kaum hatten die schwedischen Leute die Thore besetzt, als 600 kaiserliche Reiter unter dem Oberst Breda mit einem langen Zuge leerer Bagagewagen herantrabten, um die Stadt zu brandschatzen. Nun, da sie die Feinde kampfbereit fanden, ritten sie schleunigst von dannen auf Weißenfels zu. Immer

farbenreicher ward jetzt das kriegerische Schauspiel, das sich Naumburg zur Bühne ausersah. Am 30. Oktober nahm Gustav Adolf in Punschrau Quartier, und der Hausmann auf dem Wenzelsturm sah die Wachtfeuer der Schweden von den Kösener Höhen herüberleuchten. Da man von den Brandensteinschen Reitern vernommen hatte, daß die Stadt in großer Ungnade stehe und daß die Soldaten sich schon auf die Plünderung freuten, so war der Rat ausgezogen, um mit bangem Herzen den König zu begrüßen, und die Bürger hatten Proviant in Menge ungesäumt zu den Biwaks hinausgeschafft. Am 31. Oktober ging die Infanterie über die Kösener Brücke, die Kavallerie passierte die Almricher Furt. Gegen 9 Uhr morgens standen die Naumburger vor dem Salzthor und Jakobsthor in neugierigen Haufen und sahen, wie die einzelnen Regimenter zu Roß und zu Fuß alle seitwärts an der Stadt vorüberrückten, dann Halt machten und an der Leipziger und Zeitzer Landstraße kampierten. Den König selbst gewahrte man kaum; sein kriegerischer Eifer ließ ihm nicht Zeit, die Huldigungen der Menge anzunehmen. Er hatte erfahren, daß der Feind zu Weißenfels stehe, und nun ritt er selbst zur Rekognoscierung aus. Dann ließ er ein Retranchement abstecken, das sich von der Höhe des ruinierten Dorfes Grochlitz über die heutige Schönburger Straße zum Feldspital dehnte, an diesem entlang bis zur Ziegelscheune lief und hier mit dem Stadtgraben zusammentraf. Eine andere Verschanzung zog sich von der Feldmeisterei vor dem Salzthor über die Äcker um die Michelsgasse herum bis zur Kösener Chaussee. Eine dritte Befestigung war in der Aue bei den Windmühlen geplant, wurde aber nicht ausgeführt. Diese Außenwerke richteten gegen den Kösener Engpaß und gegen Weißenfels ihre Stirn; sie machten aus der Stadt eine kriegstüchtige Festung, und ihre ganze Anlage läßt vermuten, daß Gustav Adolf, wie im Sommer bei Nürnberg, so jetzt hier bei Naumburg in gesicherter Stellung alle seine Kräfte zu konzentrieren gedachte. Noch erwartete er die Sachsen, deren Anmarsch er herbeisehnte; dann hatte er die Kraft der Initiative in seiner Hand. Mit kluger Berechnung erwog er auch die Möglichkeit, daß die Ereignisse gegen ihn entscheiden könnten; für den Fall, daß ihm sogar der Rückzug über Kösen abgeschnitten würde, ließ er bei Roßbach und an der Halleschen Fähre Brücken

schlagen und Feldschanzen aufwerfen. Die Brücke über die Unstrut bei Freyburg dagegen, die einem siegreichen Feinde von großem Wert sein mußte, ließ er abbrechen. Des Königs Auge war überall; er gönnte sich nicht eher Rast, als bis er die Ausführung seiner Befehle überwacht und für die Stellung seiner Truppen alle Maßregeln der Vorsicht getroffen hatte. So kam er auch zunächst nicht in die Stadt geritten, sondern blieb inmitten der Seinen und innerhalb der zweiten Verschanzung in der Vorstadt. Vielleicht nahm er hier in dem Gasthause zum Scheffel sein Quartier, das heute das Thorgebäude der Realschule bildet. Nur zwei Tage, am 31 Oktober und am 1. November, kann er aber hier gelegen haben; die Daten der neuen Gedächtnistafel helfen daher leider einen historischen Irrtum verewigen. Am Donnerstag, dem 1. November, betrat Gustav Adolf zum ersten Male Naumburg. Es war in der Abenddämmerung. Mit lauter Bewunderung umdrängte das Volk den Helden, der ruhig von seinem Streitroß auf die jubelnden Menschenmassen herabsah, die bald Kopf an Kopf den Marktplatz füllten. Die Verehrung nahm in der aufgeregten Zeit die Formen der Anbetung an. Als gar Männer und Frauen sich auf die Kniee warfen, andere den Saum seines Waffenrocks, die Scheide seines Degens küßten, da hob er abwehrend die Hand; es überkam ihn aus dem hellen Jauchzen überschwänglicher Begeisterung mit einem Male die düstere Ahnung eines tragischen Ausgangs. „Unsere Sachen“ — so soll er zu seinem Hofprediger Fabricius gesagt haben — „unsere Sachen stehen gut, aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dies verwegene Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen meine schwache, sterbliche Menschheit frühe genug offenbaren.“ Als er die Mahlzeit genommen hatte, ritt er wieder zur Vorstadt hinaus. Als dann am nächsten Tage die Befestigungslinien vollendet waren und der König mit ruhigem Vertrauen der Entwicklung der Dinge entgegensehen durfte, verlegte er sein Quartier, wie das Theatrum Europäum ausdrücklich berichtet, in die eigentliche Stadt hinein. Wo er hier am 2. und 3. und 4. November wohnte, läßt sich nicht feststellen; doch scheint eine flüchtige Spur in den Ratsrechnungen darauf hinzuweisen, daß der Kämmerer Wolfgang Lindner in der Jakobsstraße (Nr. 16) sein Hauswirt war. Was an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen Küche und Keller des

schwedischen und auch des weimarischen Hofhalts erforderten, wurde auf des Rates Kosten herbeigeschafft, Kohlen und Holz, Wachsfackeln und Lichter, Kapaune, Gänse und Rinderzungen, Wildpret, Aale, Karpfen, Wein, Konfekt, Zucker, Gewürz, Butter und Käse. Die Ausgaben beliefen sich auf 500 Thaler.

Am 3. November bezog die schwedische Infanterie Bürgerquartiere in der inneren Stadt und in den Vorstädten, indes die Kavallerie sich draußen in die Dörfer legte. Für die schwierige Verpflegung der großen Truppenansammlung sorgte eine „Kommißhaus", in das die nötigen Lebensmittel aus den kurfürstlichen Ämtern zusammengefahren wurden. Aus Gustav Adolfs Briefen spricht die Ungeduld, mit der er in Naumburg das Anrücken der Sachsen erwartete. Als nun am 4. November Patrouillen die Meldung brachten, daß die Kaiserlichen von Weißenfels nach Lützen zögen, fürchtete er, der Feind könnte seine Verbindung mit dem Kurfürsten unterbrechen, und faßte den Plan, dem Gegner nachzurücken. Am 5. November ritt der König, nachdem er eine Betstunde gehalten, im Morgengrauen durchs Jakobsthor in die kalte Herbstluft hinaus auf Weißenfels zu. Eine bange Ahnung trug er im Herzen, als hinter ihm im Frühnebel die Türme der alten Bischofsstadt verschwammen. Er wußte, daß sein Stern im Sinken war; am nächsten Tage erlosch er. Die Totenklage ging durchs Land. Die Naumburger sahen die Zeugen des schwedischen Triumphes von Lützen, mächtige Kanonen, den Wallensteinern abgerungen, von 20 Pferden gezogen; sie sahen aber auch den traurigen, stillen Zug des Todes. Mancher hohe schwedische Offizier, den man aus der Schlacht getragen, fand hier seine letzte Ruhestätte. In der Wenzelskirche steht ein Denkmal, das noch jetzt alljährlich ein frischer Lorbeerkranz mit den blaugelben schwedischen Farben schmückt. Das ist der Grabstein des Pagen August von Leubelfing. Als Gustav Adolf schwerwund aus dem Sattel sank und seine Begleiter alle in die Weite stoben, war es der tapfere Leubelfing allein, der für den König sein Leben hinwarf. Da kamen, als er vergeblich sich mühte, seinen Herrn aufzurichten und auf das eigene Pferd zu heben, kaiserliche Kürassiere angesprengt. Den König traf das tödliche Geschoß. Neben seiner Leiche fanden später die verwaisten Schweden den treuen Pagen, zum

Tode verwundet. In Naumburg rang sein junges Blut lange mit dem Sterben; klaglos verschied er dann am Abend des 15. Novembers, gefaßten Muts und getreu bis in den Tod. Als man im nächsten Frühjahr Gustav Adolfs Leiche nach der Heimat führte, rastete sie auch zu Naumburg in Christoph Michels Haus am Markt. Das Kriegsgeschrei zog in die Ferne; klang es auch gedämpft herüber, so verhallte es doch nicht, und die wiederholten Durchmärsche und Einquartierungen schwedischer und sächsischer Truppen erheischten schwere Opfer. Nach der Lützener Schlacht lag das Regiment von Vitztum in den Bürgerhäusern. Als es im April von dannen zog, mochten 140 Dienstmädchen den liebgewordenen Umgang nicht entbehren und folgten den galanten Kriegern. Soldatenlieb ist wandelbar; nach ein paar Stunden kamen die armen bethörten Mägdlein zurückgeschlichen, verschmäht und entblößt.

Der Prager Friede, den 1635 Johann Georg in seinem kurzsichtigen Egoismus mit dem Kaiser schloß, beschwor die Rache der verratenen schwedischen Waffengefährten herauf. Gründlicher als große Schlachten hat der zügellose kleine Krieg, der jetzt das Kurfürstentum zu seinem Sitze wählte, dem Volk das Mark ausgesogen. Banér, Gustav Adolfs geschickter Nachfolger, kam rauh und wild wie eine Gottesgeißel dahergefahren. Im Beginn des unheilvollen Jahres 1636 stieß er von Halle aus auf Naumburg vor. Am 25. Januar forderte er 50,000 Thaler, und als der Rat die Taschen zuhielt, rückte er am 31. Januar mit 7 Regimentern zu Fuß und zu Roß vor die Thore und pflanzte sein schweres Geschütz auf. Der Rat schloß nun ohne Widerstreben einen Akkord auf 15,000 Thaler und übergab die Schlüssel. Mit zwei Regimentern zog der General ein, und der ganze Fluch eines rücksichtslosen Raubkrieges traf die Bevölkerung. Der Notarius Maul berichtet, wie ein Rittmeister mit seinem ganzen Troß sich bei ihm einquartierte. Der schlimme Gast forderte gleich 300 Thaler Ranzion und ließ seinen Hauswirt dann so lange martern und quälen, bis der ärmste endlich mürbe ward und aus sicherem Versteck das verborgene Geschmeide holte. Zwei goldene Armbänder, das Brautgeschenk ihres Mannes, mußte die Hausfrau mit eigener Hand dem schwedischen Offizier anlegen. Und was nicht niet- und nagelfest war, was eßbar oder trinkbar erschien, alles hießen die Reiter mitgehen. Draußen durch

die Gassen tobten die Schweden mit ungezügelten Begierden. Den Bürger, der Hab und Gut und die Ehre seines Hauses schirmte, stießen sie nieder; an hundert Leichen lagen auf der Straße. Sie erbrachen die Gotteshäuser, und wo sie vergrabenes Gold witterten, brachten sie mit grausamster Qual die Leute zum Geständnis. Am schlimmsten mußte die Domfreiheit leiden. Im Dom stürzten die Schweden die Predigtstühle, die Altäre, die Orgel nieder, sie raubten die silbernen und goldenen Gerätschaften, zerrten die aufgehängten Fahnen herunter und schlugen den Prediger Kapito mit der Axt zu Boden. Selbst die Gräber wühlten sie auf. Sieben Tage hausten die Feinde in der Stadt; und wagten einmal die Räte händeringend den General um Abstellung der unerträglichen Greuel zu beschwören, so donnerte sie der Gewaltige als Rebellen zur Thüre hinaus. Unter den heftigsten Schmähworten gegen die ehrvergessenen, bundbrüchigen Sachsen verließen die Schweden Naumburg. Kaiserliche und kurfürstliche Truppen zogen vorüber. Hielten sie Rast, so war auch ihr Auftreten herrisch und beutelüstern. Am 24. September 1636 entschied Banérs Sieg bei Wittstock das Übergewicht der Schweden in Norddeutschland. Im Dezember kehrte der gefürchtete Sieger nach Sachsen zurück. In Naumburg lag eine kurfürstliche Garnison. Während ihr tapferer Hauptmann entschlossen war, die Stadt zu halten, knüpften die Bürger im geheimen mit den Feinden Verbindungen an und öffneten die Thore. Da mußten die verratenen Sachsen am 9. Dezember die Waffen strecken. Am 29. Dezember rückte Banér schrecklichen Angedenkens heran; er verschonte die Stadt und marschierte schon am nächsten Tage weiter. Seine Haltung war wider alles Erwarten diesmal verbindlicher. Er trug sich noch mit der Hoffnung, den Kurfürsten auf seine Seite zu ziehen; als sie scheiterte, forderte er nachträglich im Januar 1637 eine Kontribution von 24,000 Thalern und ließ vier Ratsherrn als Arrestanten abführen. Den Schweden folgten die Soldaten des Landgrafen von Hessen, ihnen kaiserliche Reiter. Die trieben es nicht minder arg als die Feinde; in betrunkenen Rotten zogen sie durch die Straßen und schossen den Bürgern durch die Fenster; und als sie am 9. Februar gegen Abend ausrückten, leuchteten hinter ihnen die Flammen des Georgenklosters, in das sie die vernichtende Brandfackel geworfen hatten.

Eine Zeit lang war der Krieg nach Pommern und Brandenburg gewichen, da erfüllte am 18. Februar 1639 die Nachricht von Banérs Rückkehr die Einwohner wieder mit Furcht und Zittern. Er forderte 12,000 Thaler und erhöhte dann im März seine Forderung auf 30,000 Thaler; von der Domfreiheit verlangte er außerdem 25,000 Thaler. Der Rat war nicht zahlungsfähig, die Bürger verweigerten jedes Opfer; erst als 8 Ratsherrn und 16 Bürger in Arrest gelegt wurden, versprachen sie, 10,000 Thaler in der Stadt und 4000 in der Freiheit zusammenzubringen. Drangsal und Not erschienen in dieser Marterzeit auf dem Gipfel. Die Reichen aßen noch Hafer- und Gerstengebäck, aber die Armen standen zu Hunderten lüstern vor den Bäckerläden und schrieen vergebens nach Brot. Auf den Gassen fand man elend Verhungerte. Als ein Bürgersmann damals im Frühjahr übers Feld ging, sah, er, wie sechs Bauern sich vor einen Pflug spannten; die Pferde hatte man ihnen längst aus den Ställen getrieben. Das ewige trostlose Einerlei von Durchzügen, Einquartierungen, Brandschatzungen, mit denen Freund und Feind die Bürgerschaft unbarmherzig preßten, fängt an zu ermüden. Für den Notarius Maul waren die Kontributionskosten des Jahres 1639 am schwersten; er schätzte sie auf 839 Thaler; aber noch trostloser klingt in seinen Aufzeichnungen der nächste Jahresabschluß: „358 Thaler, 19 Groschen und 3 kleine Kinder verloren." Das Jahr 1642 trug auch Naumburgs Namen in die lange Schlachtengeschichte ein. Am 24. August hatte der kaiserliche Oberst Hartmann von Goldacker mit 600 Musquetieren die Stadt besetzt, um sie gegen die Brandschatzungsfahrten zu schirmen, die die kecken Schweden von Erfurt aus unternahmen. Als nun am 28. August der General Königsmarck nach Zeitz streifte und an Naumburg vorüberzog, machte die Garnison hier einen Ausfall und wurde mit den Schweden handgemein. Diese drohten Rache mit Feuer und Schwert. Und sie kamen in der That schon am 1. September von Zeitz über Weißenfels und Freyburg und Roßbach heran. Mehrere Regimenter Infanterie waren es, dazu 1200 Reiter und Artillerie und Train. Zur Mittagszeit führte Königsmarck sein Volk über die Saale, umging den Spechsart und trieb vor dem Jakobsthor und Marienthor die Naumburger Besatzung, die dort unter dem Oberst Goldacker und dem Lieutenant

Balthasar ausfiel, zurück. Die Stadt wurde eingeschlossen, und am nächsten Morgen begannen die Rüstungen zum Angriff. Von der Freiheit und von der Vorstadt aus, die sie besetzt hatten, gaben die Schweden Feuer. Die Goldackerschen Musquetiere erwiderten es von den Türmen und vom Zwinger her. In der Nacht machte der Oberst einen glücklichen Ausfall; viele Feinde wurden erschlagen, einige Gefangene eingebracht. Näher rückte die Gefahr am 3. September. Vom Salzthor aus sah man, wie Königsmarck seine Schützen in die Scharfrichterei legte und neben diesem Hause einen Mörser aufpflanzte, der um ein Uhr mittags vier Granaten in die Stadt warf; sie zündeten nicht; ihre Sprengstücke verletzten nur einige Einwohner. Um zwei Uhr hielt der Wächter die Schlaguhren auf dem Wenzelsturm an nach altem Kriegsbrauch; unterließ man ihn, so fiel nach der Eroberung das Glockengut der siegreichen Artillerie als Beute anheim. Der Bürger vermißte mit heimlichem Bangen den gewohnten friedlichen Klang; näher umdrängten ihn Not und Tod des Krieges. Am Abend sah er die Feinde Laufgräben auswerfen; das kündete Sturm. Aber Goldacker trieb am nächsten Tage durch zwei kecke Ausfälle den Gegner aus den Gräben heraus. Am Morgen des 5. September gewahrte man, daß Königsmarck am Jenaer Wege eine Batterie erbaut und mit 6 Kanonen armiert hatte. Schon um fünf Uhr in der Frühe donnerten sie gegen die Stadt los und donnerten 6 Stunden lang so nachdrücklich, daß ein Geschütz zersprang. In der Stadtmauer, zwischen dem Salz- und Viehthor, dort, wo heute das Präsidentenhaus steht, klaffte eine Bresche, 24 Ellen breit. 211 Kanonenschüsse hatten die Bürger gezählt ohne die Granaten. Um elf Uhr liefen die Schweden Sturm. Sie fanden üblen Empfang. Goldacker hatte mit kaltblütiger Umsicht die Mauerlücke mit Fässern und Balken notdürftig verstopft, hatte hinter der bedrohten Linie einen Graben ziehen, Pallisaden einrammen, Fußangeln und Ackereggen legen lassen. So schlug er die Stürmenden zurück, daß 90 Mann mit dem Mansfelder Schloßkommandanten Kapitän Grafforth blieben. Ein zweiter Sturmlauf verlief noch verlustreicher; der Erfurter Oberstlieutenant Lorenz v. d. Linden fiel mit 116 Mann. Zum dritten Male suchte Königsmarck seine Leute ins Feuer zu treiben. Vergebens; die starken Verluste schreckten die Kameraden zurück; und

ob er auch in seiner Wut drei der Verzagten mit dem Degen niederstieß, er brachte sie nicht mehr vorwärts. Da mußte er sich ingrimmig entschließen, die Belagerung aufzuheben. Am 6. September ließ er die Geschütze abführen und marschierte auf Erfurt zu, von den Goldackerschen Musquetieren noch eine Strecke Wegs begleitet. Es war Abend geworden; da löste sich der Alp, der auf der bedrängten Stadt gelastet hatte; die Glocken fingen wieder an zu läuten; wie Siegesjubel klang es und fröhliche Dankbarkeit. Die kleine Garnison zählte nur 15 Tote; ihr Soldatenmut hatte die Bürger von dem Lose einer entsetzlichen Heimsuchung bewahrt. Das Andenken aber an diese bangen Tage hielt eine Inschrift wach, die der Magistrat beim Aufbau der zerschossenen Stadtmauern in einen Stein meißeln ließ: „Den 5. September im 1642. Jahr — stund Naumburg hier in großer Gefahr — der Schweden Preß nahm überhand — Gott hat das Unglück abgewandt.“ Für den Gang der großen Ereignisse war die Belagerung bedeutungslos. Torstenson, der gichtgelähmte und doch blitzschnelle, Banérs Nachfolger, schlug in der schlachtgewohnten Leipziger Ebene bei Breitenfeld den kaiserlichen General Piccolomini; und wieder waren in Sachsen die Schweden die Herren. Gleich nach der Schlacht verließ die Goldackersche Besatzung unsere Stadt; die Blessierten von 7 schwedischen Regimentern wurden dafür hierher geführt. Der Tod hielt reiche Nachlese unter ihnen. In der Wenzelskirche steht noch heute der Grabstein eines schwedischen Lieutenants Marquart Isaacson vom Dubaltischen Reiterregiment, der seinen Wunden erlag. Die nächsten Jahre führten wiederholt feindliche Truppen in naumburgisches Quartier. 1644 lag Torstensons Oberst Seestädt hier, und die Bürger, denen seine Soldaten eine unerträgliche Last waren, mußten zusehen, wie er ihre Stadt zu entfestigen und die Zwingermauern und Türme zu brechen begann. Erst im Herbst 1645 kam dem gequälten Lande ein Sonnenstrahl: der Kurfürst schloß zu Kötschenbroda einen Waffenstillstand und Neutralitätsvertrag mit den Schweden. Naumburg erhielt eine kurfürstliche Garnison. Eine Zeit der Erschöpfung und der Ruhe hielt Einkehr. Die Kriegsereignisse suchten einen anderen Tummelplatz. Am 8. Oktober 1647 zog Karl Gustav Wrangel, der aus Torstensons kranker Hand den Kommandostab genommen hatte, an Naumburg vorüber auf

Buttstädt zu, und dann sah man die Kaiserlichen auf dem abgegrasten Wege den Schweden nachrücken. Diese beiden Durchmärsche waren für unsere Stadt die letzten Scenen des entsetzlich langen Trauerspiels. Berührten sie auch die Mauern selbst nicht mit unmittelbarer Not, so drückten sie doch noch einmal tief ihre Spuren in das flache Land, in die Äcker uud Fluren, in die Weinberge und Feldscheunen. Langsam verhallten Kriegsgeschrei und Waffengeklirr. Das nächste Jahr brachte den Frieden.

Am 26. Sonntage nach Trinitatis im Jahre 1648 klang von der Kanzel herab die frohe Botschaft, daß wieder Friede auf Erden sei; aber erst am 30. Juni 1650, als die letzten Reiter der schwedischen Okkupationsarmee aus den Stiftsdörfern heimwärts geritten waren, feierte ganz Sachsenland das Dankfest, und durch die kahlen, ausgeraubten Kirchen jauchzte hoffnungsfroh das Lied „all' Fehd' hat nun ein Ende!“ Vom ersten Friedensgruß bis zu dem Tage, da überall im Lande der hochbeladene Erntewagen ungefährdet seine reiche Frucht der neuerbauten Scheuer zutrug und ein fröhliches Volk im ruhigen Schutze der wiedererstandenen Mauern sich eines behaglichen Lebens freuen durfte, war noch ein weiter, mühseliger, dornenvoller Weg. Auf die Zukunft fiel wohl ein warmer Strahl verheißenden Sonnenglanzes, aber trostlos im kalten Schatten lag die Gegenwart. Gerade über Sachsen war das Kriegswetter erbarmungslos mit voller Wucht dahingefahren. Zahllos waren die zerstörten Dörfer, die nie wieder aus ihrer Asche sich erhoben, zahllos die zerstampften Fluren, die unter wuchernden Unkraut und vordringendem Buschholz verwilderten. Ein volles Drittel des bebauten Ackers lag nach dem Kriege brach. Der Wert des Grundes und Bodens sank um zwei Drittel. Es geschah noch im Jahre 1657, daß der Kurfürst herrenlose Häuser und wüste Güter unentgeltlich überließ und die unternehmungslustigen Ansiedler sogar auf drei Jahre von der Steuerpflicht entband. Einer mühsamen Kolonisationsarbeit bedurfte es überall. Auch in der Umgend unserer Stadt trugen die zerwühlten Feldfluren und Dörfer die Wunden einer grausamen Vernichtung. Die unsicheren Landstraßen führten über unbestellte Äcker und vorbei an rauchgeschwärzten Ruinen. Selten hörte der Wanderer aus einem halbzerstörten Stalle das Blöken der Schafe

und Rinder oder von den Höfen her das Geschnatter des Federviehs. Possenhain, Leißling, Wethau, Plotha, Schönburg, Grochlitz, Stenndorf und viele andere Dörfer lagen in Schutt und Trümmern. Und wo der Mensch gewichen war, da drangen die Wölfe vor; in Rudeln von 15 bis 20 Stück brachen sie in die Ortschaften ein.

In der Stadt war die Zahl der Einwohner weit zurückgegangen; nur noch 3000 Menschen lebten in 500 unversehrten oder neuaufgebauten Häusern. Als schon über 100 Jahre ins Land gegangen waren, fand man in Naumburg doch noch 20 und auf der Domfreiheit sogar 39 wüste Wohnstätten. Wo vertrauensvoll der Bürgersmann jetzt aus Ruinen sein neues Heim schuf, da war es kein schmuckes, freundliches, mit Bildwerken geschmücktes Renaissancehaus mehr, sondern ein nüchterner, kunstloser Bau, nur den dringenden Bedürfnissen eines anspruchslosen Daseins genügend. Und alle die kostbaren Kleinode, die seit vielen Menschenaltern in den Familien vererbt waren und einen soliden Grundstock der bürgerlichen Wohlhabenheit gebildet hatten, hatte landfremdes Kriegsvolk in alle vier Winde getragen. Die Not lehrte den Enkel sich bescheiden beschränken an der Stelle, wo einst der Großvater in stattlichem Reichtum gesessen hatte. Füllten sich schneller als die geleerten Kasten die Lücken wieder, die Schwert und Hungersnot und Seuche in die Volkszahl gerissen hatten, so mußte doch in den ersten Jahrzehnten nach dem großen Kriege die Stadt in empfindlicher Weise den Rückgang der Bevölkerung auf allen Gebieten der produktiven bürgerlichen Thätigkeit spüren. Die Einbuße an Arbeitskräften wirkte mit dem Verluste des Kapitals zusammen, um die Macht und die Leistungsfähigkeit des Bürgertums vollends zu brechen und es von der Höhe gänzlich herabzustürzen, die es einst im Mittelalter erstiegen hatte. Nicht die eine oder andere Brandschatzung und Heimsuchung waren es gewesen, die das Verderben so heillos machten; erst die stete Erneuerung des Elends, die regelmäßige Wiederkehr der Erpressungen legte dem Gemeindewesen die Axt an die Wurzel. Der Kriegslauf hatte keiner Regeneration Raum und Zeit gegönnt, hatte jede neusprießende Hoffnung zerknickt und zertreten. Das ganze nackte Elend spricht eindringlich aus den wimmernden Klagetönen der zahllosen Bittschriften, mit denen die geplagten Bürgersleute während der

Kriegsjahre unaufhörlich den Rat anflehten, daß er ihnen Steuer, Geschoß, Kontribution erlasse oder herabsetze und sie mit Einquartierungslast verschone. Der Advokat Maul berechnete seine Verluste in der Zeit von 1631 bis 1645 auf 4336 Thaler, eine Summe, die damals einen ungleich höheren Wert als heute bedeutete.

Die Kommune war völlig verarmt und verschuldet, und zu den unabweisbaren Bedürfnissen des Tages traten als drückendste Last die Kontributionen, die nach dem Friedensschluß noch aufgebracht werden mußten. Die Quote der schwedischen Entschädigungsansprüche, die auf Sachsen fiel, betrug 267,107 Thaler; auf das Bistum Naumburg wurden davon 3276 Thaler repartiert. Der Kurfürst zog die Gelder dadurch ein, daß er die Kopf- und Gewerbesteuer, die seit 1646 von den Ständen gezahlt wurde, um das vierfache erhöhte. Als endlich die Kriegskosten abgetragen waren, ließen die gesteigerten Bedürfnisse der sächsischen Regierung und die finanziellen Schwierigkeiten eines wahnwitzig üppigen Hoflebens dem atemlosen Volke keine Rast. Die Kontributionen des Kurfürstentums, die 1657 noch 80,000 Thaler betrugen, stiegen 1675 auf 400,000 Thaler, 1711 auf eine Million.

Aber betrübender als alle materiellen Verluste war die Thatsache, daß das heranwachsende Geschlecht ein entartetes war und keine Bürgschaft für ein fröhliches Gedeihen bot. Das regelmäßige Unterrichtswesen war unterbrochen oder vernichtet. Verdummung der ungelehrten Masse und Borniertheit der höheren Stände wurde zu einer alltäglichen Erscheinung. Wo der Segen des Friedens und redlich erwerbender bürgerlicher Thätigkeit unbekannt war, wucherte zerfahrene Liederlichkeit, ungebundenes, verlottertes Faulenzerleben und elender Schwindelgeist. Der Mensch schien aller Lust bar, sein Leben wieder ideal zu formen. Und das Handwerk, wenn es nicht ganz verfiel, sperrte sich mit kurzsichtiger, engherziger Wichtigthuerei und mit einer Mauer von allerhand Zunftmysterien gegen jeden gesunden Luftzug ab und beschwor die Zeit des Spießbürgertums herauf. Das Beamtentum schob sich mit erkünstelter Hierarchie zwischen die Regierung und die Regierten, und Titelsucht, Kastengeist, verschnörkeltes Etikettenwesen entsprossen üppig dem Boden des verwüsteten Vaterlandes. Das fremde Reis der Alamode wurde auf alle Zweige des deutschen Kulturlebens

gepfropft. Hohles Pathos, aufgeblasener Schwulst, geschraubter Stil in der Muttersprache; Launenhaftigkeit und Effekthascherei in der Kunst; Pomp und groteske Überladung in der Kleidung. Der Allbeherrscherin Mode gegenüber, die mit der Erfindung der Staatsperücke ihren höchsten Wurf that, hatten die landesherrlichen Kleiderordnungen und die Ratsvorschriften einen schweren Stand, und gerade die stete Wiederholung der obrigkeitlichen Einschärfungen beweist, wie machtlos diese waren. (1612, 1661 u. a., die letzte 1759). Gern stand des Sonntags der Stadtvogt mit dem Bürgermeistersknecht an der Kirchenthür und übte scharfe Kontrolle an der geputzten Menge, die aus dem Gotteshause strömte. Wer da gegen die Kleidermandate verstieß, den traf eine Verwarnung oder eine Geldstrafe; oder es wurde ihm gar die ärgerniserregende Gewandung auf offener Straße abgerissen und konfisziert. Trotz dieser Gefahren war die Zahl der Übertretungen eine sehr große: so unbändig zeigte sich im Bürgerstande und namentlich bei den Frauen der Hang zum üppigen Aufwand in einer Zeit, da die massiven Grundlagen bürgerlichen Reichtums durchaus fehlten. Es ist ein Beispiel aus vielen, wenn der Rat die Frau Dr. Pöpping dafür strafte, „daß sie am Bußtag mit einem langen seidenen Mantel, von händebreiten geklöppelten Spitzen um und um verbrämt, ferner mit einem von weißem Rauchwerk ganz überzogenen und mit schwarzen Flecken eingesprengten Halskragen, einer Zobelmütze und einem großen rauchen Muff von Zobel oder Marder in die Kirche gekommen sei; und daß dieser Anzug nicht alleine ihr tägliches Habit sei, sondern daß sie außerdem noch schwarze Pflästerlein, Stirn- und Haarlocken, Ohrengehänge und diamantenen Schmuck trage, auch sonst des Anstrichs ihres Gesichtes verdächtig sei.“ Als 1675 der Administrator Herzog Moritz kurz nach dem Tode seiner Gemahlin nach Naumburg kam, fand er, daß hier der verordneten Landestrauer zum Trotz unter den Bürgern die bunte Kleidung sich übermütig hervordrängte. Da schickte er dem Rat ein sehr ungnädiges, tadelndes Reskript und ließ den Einwohnern aufs neue einschärfen, daß sie sich bis auf fernere ausdrückliche Verordnung soviel als möglich schwarzer Kleidung bedienen und sich, sonderlich das Weibsvolk, aller bunten Bänder, silberner und güldener Kränze und anderer üppigen Kleider, vornehmlich auch

der weißen Gebräme an Kragen und Wämsern gänzlich enthalten sollten.

Viel erfreuender berührt die Wahrnehmung, daß wenigstens durch die Kreise des Beamtentums schöngeistige Strömungen liefen und daß hier der Same vaterländischer Denkart nicht völlig vom Wucherkraut fremden Alamodewesens erstickt wurde. Unter dem Wogendrang des dreißigjährigen Krieges hatte Martin Opitz sein Büchlein von der deutschen Poeterei geschrieben. In seinem Geiste dichtete in Naumburg der Aktuar Ernst Christoph Homburg, ein Mitglied des deutschtümelnden Palmenordens, die „Schimpf- und ernsthafte Clio“ und „Geistliche Lieder“. Johann Georg Schoch schrieb hier eine „Komödie vom Studentenleben“, die „Neuerfundene Kriegs- und Friedensschäferei“, die Gedichtsammlungen „Weihrauch und Sonnenblumen“ und „Poetischer Lustgarten“. Der Rektor der Stadtschule, Magister Mitternacht, dichtete außer einer ganzen Reihe von Schuldramen die „Feuerheißen Liebesflammen einer in Jesu verliebten Seele“. Auch der Magister Johann Georg Albinus, der Domschulrektor und später Otmarsprediger war, gehörte dem Palmenorden an; seine Kirchenlieder sind noch heute beim Gottesdienst nicht verklungen. Die dichterische Begabung vererbte er auf seinen Sohn, der ein Anbeter des schwülstigen, hyperpoetischen Kaspar von Lohenstein wurde.

Doch diese gelehrten Sonderlinge mit ihren litterarischen Flügen wandelten nicht in der irdischen Region des prosaischen Bürgertums: hier war und blieb die Kaufmannschaft das Ferment. Bereits seit dem sechzehnten Jahrhundert war im Zusammenhang mit der veränderten wirtschaftlichen Lage des großen Vaterlandes auch dem Handel unserer Stadt die alte Spannkraft gelähmt. Langsam und stetig fiel er dem Los der Verkümmerung anheim, und jeden erneuten Aufschwung stießen gewaltsam die großen Kriege zurück, die über das Land dahinfuhren. Ein kraftvoller Versuch gegen die ungünstige Lage der industriellen und kommerziellen Bevölkerung anzukämpfen war die Gründung der Kramerinnung im Jahre 1628. 26 Männer, welche „Kaufmannschaft, Handel und Kramerei“ pflegten, verbanden sich zum Schutze ihrer Interessen durch Innungsstatuten, sonderten sich von den Zwischenhändlern, Pfennigkrämern und Hausierern und stellten sich in einen

schroffen Gegensatz namentlich zu den „Pfuschern", d. h. denjenigen Professionisten, die neben ihrem Handwerk allerhand Handel zu treiben suchten. Aber während sie daheim in den engen Mauern mit kleinlicher und peinlicher Eifersüchtelei für ihre Paragraphen ohne Unterlaß auf Posten standen, war ihnen Leipzig längst mit den Siebenmeilenstiefeln fortschrittlicher Unternehmungslust unermeßlich weit vorausgeeilt. Klug hatte der Leipziger Rat den Vorschlag der Stadt Nürnberg, die Leipziger Messe der Pest wegen im Jahre 1637 nach Naumburg zu verlegen, erstickt; ein Gedanke, der später noch einmal flüchtig auftauchte (1681). Auch der seit 1514 währende Streit wegen der Verschiebung des Naumburger Ostermarktes endete, wie wir sahen, endlich 1667 mit dem Siege der begünstigten Nachbarstadt. Und wie eifrig verstand es diese, ihre Vorteile zu wahren! Im Jahre 1657 erachtete sie es als eine unerlaubte Verletzung ihres Stapelrechts, daß ein fremder Kaufmann Petersen große Mengen seiner Waren in Naumburg, Zerbst, Bernburg und Halle niedergelegt hatte, und strafte ihn mit 200 Gulden. Mit derselben Politik verlangte der Leipziger Rat 1680 von dem Augsburger eine ausdrückliche Kaution, daß die Augsburger Kaufleute in Zukunft nie wieder Geschmeide und Schmuck in Naumburg zum Verkauf auslegen oder zu vertrödeln suchen sollten. Im Jahre 1682 besuchte der Administrator Moritz Wilhelm seine Stiftsstadt Naumburg; als er sich da nach der Lage des Handels erkundigte, beklagte der Bürgermeister Bergner den Rückgang der zwei wichtigsten Einnahmequellen, des Brauereigewerbes und der Peter-Paulsmesse. Mit gnädiger Teilnahme hörte der Fürst zu; Abhülfe konnte auch er nicht schaffen. Immerhin dankte es ihm die Kaufmannschaft, daß er der Stadt 1693 eine besondere Wechselordnung verlieh und die Errichtung eines Handelsgerichts verordnete.

Das tägliche Treiben der Stadt und die wirtschaftliche Seite des bürgerlichen Lebens wurden wenig von der Thatsache gestreift, daß die äußere staatliche Gestaltung des Landes inzwischen einen veränderten Zuschnitt erhalten hatte. Dem Primogeniturgesetz zuwider hatte der Kurfürst Johann Georg I. im Jahre 1652 ein Testament errichtet, das seinen ältesten Sohn Johann Georg II. zum Nachfolger in den Kurlanden bestimmte, aber zugleich für die drei jüngeren Söhne drei

selbständige Dynastien schuf: Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz.

Das Herzogtum Sachsen-Zeitz setzte sich zusammen aus dem alten Naumburger Bistum, der Ballei Thüringen, der Herrschaft Tautenburg mit Frauenprießnitz und Nieder-Trebra, aus den Ämtern Voigtsberg, Plauen und Pausa, Triptis, Arnshaugk, Weida und Ziegenrück. Der albertinische Anteil von Henneberg und die Stadt und das Amt Pegau kamen 1660 und 1662 hinzu. Der erste Landesherr dieses neugeschaffenen Territorialstaates war des Kurfürsten jüngster Sohn Moritz mit dem Titel „postulierter Administrator des Stifts Naumburg, Herzog zu Sachsen, Jülich, Kleve, Berg, Engern und Westfalen, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen auch Ober- und Niederlausitz, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf zu der Mark, Ravensberg und Barby, Herr zum Ravenstein und der Ballei Thüringen.“ Das Domkapitel hatte ihn schon 1622, als er erst drei Jahre zählte, zum Administrator postuliert; im Jahre 1653 trat er die Regierung des Stifts an und nach dem Tode des Vaters, 1656, auch die Regierung der ererbten Landesteile. Naumburg huldigte ihm am 4. Oktober 1653; er wählte die Stadt zu seinem Aufenthalt und hielt hier zehn Jahre lang Hof in dem Residenzhause (Amtsgericht und Steueramt), das 1652 von seinem Vater auf dem Grund des Wolffschen und des Michelschen Hauses und des Gasthofes zum wilden Mann erbaut war. Die herzogliche Kanzlei befand sich in dem gegenüberliegenden Bänderhaus, einem Teile des heutigen Schlößchens. Eine Lindenarkade und eine hölzerne Barriere trennten das Residenzgebäude von dem Marktplatz. Sobald jedoch das Zeitzer Schloß, die Moritzburg, im Ausbau vollendet war, verlegte der Herzog dorthin seinen Hof (1663); auch die Regierung des Herzogtums siedelte nach Zeitz über (1664). Nach dem Tode des Herzogs Moritz folgte sein Sohn Moritz Wilhelm (1681—1718). 1682 empfing der junge Landesherr als Administrator unter glänzender Entfaltung feierlichen Prunks die Huldigung Naumburgs. 368 Gulden notierte die Ratsrechnung als Kosten des Gastmahls, das die Stadt auf dem Rathause dem Herzog gab. Ausgewählte Speisen hatten auf der Ehrentafel gestanden: Pastete mit jungen Tauben, Potage, Mandeltorte, Buttertorte, Truthahn, Wildpretbraten, Schöps-

braten, Hecht, Schmerlen, geräucherte Schöpszunge, Schnecken, Zuckerstrudel, gebratener Aal, Hasen, gekochtes Wildpret, Feigen, Kompott, Citronen und Zucker. Den beiden Herzögen der Linie Sachsen-Zeitz war ein wirtschaftlicher Zug eigen, sodaß das Land mit ihrer Regierung nicht unzufrieden war in einer Zeit, da in den anderen sächsischen Gebieten eine gewissenlose adlige und höfische Mißwirtschaft unerträgliche Lasten auf die Schultern der Bürger und Bauern häufte. Eine ärgerliche Aufregung verursachte die Einführung der General-Konsumtions-Accise, einer indirekten Steuer für alle eingehenden Waren, die der Kurfürst Friedrich August I. allen Gegenvorstellungen zum Trotz im ganzen Sachsenlande und 1709 nach langem Streit mit Herzog Moritz Wilhelm auch im Stifte Naumburg erheben ließ. Der Kramerinnung gelang es, die gefürchteten Nachteile, namentlich die Umständlichkeiten der Regie, geschickt und glücklich zu meiden; sie schloß ein Abkommen mit der Regierung, durch das sie sich verpflichtete, statt der Generalaccise für die Stadt jährlich ein sehr mäßiges Fixum von 160 Thalern zu zahlen. Der Betrag, der zuletzt 1782 auf 300 Thaler stieg, mußte von den einzelnen Kramerfirmen nach der Proportion ihrer Importgeschäfte aufgebracht werden.

Die leichtsinnige Teilnahme des Kurfürsten am nordischen Kriege führte nach sechzigjährigem Frieden die Schweden noch einmal über die Grenzen und machte das Land zum Schauplatz feindlicher Aktionen. Bis in unsere Gegend streiften die Soldaten Karls XII. von ihrem Altranstädter Lager aus, und an den Aufenthalt des Schwedenkönigs in Kösen erinnert noch heute die Inschrift über dem Portal des Gasthofs zum mutigen Ritter. (1706.) Zwei Jahre nach dem Abzug der Feinde führte eine furchtbare Krankheit viel Elend über die Stadt; es war die rote Ruhr, die so wütete, daß man an manchem Tage 50 Leichen hinaustrug. Da standen die Kranken in hellen Haufen vor dem Hause des Dr. Jakobi und wurden immer truppweise zu 50 Mann hineingelassen. Der geschickte Arzt erfand endlich einen Branntwein, der sich trefflich in der Not bewährte. In der Unglückschronik füllen die Jahre 1714 und 1716 zwei wichtige Kapitel. Während der Peter-Paulsmesse am 29. Juni 1714 explodierten in der Fischgasse die Stände der Pulverhändler; 50 Menschen fanden den Tod, und die Feuers-

brunst fraß 431 Wohnhäuser, dazu Scheunen und Nebengebäude in Menge. Zwei Hausinschriften (Fischgasse 19 und Steinweg an der Mohrenbäckerei) erinnern noch an das unselige Ereignis. Am 16. April 1716 rief die Feuerglocke abermals; ein furchtbarer Brand legte die südliche Seite der Salzgasse, die große und kleine Neugasse, die Wenzelsgasse, die kleine Jakobsgasse, den Weingarten und den Holzmarkt in Asche, vernichtete 255 Wohnhäuser.

Der Ausgang der sächsisch-zeitzischen Sonderdynastie im Stifte Naumburg war kläglich genug. Für das zweifelhafte Geschenk der polnischen Königskrone hatte Kurfürst Friedrich August den Namen der Reformation abgeschworen, deren gesunder Geist längst von seinem Hause gewichen war; und 1715 warf auch der Administrator Moritz Wilhelm im Kloster Doxan bei Prag sein protestantisches Bekenntnis von sich. Zwei Jahre lang bewahrte er Stillschweigen über die That; als er dann 1717 auf der Leipziger Pleißenburg das Abendmahl öffentlich nach katholischem Ritus nahm, geriet er in einen Konflikt mit dem Domkapitel des Stifts Naumburg. Das berief sich auf die Bestimmungen des westfälischen Friedens und entsetzte den Herzog der Administration. Moritz Wilhelm mußte sich fügen; er resignierte gegen eine Jahresrente das Bistum in die Hände des Kurfürsten. Gekränkt, verstimmt weilte der abgesetzte Administrator auf seinem Schloß zu Weida. Das Zureden seiner brandenburgischen Gemahlin Marie Amalia und die Einwirkung des bekannten August Hermann Franke, der von Halle aus zu ihm ging, führten den Reumütigen wenige Wochen vor seinem Tode zum evangelischen Bekenntnis zurück. Sein Tod löste eine kriegerische Verwicklung, die eben einzutreten drohte, da der preußische König Friedrich Wilhelm I. die Restituierung des Herzogs forderte, der durch verwandtschaftliche Bande mit ihm verknüpft war (1718).

Die Bevölkerung selbst hatte bei der Kunde von dem Glaubenswechsel des sächsischen Hauses in ruhigster Gleichgültigkeit verharrt; so sehr waren der evangelische Geist und das evangelische Gemüt gelähmt und gebrochen. Da das Verlangen des Domkapitels nach einem protestantischen Administrator an dem Widerstande der kurfürstlichen Regierung scheiterte, so unterließ es die Postulation von 1717 bis 1726

ganz und gar. Dann einigte es sich mit dem Kurfürsten dahin, daß das Kurhaus Sachsen die weltliche Regierung des Stifts selbst wieder übernahm, die geistlichen Angelegenheiten aber dem kurfürstlichen geheimen evangelischen Kirchenrat unterstellte.

* * *

Die 66 Jahre der Verbindung mit Polen bedeuteten für Kursachsen in wirtschaftlicher Beziehung eine frivole Raubbaupolitik mit einer steten Steigerung zum Schlimmen. Daß unter den trübseligen Gestirnen des Königs August II. und August III. (1697—1733—1763) die Kraft des Landes nicht gänzlich versagte, daß Handel und Gewerbe dem Bürgerstande immer noch den Schein eines nicht unbedeutenden Wohlstandes ließen, spricht beredt für den gesunden Kern des sächsischen Volkes. Jetzt seufzte es und schwieg. Hielt der geduldige Staatsbürger Umschau im deutschen Reiche, mochte er wohl beim Anblick fremden Leides seine eigene Not daheim vergessen. Als 1732 die evangelischen Salzburger, von ihrem Erzbischof aus Haus und Hof vertrieben, ins bittere Elend zogen und im preußischen Littauen eine neue Heimat suchten, gingen die Naumburger Bürger in Scharen den armen Emigranten bis zum Buchholz entgegen, geleiteten sie in die Quartiere und übten herzliche Gastfreundschaft an den Glaubensgenossen.

Seit dem Einfall Karls XII. waren die Stiftslande von Kriegsnot unberührt geblieben; nun führte die Politik des Grafen Brühl die preußischen Soldaten als Feinde auf sächsischen Boden. Im zweiten schlesischen Kriege spürte unsere Stadt, abgesehen von einigen Kontributionslasten, deren Rest 1757 noch 8000 Thaler betrug, kaum den Ernst des Kampfes. Dafür warf der siebenjährige Krieg in seiner ganzen langen Dauer ein gerüttelt und geschüttelt Maß von Unglück und Drangsal über die Bürger hin. Während ganz Europa noch die Invasion Friedrichs II. ins sächsische Kurfürstentum mit lauter Entrüstung verurteilte, ist es interessant zu beobachten, wie der gesunde

Sinn eines Naumburgers, der als eifriger sächsischer Patriot galt, unbeirrt die thatsächlichen Verhältnisse auffaßte. „Der König" — sagte er — „wollte diesmal das praevenire spielen, und hierzu war nötig, Sachsen in Depot zu nehmen, auch dasselbe dermaßen zu enervieren, daß von demselben nichts zu befürchten sein könnte. Niemand anders als der treulose Minister Brühl hatte den Krieg angesponnen." Demselben Bürger — es war der Oberkramermeister und Ratsoberkämmerer Weinich — verdanken wir eine Darstellung der Ereignisse jener Kriegsjahre, soweit sie in seinen Gesichtskreis traten; unter dem lebendigen Eindruck des Geschehenen frisch niedergeschrieben, sind seine Memoiren eine vortreffliche Quelle der Naumburger Stadtgeschichte.

Beim Beginn des siebenjährigen Krieges lag in unserer Stadt als Garnison das Musquetierregiment Prinz Xaver, das bei seinem Friedensbestand von 5 Kompagnien nicht stärker als ein preußisches Bataillon war. Die Hauptwache befand sich auf dem Holzmarkt, dessen Mitte damals ein staketumgebener Teich ausfüllte. Hinter dem einstöckigen Gebäude sah man die Wahrzeichen der militärischen Justiz, einen Galgen und den hölzernen Esel. Vorn lehnten an den grünweißen Ständern die Gewehre der Wachmannschaft, die Trommel stand daneben, und der Posten mit Zopf und Dreispitz, steif in seine enge Montur gepreßt, schritt gravitätisch auf und ab. Am 26. August 1756 war die Wache unbesetzt; die Garnison hatte die Stadt in aller Eile verlassen und war ins Lager nach Pirna marschiert. Am 30. August nachmittags gegen 6 Uhr ließen sich die ersten Preußen blicken; von Weißenfels her kamen sie, 40 Zietenhusaren; sie nahmen in der Jakobsstraße vor Staps' Hause einen Satteltrunk und trabten dann wieder zum Thor hinaus. Bald nahm Friedrich II. von Dresden Besitz, und von nun an behandelte er für die ganze Dauer des Krieges das Kurfürstentum mit allen Nebengebieten wie einen Bestandteil seines eigenen Staates. Am 23. September kam in seinem Auftrage der Geheimrat Cautius und nahm den Bestand der kurfürstlichen Steuereinnahme mit sich fort; die städtische Kämmereikasse dagegen ließ er unangetastet. Ängstlichen Gemütern konnte es dann zur Beruhigung dienen, daß am nächsten Tage ein preußischer Erlaß bekannt gemacht wurde, der den Unterthanen Schirm und Sicherheit zu Hause und zu

Felde verbürgte, wenn sie ihre gewöhnlichen Steuern rechtzeitig und gehörig entrichten würden. Immerhin blieb die ängstliche Aufregung einer bewegten Zeit und das Bangen vor einer dunklen Zukunft. In heller Verzweiflung saßen auf dem Rathause die Bürgermeister mit den Kämmerern und Assessoren, denn immer und immer wieder erneuten sich die preußischen Ordres, Proviant und Fourage in schwerer Menge für die Armee zu liefern, eine harte Bürde, da der Krieg die Getreidepreise schnell in die Höhe trieb. Ein Werbebureau war eröffnet; für die Quartiere, die Verpflegung und Besoldung der Angeworbenen, für den Unterhalt ihrer Weiber und Kinder mußte die Kommune sorgen. Es war zumeist loses Gesindel, das der Trommel zulief; aber auch aus der Mitte der Bürger selbst holte der Feind gewaltsam seine Rekruten. Unter 60 Männern, die er bei einer Razzia zusammenjagte, fand ein preußischer Lieutenant allerdings nur 4 taugliche. Wem ein altsächsisches Herz im Leibe schlug, der wagte zu hoffen, daß der Zustand der Okkupation nur ein vorübergehender sei, und mit Eifer folgte seine Aufmerksamkeit den großen Verwicklungen, die draußen das gesamte Reich aufrührten und den Wogenschlag der Erschütterungen bis in seine Heimat spülten. Voll Neugierde las der Bürger die Leipziger Zeitung, die ihm wöchentlich einmal die Post brachte; und die gedruckten Aktenstücke, die aus Regensburg kamen, die Hofdekrete des Kaisers über Friedrichs II. gewaltsamen Einfall in Sachsen, das Conclusum des Reichshofsrats gingen ebenso von Hand zu Hand wie die scharfen Antworten des Preußenkönigs, seine Zirkularreskripte und Promemorien. Die Nachrichten, die vom Kriegsschauplatz inzwischen einliefen, klangen traurig. Am 15. Oktober streckte bei Pirna die ganze sächsische Armee die Waffen, und der König August verließ sein Land und ging nach Warschau. Am 23. Oktober kamen, noch erschöpft von Hunger und Not, einige sächsische Offiziere vom Regiment Xaver, Zeugen der kläglichen Katastrophe in ihre Naumburger Garnison zurück. Sie verweigerten den Eintritt in preußische Dienste und hielten treu den alten Fahneneid. Bald schlichen auch gemeine Soldaten heran; ihr sächsisches Herz und die strenge Fuchtel hatten sie in Scharen zur Desertion aus den preußischen Regimentern getrieben, denen sie zwangsweise einverleibt waren. Der vorsichtige Bürgersmann wagte nicht den Flücht-

lingen Unterkunft zu geben, denn, sagte er, „die Befehle sind scharf, und die hiesigen Preußen geben auf alles Achtung und sind sehr begehrlich; die Klugheit sagt: Unterdrücke den Patriotismum!" Als aber die Nachricht von der Niederlage Friedrichs bei Kolin die Verbündeten der Kaiserin freier atmen ließ, begannen sich auch in Naumburg die stillen Anhänger des Kurfürsten zu regen. Am 1. August 1757 wollte der preußische Kommissar Tetscher mit 2700 Thalern über Merseburg nach Leipzig fahren. Es war in der Nacht; am Eulauer Hölzchen kamen 5 Reiter mit einer Kalesche entgegen; die hielten die Postkutsche an, nahmen das Geld, das in zwei Fässer verpackt war, und schafften den Raub ins Hoflager nach Warschau. Die Patrioten waren angesehene Naumburger Einwohner gewesen.

Den Feinden Friedrichs des Großen schien die Entwicklung der Dinge Recht zu geben; der Vernichtungskrieg, von erdrückender Übermacht geplant, zog sein Netz enger um den König. Am 22. August kamen die ersten Franzosen, 300 Husaren unter Oberst Turpin, und der Bürger hieß die Alliierten seines Landesfürsten mit freundlichem Gruß in den Gasthöfen willkommen. Bald folgten Reichstruppen unter Laudon. Aber aus der unsicheren Haltung, mit der sie auf der Domfreiheit Quartier nahmen, mochte man ahnen, daß auch die Preußen wieder in der Nähe seien. Und sie erschienen schnell genug. Der König, besiegt und doch seinen Siegern an Mut und Genie unermeßlich weit überlegen, hatte den größten Teil seiner Armee in Schlesien und in der Lausitz zurückgelassen und wandte sich nun mit 20,000 Mann gegen seine neuen Feinde in Thüringen, gegen die Franzosen und Reichstruppen. Am 9. September warf seine Avantgarde die Gegner bis zur Kösener Brücke zurück. Dann lagerte die preußische Armee vor dem Salzthor auf freiem Felde bis nach Flemmingen hin; über Kösen aber bei Fränkenau standen Laudons Kroaten. Da sahen die Straßen der Stadt das bewegte Bild kriegerischen Treibens; es stauten sich die Bagagewagen, Soldaten in den mannigfachen Uniformen zu Fuß und zu Roß drängten sich hindurch; die Wirtshäuser waren überfüllt, auch die Einwohner konnten sich lästiger Einquartierung nicht erwehren. Der Troß des königlichen Hofes fuhr auf; man hörte, daß das Hauptquartier in der Stadt bliebe. Am Morgen war Friedrich II.

von Wethau her angelangt; er war aber um die Stadt herum zur Rekognoszierung auf Kösen zugeeilt. Nun zur Mittagszeit kehrte er zurück; da kam er über den Markt geritten; vor dem Schallerschen Hause (Nr. 14) stieg er ab. Der Oberbürgermeister Hofrat Stiegleder ging mit den Ratsdeputierten Pipping, Holderieder und Weinich hinüber, um ihm die schuldige Hochachtung im Namen der Stadt zu erweisen. Als sie noch in dem Saale warteten, kam der König aus seinem Zimmer zu ihnen heraus. Da stand er, wie er vom Pferde gesprungen war, im Waffenrock, beschmutzt und naß. Mit „unglaublicher Höflichkeit“ hörte er die Anrede der Ratsherrn und sagte alsdann: „Sachsen und Preußen sind untrennbare Nachbarn; es soll Sachsen von dem Seinen nichts verloren gehen noch durch meine Leute Schaden geschehen. Meiner Leute und der Franzosen Aufführung muß himmelweit verschieden sein.“ Während der halben Stunde, die die Audienz gewährte, hörten und sahen die Abgesandten, wie der eine von ihnen berichtet, Dinge, die sonst Fürsten nicht hören und sehen mögen; und es ist in hohem Maße interessant, wie der Zauber, der von dem großen König ausging, auch den Naumburger Bürger, der seinen sächsischen Patriotismus schon mit der That bewährt hatte, unwiderstehlich in seinen Bann zog. „Es ist Gottes Finger“, schreibt er in seinem Tagebuche, „der diesen Fürsten zu seinem Rüstzeuge gemacht, denn es sind nicht Menschenkräfte.“ Als der Begeisterte nachher hörte, daß Friedrich II. Pfirsiche und Weintrauben zu seinem Mahle wünschte, ließ er eiligst aus seinem Weinberge die besten Früchte holen und übergab sie selbst dem König; und wie stolz war er, als der sie wirklich verzehrte. Später, 1762, war Friedrich einmal in Gera; da sandte der Oberkämmerer Weinich abermals einen Korb Obst für die königliche Tafel hinüber, denn der General von Schenkendorf hatte ihm vertraut, daß dem König die Weintrauben in Naumburg so gut geschmeckt hatten. Am 11. September führte Friedrich II. seine Armee weiter in Thüringen hinein; aber vergebens suchte er den Feinden auf den Leib zu rücken; sie retirierten, und unmutig kehrten die Preußen wieder zur Elbe zurück. Am 6. Oktober kam der Prinz Moritz von Dessau mit seinem Korps, und nach seinem Abzuge brachte jeder folgende Tag neue Durchmärsche, neue Einquartierung. Am 13. Oktober kam

der König selbst mit dem Prinzen Heinrich und dem General von Keith und suchte sein altes Quartier auf. Schon am nächsten Morgen führte er sein Heer in aller Frühe weiter. Nach seinem Abzuge übten die Soldaten, die zurückgeblieben waren, einen Akt der Vergeltung an dem sächsischen General von Rochow, dem früheren Garnisonskommandanten von Naumburg. Bei Pirna hatte er den Revers unterzeichnet, der die sächsischen Offiziere verpflichtete, nicht mehr gegen Preußen zu kämpfen; trotzdem war er in französische Dienste getreten. Nun marschierte ein Kommando Infanterie auf und henkte den General in effigie, indem es sein Bild an den Soldatengalgen auf dem Holzmarkt nagelte. Unter der Karrikatur las man die Worte: „Er hat sich reversiert!"

Noch bis zum 21. Oktober hielt der preußische Feldmarschall von Keith mit der Nachhut Almrich, Pforta, Kösen und Naumburg besetzt. Mit der Rücksichtslosigkeit des Diktators handelte er und erpreßte von der Stadt eine Kontribution von 12,000 Thalern. Hinter ihm zog am 22. Oktober die Avantgarde der Reichstruppen ein, Kürassiere und Infanterie. Da mußte am nächsten Morgen auf den Befehl des Prinzen von Hildburghausen die Schmach öffentlich gesühnt werden, die dem General von Rochow durch die Preußen angethan war. So rückte mit einer Deputation des Rats das Zimmerer- und Maurerhandwerk unter klingendem Spiel nach dem Holzmarkt. Während die Soldaten rings in Parade standen, wurde der Galgen umgehauen und mit dem Bilde verbrannt; die Asche wurde in die Saale geworfen, das Pflaster aufgerissen, die Erde mit Salz bestreut. Eine notarielle Urkunde des gründlichen Justizaktes brachte der Stadtrichter Haßkerl ins Hauptquartier nach Pegau. Am Nachmittage kamen die Franzosen; ihr General Soubise stieg auch am Markt im Schallerschen Hause ab. Die Bürgerquartiere waren überfüllt mit Gästen, deren Sprache der Hauswirt nicht verstand, die sich als Freunde und Helfer brüsteten, durch ihr selbstbewußtes, herrisches Auftreten aber Verdruß und Unmut schufen. So verstrichen dem Bürger die Tage ruhelos und freudlos; er sah Regiment auf Regiment vorüberziehen und hörte unabläßig Bagagewagen, Train und Artillerie durch die Gassen rasseln. Vom 9. September bis weit in den November hinein ist manches Haus



Naumburg an der Saale im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Nach einem Kupferstich mit zugrundeliegender Zeichnung von F. B. Werner. Augsburg, bei Jer. Wolffs Erben. Mit beigedruckten Erklärungen.

1. Schloß Freyburg. 2. Saalefluß. 3. Moritzkirche. 4. Domkirche. 5. St. Othmar. 6. Salzthor. 7. Marienkirche. 8. Rathaus. 9. Stadtkirche. 10. Schule. 11. Frauenthor. 12. Jakobsthor. 13. Viehthor.

I

nicht leer geworden von unwillkommenen Einlagerern; und es geschah da wohl, daß der kleine Handwerker, der endlosen Plage bis zur hellen Verzweiflung überdrüssig, seine Schlüssel dem Magistrat übergab; er mochte nicht länger Hausbesitzer sein. Am 4. November trug der Nordwind den Schall eines starken Kanonierens und Pelotonfeuers herüber. Am Nachmittag des nächsten Tages klang der Geschützdonner näher und heftiger; erst beim Einbruch der Dunkelheit verstummte er allgemach. Da war das Los gefallen. Während die Bürger lauschend nach der Richtung der Kanonenschläge spähten, zerriß der große Friedrich seinen siegesgewissen Feinden alle ihre kühnen Illusionen, und die Reichsarmee mitsamt den Franzosen zerstob am Janushügel bei Roßbach vor dem Stoß der Seydlitzkürassiere und vor dem Schnellfeuer der preußischen Bataillone. Der Rückzug der aufgelösten Armee ging bei Freyburg über die Unstrut. Schon am Abend der Schlacht stürzten erschöpfte Flüchtlinge heran; sie eilten weiter, die Verfolger ihnen dicht auf den Fersen. Am nächsten Morgen sprengten preußische Husaren zum Thore hinein und schossen auf die retirierenden Franzosen. „Unsere Hoffnung“, so schrieb der Bürger in sein Tagebuch, „ist durch diese verlorene Bataille leider in den Brunnen gefallen, und da man sich freilich die wahre Gesinnung gegen das Vaterland hatte merken lassen, so wurden denn nun auch die Preußen anderen Sinnes gegen uns und fingen an, uns feindseliger als zuvor zu behandeln.“ Preußische Infanterie besetzte Naumburg. Friedrich der Große nahm nach der Schlacht im Freyburger Amtshause Quartier; ein Ohm Rheinwein, ein Ohm Pontac, dazu Kaffee und Zucker mußten hinübergeschafft werden. Am 9. November hatte eine Deputation des Rats beim König Audienz; er empfing sie sehr gnädig, versprach Nachsicht wegen der schweren Kontribution und gab sogar eine Anweisung auf 700 Klafter Holz, das die Stadt unentgeltlich aus Kösen holen durfte, um den preußischen Kriegern warme Stuben zu machen. Als die Soldaten am 17. November fortzogen, versicherten die Offiziere, der König habe befohlen, Naumburg mit Einquartierung zu verschonen und das Kommerzium zu schützen. Das klang tröstlich; und nun kam eine Zeit kurzer Ruhe über die Stadt. Im Umkreise sah man meilenweit keine Uniform

mehr. Die Bauern fuhren an den Markttagen wieder Getreide in reicher Menge zu den Thoren ein, die Kornpreise sanken. Wie ein Gotteswunder erschien es, daß die Scheuern gesegnet waren, trotzdem so viele fremde Mäuler ihre Nahrung gefunden hatten. Aber die Aushebungen dauerten fort, und ohne Erbarmen sah sich die junge Kraft des Landes zu den fremden Fahnen geschleppt. Da hob stets ein allgemeines Flüchten unter den kriegstauglichen Bürgerssöhnen an, sobald ein preußischer Offizier nur in Sicht war.

Die sächsischen Patrioten hatten erwartet, daß die Reichsarmee sich die Abwesenheit Friedrichs zu nutze machen und das Land von den Drängern erlösen würde. Am 4. August 1758 nachmittags traf in der That ein kurpfälzischer Lieutenant mit seinen Reitern und einem Transport gefangener Preußen aus Merseburg ein. Es war gerade das Kirschfest der Mädchen, die auf der Vogelwiese zu einer Trommel tanzten. Der unschuldige Klang des kriegerischen Instruments alarmierte die Reiterwache, die am Marienthor postiert war. Plötzlich sah die festliche Menge zwei Husaren mit blankem Säbel heransprengen. Die blindeifrigen Krieger erkannten sofort ihren Irrtum, aber unter die Kinder fuhr ein solch' heilloses Entsetzen, daß sie auseinanderstoben und völlig verschüchtert in die Weite flüchteten. Die meisten konnten erst gegen Abend zitternd zurückgebracht werden. Weiter spürte man in Naumburg nichts von den Thaten der befreundeten Truppen; alle ihre Pläne zerrannen beim ersten Gerücht, daß der Sieger von Zorndorf anrücke. Auch der Überfall von Hochkirch besserte die Chancen des Feldzuges für die Verbündeten nicht. Sachsen blieb wie bisher in preußischer Gewalt. Das Kürassierregiment Horn bezog am 2. Dezember in der Stadt und auf den umliegenden Dörfern die Winterquartiere. Die Kürassiere ergänzten sich aus preußischen Landeskindern. Wie erstaunten die Naumburger, als im Januar 1759 50 Rekruten eintrafen; keine Exekutionsmannschaften hüteten diese Jünglinge; sie desertierten auch nicht; lustig und guten Muts waren sie und dienten ihrem König mit Freuden. Aber die furchtbaren Verluste, die auf den blutigen Schlachtfeldern die Kraft des eigenen Landes hinrafften, nötigten Friedrich II. immer mehr, durch zwangsweise Aushebungen in Sachsen die erforderliche Truppenstärke zusammenzubringen. Im Jahre 1759 mußte ihm

das Land 12000 Rekruten schaffen; davon fielen auf das Bistum Naumburg 315, auf die Stadt 72, auf die Domfreiheit 15, auf das Amt Naumburg und Saaleck 13. Die Ausgaben für einen Mann betrugen über 80 Thaler.

Prinz Heinrich stieß aus seinem Horst mit scharfen Streichen auf die Kaiserlichen vor. Als er am 27. Februar nach Naumburg kam, suchte er das alte Quartier im Schallerschen Hause auf. Leutselig und freundlich erschien er der Ratsdeputation, die ihn willkommen hieß, und gnädig erließ er der bittenden Stadt die Hälfte der geforderten Rekruten. Abermals sah der Bürger den Tag des Heils hinausgerückt, und der ohnmächtige Groll gegen die Fremdherrschaft machte sich in Schmähschriften Luft. Auch in Naumburg fand sich ein Nest, von dem giftige Pasquille ausflogen. Drei Personen, eine Frau und zwei Jünglinge, wurden in Arrest gesteckt und erhielten vom Regimentsauditeur und vom Profoß Urteil und Strafe. Die Frau, am schwersten beschuldigt, wurde bis zwölf Uhr mittags an den hölzernen Esel bei der Hauptwache geschlossen, darauf mit Stockschlägen zum Thor hinaus verwiesen und später ins Zuchthaus nach Waldheim gebracht; die beiden anderen Delinquenten wurden im Rathaussaale öffentlich mit 40 und 20 Stockschlägen gezüchtigt. Am letzten April zog die preußische Garnison aus der Stadt. Den General Horn hatten die Bürger, ob er auch ein Feind war, gern gehabt; als ihm der Rat beim Abschied ein Geschenk von 25 Louisdor überreichte, ließ er das Geld durch den Diakonus Lencke an die Armen verteilen, die vor seiner Wohnung in zwei langen Reihen standen.

Reichsvölker rückten im Sommer heran. Strahlend stieg die Sonne Maria Theresias auf. Leipzig, Torgau, Wittenberg mußten kapitulieren, und als bei Kunersdorf (12. August) Friedrich seine schwerste Niederlage erlitten hatte, ging auch Dresden verloren. Und doch hatten die Patrioten zu früh frohlockt. Am 15. September zogen die Österreicher, die in einem Lager vor dem Salzthore seit Wochen gelegen hatten, aus Naumburg ab. Die Preußen ließen ihre Krallen fühlen. Ein Postreiter brachte am 28. November eine königliche Ordre, die von der Stadt eine Tonne Goldes (100,000 Thaler) für das nächste Jahr forderte.

„Gott sei uns gnädig und helfe uns aus diesem feurigen Ofen!" so begann der Oberkämmerer seine Aufzeichnungen des Jahres 1760. Immer härter und unerbittlicher wurde die Art, mit der die Feinde die rückständigen Kontributionsgelder eintrieben. Da erschienen Offiziere mit Exekutionstruppen und lagerten sich in die Bürgerhäuser und Gasthöfe ein, aßen und tranken nach Herzenslust und Kriegersitte und schafften dem Rat zu alten Schulden neue Auslagen. Die Ratsmitglieder und die Vertreter der Kramerschaft wurden dadurch mürbe gemacht, daß man sie als Geiseln fortschleppte oder in Arrest steckte, bis eine neue Geldquelle zum Fließen gebracht war. Am 13. Februar war ein Offizier mit 18 Kürassieren in Naumburg von österreichischen Husaren überfallen. Der preußische General von Vandemir warf den Einwohnern vor, den Überfall veranlaßt zu haben, und verlangte eine Entschädigung von 1462 Thalern. Dazu kam ein königlicher Befehl, der einen Ersatz der Mannschaften und Pferde forderte und drohte, die Stadt sollte abgebrannt werden dem ganzen Sachsenlande zum Spektakel. Als bald darauf das ganze Kürassierregiment in Zeitz von den Österreichern überrumpelt und zersprengt wurde, kündigte ein königlicher Flügeladjutant dem Rat an, daß er 5000 Thaler zur Herstellung dieses Regiments zu zahlen habe. Da warf mancher Bürgersmann das Gefühl von sich, das ihn an die heimische Scholle band, und zog aus, das Glück in der Ferne zu finden. Manche Werkstatt stand still und leer, und das größte Handelshaus, die Firma Schweitzer, „das Leben von Naumburg", suchte sich einen günstigeren Platz. Denn auch der leise genährten Hoffnung, daß die mächtige europäische Koalition mit zermalmender Schwere endlich doch den kleinen Staat Preußen zerdrücken müsse, blieb die Erfüllung versagt. Mit ungebeugter Stahlkraft begann Friedrich den neuen Feldzug, warf bei Liegnitz und bei Torgau seine Gegner zu Boden. Am 8. Dezember rückten zwei preußische Infanterieregimenter ein; ihnen voraus flog die Hiobspost, daß der König für das nächste Jahr von der Stadt 150,000 Thaler heischte. Es war vergebens, daß eine Deputation zum König selbst eilte, als er auf seiner Fahrt nach Leipzig in Zeitz Rast hielt; er ließ die Abgesandten diesmal gar nicht vor; auch ein schriftliches Gnadengesuch blieb ohne Erfolg. Erst im April konnte die Kontribution abgeliefert

werden. Das Jahr 1762 brachte den üblichen preußischen Neujahrsgruß; außer Fourage, Pferden und Rekruten forderte Friedrich von der Stadt diesmal wieder 100,000 Thaler. Noch ehe die Summe bezahlt war, bürdete eine neue Kabinettsordre den Naumburgern für das Jahr 1763 die höchste Rate, 200,000 Thaler, auf. Da blickten die Bürger mit fiebernder Sehnsucht nach dem Frieden aus. Er mußte nahe sein. Man ahnte es aus der nervösen Art, mit der die Preußen die Kontributionsgelder zusammenzuraffen suchten. Sie begannen schon ihre Forderungen um ein Bedeutendes zu ermäßigen unter der Bedingung, daß die Stadt die geringere Summe sofort zahlte. Aber nun hielten die Naumburger ihre Taschen erst recht fest zu. Alle Geldbriefe, die mit der Post einliefen, wurden mit Beschlag belegt, des Abends die Kassenbestände der Kramer revidiert und konfisziert. Als alle Pressuren nichts helfen wollten, ließ der Major von Riswizky die Kramergewölbe schließen und versiegeln, die Waren aus den Speichern nehmen und zum Fortschaffen verpacken. Schon standen auf dem Markte die beladenen Wollwagen in zwei Reihen aufgefahren, schon spannten die Preußen die Pferde an, da gaben die hartnäckigen Kramer, die nun den Ernst der Situation sahen, nach und bequemten sich zur Barzahlung und Auslösung des gepfändeten Gutes. Als dann am 10. Februar publiziert wurde, daß vom nächsten Tage an alle öffentlichen Steuern wieder dem Kurfürsten zufließen sollten, da wußte man, daß nun der Krieg zu Ende war. In der That hörten mit diesem Datum alle rückständigen Lieferungen und Kontributionen an Preußen auf. Am 16. Februar, einen Tag nach der Unterzeichnung der Friedensverträge von Hubertusburg, verließen die preußischen Neuwied-Grenadiere, die sich während des Winters von den Strapazen des Feldzuges in Naumburg erholt hatten, unsere Stadt, und als ihre Trommeln in der Ferne verhallten, ging es durch alle Gassen wie ein Jubelruf aus aufatmender Brust, wie ein Freudenschrei der Genesung von siebenjähriger Leidenszeit.

Wie früher im Völkerkriege des siebzehnten Jahrhunderts, so war auch jetzt die geographische Lage dem sächsischen Kurfürstentum zum Verhängnis geworden; hier hatte der Krieg begonnen, hier hatte er geendet; die Folgen der siebenjährigen Not spürten in Stadt und Land noch Kind und Kindeskind. Überall mußte der Aufbau von Grund

aus beginnen. Eine staatliche Restaurationskommission, die schon 1762 eingesetzt war, beschäftigte sich mit der Frage, wie dem gesunkenen Wohlstand der sächsischen Städte wieder aufzuhelfen sei. Am 8. August 1763 ordnete sie die Beantwortung von 15 Fragen an, die sich auf die Haupterwerbsquellen der Bürgerschaft, auf den Rückgang der Manufakturen, auf das Brauwesen, auf die Polizeiwirtschaft und auf die Anzahl der wüsten Stätten in jedem Stadtbezirk bezogen. Es fehlte also der Regierung nicht an dem guten Willen, das Land einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen, aber zunächst war doch der Bürger auf sich allein gestellt; mit verdoppeltem Fleiß und bescheidener Lebensführung mußte er sich allmählich aus der üblen Lage herausarbeiten, in die ihn eine langjährige blinde, unfähige Staatsleitung gestoßen hatte.

Am 21. März feierte die Stadt Naumburg mit dem ganzen Sachsenlande das Friedensfest. Vom Wenzelsturme herab grüßte das Lied „Nun danket alle Gott!" den jungen Tag; und als der Wächter die Stadtthore aufschloß, läutete ein neues Glöcklein zum ersten Male. Vor 4 Wochen war das alte zersprungen; nun trug das neue die Inschrift: „Ich sprung vor bangem Kriegsgeschrei, am Friedensfest erschien ich wieder neu." Aus allen Gassen wallte die andächtige Menge zum alten Gotteshaus, um mit derselben Inbrunst die dankbaren Herzen zu erheben, mit der vor vier Menschenaltern ein vergangenes Geschlecht seine Errettung vom letzten Verderben gefeiert hatte. Und hatte auch lange Kriegsnot das Geld haufenweis zum Lande hinausgefegt, es fiel doch in die Becken an den Kirchenthüren manch' klingende Münze, die barmherzige Hände zum Aufbau der abgebrannten Städte Zittau, Görlitz, Bautzen und Dresden beisteuerten. Mit dem thränenreichen Gejammer der Preußenzeit will nun allerdings die bunte, lärmende Festlust nicht zusammenklingen, die an den folgenden drei Tagen tobte. Da zogen 10 reitende Postillone, von ihrem Postmeister geführt, durch die Straßen; die Schützenkompagnieen zu Roß und zu Fuß folgten und ließen mit Pauken und Trompeten ihr Vivat erklingen, und die Hauptleute überreichten auf dem Rathaus ein Friedenskarmen. Auch die Vorstädter marschierten im festlichen Aufzug herbei, und am Abend ritten bei Fackellicht die Handlungsdiener und Kramersöhne in grün-

roter Uniform mit neugestifteter seidener Fahne durch die Stadt. Der Rat wurde von der Kramerinnung im Residenzhause mit dem größten Überfluß traktiert. Noch zwei Tage lang feierten die Einwohner mit Tanz und lustigem Gelage die Wiederkehr ruhiger Zeiten.

Unsere Stadt zählte im Jahre 1765 6987 Einwohner, die sich auf 1089 Häuser verteilten. 59 Wohnstätten lagen wüst. Innerhalb der Ringmauer wohnten im Herren-, Marien-, Jakobs-, Vieh-, Neu- und Salzviertel 4027 Personen, außerhalb in der Michels-, Moritz-, Mädergasse, in den neuen Gütern und auf dem Galgenberg 776. Nur diese 4803 Köpfe gehörten unter die Jurisdiktion des Rats, die anderen standen rechtlich unter dem Domkapitel (362), unter der Domfreiheit (1044), unter dem Amt Pforta (52) und unter dem Amt Naumburg (726). 19 Advokaten, 6 Ärzte, 3 Apotheken fand man in der Stadt. Von den kurfürstlichen Beamten stand der Kreiskommissar am höchsten. Das Domkapitel war aus 22 adligen Herrn gebildet, von denen aber nur vier in Naumburg wohnten. Die Stadtregierung hatte sich in alter Zeit aus drei Ratskollegien zusammengesetzt; im Jahre 1698 (4. Mai) aber hatte der Administrator Moritz Wilhelm dieselben auf zwei reduziert, indem er damit den Wünschen entsprach, die ihm von den Gassenmeistern und von der Bürgerschaft entgegengebracht waren. Jedes der beiden Kollegien, das regierende und das quieszierende, bestand jetzt aus acht Personen, einem Oberbürgermeister, einem Unterbürgermeister, einem Oberkämmerer, einem Unterkämmerer, einem Stadtrichter und drei Assessoren. Dazu trat als neuntes Mitglied der Stadtsyndikus, der dauernd im Amte blieb. Jedes der sechs Stadtviertel war durch einen Rechenherrn und einen Gassenmeister vertreten. Erst 1798 wurde durch eine Verfügung der Stiftsregierung (12. Januar) das Direktorium beider Ratskollegien in die Hand eines einzigen Oberbürgermeisters gelegt, der nun ohne Unterbrechung den Vorsitz im Stadtregiment führte.

Wer seinen Blick zurückwandern ließ in die mittelalterliche, reiche und kraftvolle Vergangenheit des Bürgertums, dem mußte die Stadt jetzt den trüben Eindruck eines alternden und verarmten Gemeinwesens machen. Der einzelne und die Gesamtheit, Stadt und Stift waren verschuldet, und es dauerte lange (1787), bis die lastende Wucht der

städtischen Kriegsschulden gehoben war, noch länger, bis die kleinen Bürger die rückständigen Steuern der Kriegszeit an die Stadt abtragen konnten. Da seufzte der Einwohner unter dem Hochdruck der mannigfachen Lasten, der Quatembersteuer und Steuerschocke, der Generalaccise, des Mahlgroschens und der Fleischsteuer, der Landaccise, der Tranksteuer, der Personensteuer, des Feuerwach-, Almosen- und Wassergeldes, des Geschosses und Erbzinses, der Kirchen- und Kriegssteuern, der Beiträge zur Feuerassekurationskasse und vieler anderen Verpflichtungen. Traurig war es, auf dem Rathause in einer ganzen Reihe die Schlüssel der Häuser hängen zu sehen, die von ihren Eigentümern der unerschwinglichen Abgaben wegen verlassen waren.

Noch beschäftigten auch in der Stadt Viehzucht, Ackerbau und Weinbau viele Hände; und es war doch ein Sonnenblick in dunkler Kriegszeit gewesen, daß gute Getreide- und Traubenernten Scheuer und Keller gesegnet hatten. Die Naumburger Flur aber hätte nicht ausgereicht, auch nur ein Drittel der Bevölkerung mit Brot zu versorgen, wenn man nicht an die Stelle der veralteten Weidewirtschaft die Stallfütterung gesetzt und die Felder mit jährlich wechselnden Getreidearten bebaut hätte. Da außerdem die umliegenden Dörfer ihren Zins an das kurfürstliche Amt und an das Domkapitel in Korn entrichteten, so war auch in den großen Teuerungsjahren 1770 und 1771 die Getreidenot in Naumburg leicht zu ertragen. Der Durchschnittspreis des Roggens war im 18. Jahrhundert 2 Thaler; im Jahre 1771 aber stieg der Scheffel in Dresden auf 9 Thaler, im Gebirge sogar auf 14 Thaler. Zahlreicher als vor einem halben Jahrhundert sah der Spaziergänger draußen vor den Thoren den Acker in Krautland verwandelt; sorgsam baute da der Städter selbst seine Küchengewächse, mit denen ihn früher die Gärtner aus Halle und Erfurt versorgt hatten.

Am besten offenbarte sich die Bedeutung der alten Meß- und Handelsstadt immer noch im Kaufmannsstande. Die Kriegszeiten, weit entfernt, das Lebenselement Naumburgs zu ersticken, hatten trotz aller Pressuren gerade Handel und Wandel noch einmal flott gemacht und in eine muntere Strömung hineingetragen. Bei seiner Invasion hatte Friedrich II. sofort die Peter-Paulsmesse unter seinen ausdrücklichen Schutz gestellt, und da er außerdem den Kaufleuten gegen die sonst berüchtigte Rück-

sichtslosigkeit und Zudringlichkeit der preußischen Werber Gewähr geleistet hatte, war eine Menge von Fremden herbeigezogen und hatte der Einwohnerschaft und der Stadt tröstlichen Gewinn gebracht. Das Kommerzium war außerordentlich florissant, — notiert ein Kramer — alle Fabriken und Handwerker hatten vollauf zu thun. Die preußischen Soldaten hatten mit den Bürgern sehr „komportable" gelebt; und weil der leichte Kriegsmann dem Genuß des Augenblicks freigebig Tribut zu zahlen geneigt ist, so war durch die vermehrte und mannigfache Konsumtion dem bürgerlichen Nährstande manch' guter Verdienst zugeflossen. Selbst aus der elenden Münzdepravation, dem Unfug der „Ephraimiten", hatten geriebene Spekulanten profitiert; die mit kursächsischem Stempel von Ephraim geschlagenen Achtgroschenstücke verloren derart an Wert, daß eine Summe von 100 Thalern, welche 1757 in Naumburg 95 Thaler galt, 1763 auf 37 Thaler hinunterging.

Die Friedenszeiten, die den Geschäftsverkehr der Stadt auf sein ruhiges Geleise zurückschoben, brachten dem Kramerstande nur herbe Enttäuschungen. Eine Statistik des Jahres 1763 zählt die für unsere Begriffe geringfügige Zahl von 20 großen, mittleren und kleinen Materialhandlungen auf, 4 Ausschnittgeschäfte, 1 ansehnliche Strumpffabrik, 1 Nähfaden- und Garnhandlung. Die singuläre Stellung, die Sachsens Handel und Gewerbefleiß einst errungen hatten, war erschüttert; auch die Naumburger Kaufleute empfanden bitter den stark verminderten Absatz. Der Export begann zu stocken, da die Nachbarländer sich durch Zollschranken absperrten, auch wohl aus eigener Kraft die Manufakturen erzeugen lernten, die sie bisher aus dem Kurfürstentum teuer bezogen hatten. Namentlich den angrenzenden gothaischen, weimarischen und reußischen Gebieten gelang es, sich elastisch zu glücklicher Konkurrenz aufzuschwingen. Die große Anzahl der Bankerotterklärungen innerhalb der Naumburger Kaufmannschaft bezeugt am treffendsten den flauen Gang des kommerziellen Lebens. Im Jahre 1784 verließen 6 Kramer die Stadt aus Mangel ausreichenden Verdienstes. Eine Enquête (1782) ergab, daß alle Kramer ohne Ausnahme ihren Umsatz als klein, unbedeutend oder gering definierten. Die meisten betrieben das Geschäft mit einer Magd und ein paar Lehrburschen; die wenigsten Firmen hielten einen oder zwei Handlungsdiener; nur das Haus Holderieder

zählte drei. Über Sachsens Grenze hinaus hatte allein noch die Materialwarenhandlung ihr kaufmännisches Renommee verbreitet, die Gottfried Wilhelm Schweitzer, der einzige marchand en gros, 1690 gegründet hatte. Die Warenausfuhr, die in weitere Ferne ging, beschränkte sich auf gebleichte Leinwand, ordinäre Landtuche, wollene Strümpfe, plauensche Nesseltuche und façonnierte gestreifte oder glatte Baumwolle. Der Vertrieb des Naumburger Bieres hatte ganz aufgehört. Das Meßgebiet war auf einen Umkreis von 10—12 Meilen eingeschnürt, Russen und Siebenbürger ließen sich gar nicht mehr blicken; und standen die Getreidepreise im Lande niedrig, so blieb auch der sparsame Bauer mit seinem Gelde daheim. Die Peter-Paulsmesse war zu einem größeren Jahrmarkt degradiert; und man gewahrte auf ihr mehr Störche als Frösche.

So hatte der aufmerksame Beobachter seiner Zeit den Eindruck, daß drei Viertel seiner Mitbürger nur sehr kümmerlich im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot aßen. Da forderte die Not eine bedürfnislosere Umformung der Lebensweise. Oft wurden die Unterthanen auf das Beispiel der kurfürstlichen Familie hingewiesen; hier hatte, seit die Verbindung mit Polen zu Ende und Brühls unseliges Regiment beseitigt war, die einfache Soldatenuniform die kostbare Hoftracht verdrängt, und die Kurfürstin Maria Antonia liebte es, mit ihren Hofdamen sich in sächsisches Wollenzeug zu kleiden. Das klang sehr rührend; aber die Mode schielte doch lieber nach Paris und mochte auf Reifröcke, Haarbeutel, Zöpfe, auf Puder und Schminke nicht so schnell verzichten. Ein zeremoniöser Ton des Verkehrslebens entsprach der steifen Tracht; selbst das innerste Gefühl wagte nur in geschraubter, rhetorischer Form das Licht des Tages zu streifen. Mürrisch sonderte sich der pedantische Bürgersmann und klagte, daß die altväterliche Zucht dahinschwand und neue Manieren ins Land schlichen, die er nicht verstand. Tanzgesellschaften und Bälle kamen in die Mode, lockende Lichtpunkte des geselligen Lebens. Die elegante Welt des Adels und der Honoratioren atmete die Luft der galanten Zeit in durstigen Zügen. 1766 lud der Rat die Offiziere des Xaverschen Regiments und die Noblesse der Stadt zu einem Ball und bewirtete die Gäste freigebig in seinem Saal; die Ratsherrn aber und die Doktores und die Graduierten und die Kauf-

leute mußten das Billet mit 12 Groschen bezahlen. Als in demselben Jahre der Oberst von Karlsburg auf dem Rathaus eine Maskerade veranstaltete, erregte das doch im alten strengen Naumburger Bürgerherzen gewaltigen Aufruhr, daß selbst die Prediger von der Kanzel gegen solche Bacchanalien eiferten, bei denen die Gäste „sich ihres von Gott und von der Natur erhaltenen Angesichts schämten und unerkannt ihren Leidenschaften genüge thaten." Harmlos aber und bescheiden waren die Genüsse, denen der ehrsame Sinn der bürgerlichen Einwohnerschaft zugewandt war. Wer unbeschäftigt ging, lenkte gern seine Schritte zum Postgebäude auf dem Weingarten, betrachtete aufmerksam die fremden Passagiere und lauschte auf neue Nachrichten; oder er schlenderte über den Markt zur Apotheke, wo die gelehrten Herrn zur Mittagszeit Einkehr hielten, um mit der Dose in der Hand über die politischen Händel der Welt zu disputieren und bedächtig ein Gläschen Aquavit zu trinken. Am schönen Nachmittage wandelte der Hausherr mit Weib und Kind durchs Jakobsthor hinaus zum Kaffeegarten, schlürfte unter den wohlbeschnittenen Bäumen den Trank, der damals schon dünn und verfälscht war, und blies nachdenklich aus der holländischen Thonpfeife oder aus dem feineren Maser- und Meerschaumkopf den Rauch in die Luft. Wer für Humanität und Kosmopolitismus glühte, fand in der Loge zu den drei Hammern gleichgesinnte Freunde, die 1749 gegründet war. Der musikalisch-dramatischen Kunst, die vom Dresdener Hof ihre Kreise übers ganze Sachsenland zog, hatte schon der Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz in Naumburg an der Stelle des jetzigen Präsidentenhauses ein Opernhaus bauen lassen. Das war 1716 abgebrannt; erst am Ausgang des Jahrhunderts wurde auf dem Ratsbauhofe ein neues Komödienhaus errichtet. Was hier ein anspruchsloses Geschlecht einst berauscht und gerührt hat, das mag uns heute als dürftiger, manierierter Kram erscheinen; aber die Zeit war doch nicht mehr fern, da Mozarts Opern das Ohr entzückten und das Volk, hingerissen von der Welt des schönen Scheins, dem Besten lauschte, was das Schöpfungswort seiner großen Dichter zum Leben rief.

Um das Gartenhaus des Oberkämmerers Sonnenkalb vor dem Jakobsthore zogen sich bunte Tulpenbeete und beschnittene Taxushecken im Geschmack des Rokoko. Das galt als Rarität, bis eine neuere

Zeit dem nüchternen Bürger die Freude an Obst- und Ziergärten weckte. Seit undenklichen Tagen lag der Galgenberg als eine von vielen Wasserrissen durchschluchtete Wüstung da, auf der die Schafe des Fleischergewerbes ihr Futter suchten. Nach dem siebenjährigen Kriege aber ließ hier auf einem erpachteten Stück, dem Viehthor gegenüber, der Oberst von Karlsburg durch seinen Regimentsfeldscher Trumpff den ersten Lustgarten pflanzen. Damals lernten die Gassenmeister den verkannten Bodenwert des Hügels schätzen; sie ließen 1765 die Trift urbar machen und verdingten die Parzellen, die bald eine reichliche Hafer- und Kornernte gaben. Die Wasserrisse wurden mit Kirsch- und Pflaumenbäumen besetzt. Auf der Höhe legte 1773 der Regimentskommandeur de Gonde einen Obstgarten mit Laubhütten, Hecken und Brunnen an, und aus dieser Pflanzung ist dann seit 1796 auf die Anregung der Gassenmeistervorsteher Knauth und Vogel jener herrliche Bürgergarten erwachsen, der heute die Freude und der Stolz der ganzen Stadt ist. Gern ließ der Naumburger von der Anhöhe seine Augen nach den Bergen hinüberschweifen, die weingeschmückt seine Heimat umgaben, und das Herz ging ihm auf, wenn er der Reben gedachte, die, in längst vergangenen Tagen von rühriger Mönchshand gepflanzt und durch eine lange Kultur veredelt, auch einen Gellert begeistert hatten. An sonnigem Herbsttage füllte die kleinen Weinbergshäuser gastliche Geselligkeit, wie sie das seltsame steinerne Fremdenbuch an den Rebenhängen bei Großjena verewigt hat. Die Naumburger wußten auch, daß man nur in ihren eigenen Kellern die Güte des Weins loben konnte, denn die Ausschenker bezogen den wohlfeileren Most aus den umliegenden Dörfern. Der rote wurde erst seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts stärker angepflanzt, als man seine heilsame Wirkung bei der großen Ruhr erprobt hatte. Noch beliebter wurde er dann durch die Franzosen, die ihn im siebenjährigen Kriege bevorzugt und teuer bezahlt hatten. Allein fern von der Heimaterde stand das Naumburger Gewächs nicht im besten Ruf; man mußte ihm, wenn es nach Leipzig oder anderswohin geführt wurde, „eine andere Uniform anziehen und durfte seinen Namen nicht nennen.“

Nicht nur in die Kinderschar fuhr die Aufregung, wenn ein Trupp fremdartiger Leute im Gasthofe zum Harnisch mißgestaltete Geschöpfe

und merkwürdige Tiere eines anderen Erdteils zur Schau stellte, auch der Erwachsene schenkte dem Leoparden und dem Pelikan seine Beachtung und bestaunte die schwarze Kuh, die zwei Rehfüße hatte, und bewunderte den Biber, den ein Grochlitzer Fischer gefangen hatte. Auch die öffentlichen Akte der peinlichen Justiz nahmen das Interesse der ganzen Stadt in Anspruch. Am 17. Mai 1765 führte man mit dem feierlichen Aufgebot aller Formalitäten eine Ehebrecherin und Kindesmörderin vom Leben zum Tode. Fünfzig Mann der Bürgerkompagnie, zwei Prediger und die Kurrendeschüler geleiteten die arme Sünderin aus dem Thainburggefängnis zum Markt; hier standen 20 Bürger unter Gewehr; 50 Mann aus der Vorstadt, der die Frau entstammte, kamen hinzu. Auf dem Holzmarkt erwarteten den Zug 100 Amtsbauern. Dort wurde das Halsgericht gehalten; dann gings zum Rabenstein, wo die Delinquentin endlich mit dem Schwerte enthauptet wurde. Es war das letzte Mal, daß der Spuk einer Hinrichtung die schauerliche Stätte umschwebte; am Galgen droben auf dem Wetthügel hatte schon vor 10 Jahren das letzte Opfer gehangen.

*　　*
*

Die Zeit, die von der Allongeperücke bis zum preußischen Zopf reicht, war abgestorben. Galgenberg und Rabenstein mit ihrer grausen Mystik bezeichneten einen Standpunkt, der überwunden war. Neue Ideen kamen über den Rhein herübergewirbelt mit lautem Trommelschlag und regten auch in der Masse, die still und stumpf in enger Bequemlichkeit vor sich hinlebte, hie und da kühne Hoffnungen, phantastische Wünsche. Aber die alte Eingewöhnung in ein patriarchalisches Fürstentum ließ auf sächsischem Boden keine raschen Thaten reifen. Von seinem beschaulichen Beobachterposten aus folgte der Städter den Ereignissen, die sich am westlichen blutgeröteten Horizont leidenschaftlich wild überstürzten, dem jähen Fall eines alten, geheiligten Königtums,

der Arbeit der Guillotine, den wunderbaren Siegen eines neuen Schlachtengottes.

Rüttelten kühne Gedanken einer neuen Zeit auch an dem Stillleben des Naumburger Bürgers, so mochte er doch Fried' und Friedenszeiten preisen und die Tage der Gegenwart loben, die für ihn ein reichliches Maß von Sonnenschein und Segen bargen. Das neunzehnte Jahrhundert führte noch einmal verheißungsvoll einen flüchtigen Schimmer von Glück und Jugend über das Leben der alternden Handelsstadt herauf. Infolge lästiger Maßnahmen der preußischen Regierung zog sich ein beträchtlicher Teil des Meßverkehrs aus Frankfurt a. d. Oder nach Naumburg. Damals entfloß einer sehr optimistischen Feder das Büchlein „Naumburgs Wiederaufblühen, gefeiert von einem biederen Sachsen". Die alte Peter-Paulsmesse, die vier Wochen währte, ward noch einmal die hohe Zeit. Bunte Trachten des Orients mischten sich in das lärmende Gewühl des Marktes; russische, polnische Kaftanjuden zogen in Scharen herbei. Im Jahre 1800 stellten die letzteren allein 800 Pferde ein, und den Wert der Waren, die sie einkauften, schätzte man auf eine Million Thaler. Im folgenden Jahre brachte ein Adreßbuch die Namen der Handelsherrn, die einen Meßstand hier inne hatten; es waren 20 einheimische und 231 fremde. Hamburger, Leipziger, Dresdener, Chemnitzer, Greizer, Geraer, Berliner, Nürnberger Firmen waren reich vertreten; 13 englische Häuser legten Manchesterzeuge, bedrucktes Musselin und Kattun aus; 6 Franzosen handelten mit Battist, Seide und Gaze. Das war damals, als Professor Leonhardi in seiner Erdbeschreibung Leipzig und Naumburg als den Mittelpunkt alles sächsischen Handels bezeichnen durfte. Den kaum erstarkten Handel hetzten aber bald die napoleonischen Kriegswirren wieder zu Tode.

Das Jahr 1806 machte allen Friedenshoffnungen, die Preußen und Sachsen an das Neutralitätssystem der norddeutschen Staaten geknüpft hatten, ein schnelles Ende. Von Preußens Einfluß fortgerissen, setzte der Kurfürst am 12. September sein Heer auf Kriegsfuß. Aber die sächsische Politik nahm von vornherein die mürrische Miene eines widerwillig Getriebenen an, und auch Napoleon liebte es, Sachsen als das Opferlamm seines mächtigeren Nachbarn zu bezeichnen. Der Weg

nach Berlin führte die Franzosen von Franken über Thüringen, und es war also wieder die geographische Bedeutung, die unsere Gegend zum Schauplatz der Kriegsereignisse prädestinierte. Am Ende des Monats September stand die preußische Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig in der Bogenlinie Querfurt, Naumburg, Weißenfels. Da lärmte in unserer Stadt, die seit einem halben Jahrhundert den Krieg nicht gesehen hatte, das Treiben eines bunten Heerlagers. Als dann gar der umständliche Apparat des preußischen Hauptquartiers sich entwickelte, als Generäle und Stabsoffiziere einritten und Adjutanten durch die Straßen jagten, da wußte der Bürger, daß seine Mauern zur Werkstätte großer Pläne und Thaten geworden waren. Am Abend des 23. September sah man den König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin einziehen. Um das alte Residenzhaus legte sich noch einmal der Glanz eines fürstlichen Hoflagers; unter den Linden tönten des Mittags zur Paroleausgabe die Klänge der preußischen Wachtparade, und manch' neugieriges Auge strebte dann, die schöne Königin Luise oben am Fenster zu erspähen. Ein rheumatisches Leiden plagte sie, sodaß sie den Kopf meist umhüllt trug; aber wer das Glück ihrer Nähe gespürt hatte, war von der anmutigen Schönheit und der Liebenswürdigkeit der hohen Frau schwärmerisch entzückt. An sonnigen Nachmittagen sah man sie in der Kutsche hinausfahren; sie trug dann ein weißes Kleid und einen Hut, den Kornähren und Cyanen schmückten. Ihre Ausflüge führten sie zweimal zu der Anhöhe, die sich jenseits der Saale über der Henne erhebt. Die Erinnerung trieb sie, diese Stelle aufzusuchen, an der sie vor 7 und 13 Jahren behaglich gerastet hatte (1793, 1799). Lächelnd sah sie die naive Neugier des drängenden Volkes und rief: „Ei, ihr Leutchen, was lauft ihr mir denn so nach? Ich bin ja auch weiter nichts als eine Soldatenfrau!“ Wer heute von jener Stelle, die durch einen Denkstein bezeichnet ist, hinübersieht über die grünen Wiesengründe zu den hohen Türmen der Stadt, der denkt daran, daß auch Preußens schönste Königin einst an der freundlichen Aussicht ihre Freude fand.

Als die verbündete Armee sich weiter westwärts schob, verließ auch der König mit der Königin am 4. Oktober morgens 7 Uhr die Stadt. Ein Teil des Pontontrains und die Feldbäckerei blieb in

Naumburg stehen. Da brachten am 11. Oktober flüchtende Soldaten, Sachsen und Preußen, die aufregende Nachricht, daß tags zuvor im Saalfelder Defilee die Avantgarde des Hohenloheschen Korps unter dem Prinzen Louis Ferdinand geschlagen und zersprengt war. Auch das Naumburger Regiment Prinz Xaver war am Gefecht beteiligt gewesen. Der preußische Train, für den keine Deckung zurückgeblieben war, verließ am 12. Oktober eiligst die Stadt und brachte von 51 Pontons 29 in Sicherheit. Hinter den Retirierenden sprengten am Nachmittage um 4 Uhr französische Chasseurs heran; einer von ihnen fiel vor dem Salzthor, durch einen Schuß getötet, der aus der Stadt kam. Am Abend rückte die Avantgarde Davousts ein, und am nächsten Tage kam der General selbst mit Bernadotte, Murat und Bertrand. Er nahm im Scheffel, die anderen nahmen im Residenzhause Quartier. Um die Stadt im Halbkreise kampierten bis nach Kösen hin die französischen Soldaten. Die betäubende Schnelligkeit der feindlichen Operationen zerriß die Kriegspläne der Verbündeten. Aus ihrem beabsichtigten Angriff wurde ein Rückzug. Sie drängten zur Unstrut, da die Hauptstraße nach Berlin durch die Besetzung Naumburgs gesperrt war. Am 14. Oktober schon brach das Verhängnis vernichtend herein. Um 3 Uhr morgens erhielt Davoust Napoleons Befehl, dem Feinde in den Rücken zu fallen. So führte er in aller Frühe seine Truppen von Naumburg über Kösen nach Hassenhausen und verriegelte hier der preußischen Hauptarmee ihre Rückzugslinie durch den blutigen Sieg von Auerstedt. Und zu derselben Stunde sprengte der Kaiser selbst das Hohenlohesche Korps, das den Abzug der Preußen decken sollte, bei Jena in Trümmer. Der Kanonendonner von Hassenhausen dröhnte nach Naumburg herüber, und während noch die Einwohner auf den Ausgang des Kampfes lauschten, kamen beim Einbruch der Dunkelheit die ersten traurigen Zeugen des Krieges, blessierte Franzosen und gefangene Preußen. Am Tage vorher hatte der Rat eine gedruckte Proklamation Napoleons an die Stadtthore heften lassen, die die Franzosen als Befreier Sachsens vom preußischen Joch erscheinen ließ; der geängstigte Bürger durfte daraus Trost und Beruhigung schöpfen. Am 17. Oktober nachmittags viereinhalb Uhr wurde das kaiserliche Hauptquartier nach Naumburg verlegt. Die stolze Garde mit den

hohen Bärenmützen marschierte auf; und dann kam er selbst mit der glänzenden Suite seiner Generäle, der Kaiser. Auf einem weißen Rößlein ritt er und trug die schmucklose grüne Uniform unter dem grauen Überrock und den kleinen weltgeschichtlichen Hut. Vor dem Residenzhause stieg er ab. Da eilten der Amtsverwalter Thränhart und der Ratsassessor Pinder zu ihm und überreichten eine Schrift, in der sie um Schonung für die Bürgerschaft baten. Hatte doch der General Davoust gedroht, die Stadt wegen der Ermordung jenes französischen Chasseurs einäschern zu wollen; derselbe Davoust, der das benachbarte Dorf Prießnitz hatte ihn Asche legen lassen auf den bloßen Verdacht hin, daß einer seiner Soldaten dort erschlagen war. Das Bangen der Naumburger war eitel; Napoleons Courtoisie gegen Sachsen schloß eine überstrenge Maßregel aus. Der Gewaltige überflog das Schriftstück, that einige Fragen nach der Größe der Stadt, nach den Heerstraßen, die ihn auf Berlin zu führen sollten, und entließ nach zwei Minuten die Abgesandten. Am 18. Oktober ritt er von dannen auf Merseburg zu. Keine der trüben Erscheinungen, die das Gefolge eines unglücklichen Krieges im Kriegslande sind, blieb der Bürgerschaft in den nächsten Wochen erspart: Die Häuser voll von Soldaten, die den herrischen Übermut des rücksichtslosen Siegers zeigten, die Preise der Lebensmittel gesteigert, die Läden geschlossen, der Post- und Handelsverkehr auf den Landstraßen gehemmt. Alle öffentlichen Gebäude, die Hospitäler, der Bürgergarten, das Schützenhaus, der Dom, die Wenzelskirche, selbst die Spritzenhäuser, alle waren in Lazarette verwandelt. Um das traurige Schicksal der Verwundeten zu lindern, dem empfindlichen Mangel an Betten, Eßgeschirr, Leinwand und Verbandstoffen abzuhelfen, forderte der Rat gemeinsam mit französischen Kommissaren die Einwohner zum edlen Wettstreit in der Barmherzigkeit und Opferfreudigkeit auf. Über 8000 wunde Krieger lagen damals in Naumburg; und dabei dauerten die Durchmärsche der französischen Korps, die sich die preußische Hauptstadt zum Ziel setzten, noch immer fort.

Aus den Fremden und Feinden wurden Freunde und Kampfgenossen. Am 11. Dezember schloß der Kurfürst Friedrich August Frieden; er trat in den Rheinbund ein und nahm aus den Händen des Imperators die sächsische Königskrone. Nach Naumburg rückte das

sächsische Infanterieregiment Öbschelwitz; der Oberst von Ziski übernahm als Kommandant die Verantwortung für die Ruhe und Ordnung. Durch Maueranschläge warnte er vor Exzessen, und durch Patrouillen und Wachen hielt er im Verein mit französischen Gendarmen die öffentliche Sicherheit aufrecht, die in der bewegten Zeit nicht selten von brutalen Übergriffen der fremden Soldaten gefährdet war. Vom 12. Oktober 1806 bis zum 31. Januar 1807 haben die Bürger 101,700 Mann Einquartierung verpflegt und die Plünderungsschäden und Requisitionen auf 297,953 Thaler berechnet. Der sächsische Staat beugte sich in würdeloser Weise unter den Despotismus des Kaisers. Die Worte, mit denen die Leipziger Zeitung ihren Lesern die Rangerhöhung Sachsens mitteilte, „Hoch lebe Napoleon, der großmütige Wiederhersteller des sächsischen Königtums!", drückten auch die Gesinnung der Naumburger Bürgerherzen aus. Am 23. Juli berührte der Kaiser auf seiner Rückkehr von Tilsit unsere Stadt. Die Glocken läuteten von allen Türmen, als er mit Murat einfuhr, von seinen Leibmamelucken und sächsischen Dragonern eskortiert. Durchs Jakobsthor, wo die Schützen mit Fahne und Musik paradierten und ihr Vive l'empereur riefen, eilte er auf den Markt. Der Magistrat und die Geistlichkeit begrüßten ihn hier. Ein Ratsherr hielt mit den Worten „Sire, voilà le représentant de la postérité" ein lockiges Kind empor, das dem Kaiser einen Lorbeerkranz bot. Der Gewaltige nahm das Geschenk aus der Kinderhand mit gnädigem Lächeln; dann zogen die frischen Pferde an, und er jagte von dannen. Die Anstalten, die man für sein Mittagsmahl getroffen hatte, waren vergeblich gewesen. Unter den würdigen Männern, die, gleichgültig gegen die große débâcle des deutschen Vaterlandes, Napoleon mit dem Sinnbild unsterblichen Ruhms begrüßt hatten, stand auch der Prediger von Sct. Othmar, der Magister Staps; es war nur zwei Jahre später, daß sein jugendlicher Sohn den Kaiser im Schönbrunner Schloßhof zu erdolchen suchte.

Dem wirtschaftlichen Aufstreben unserer Stadt wurde das sächsisch-französische Einvernehmen zum Fluche. Das Kontinentalsystem, das den englischen Handel auf dem Festlande ertöten sollte, traf unter den sächsischen Städten am schwersten Leipzig, dessen Geschäftsleben gerade damals von den Erzeugnissen britischer Industrie bewegt war. Doch

auch für Naumburg gewann das französische Dekret hohe Bedeutung. Auch hier hatte in den letzten Jahren der Vertrieb englischer Manufakturen und Kolonialprodukte weite Ausdehnung angenommen, sodaß noch auf der Peter-Paulsmesse im Jahre 1807 Händler aus dem Osten für 300,000 Thaler englische Waren einkauften. Um so härter wirkte das Patent vom 1. Oktober 1810, das im ganzen Sachsenland alle Handelsverbindungen mit England untersagte. Um jeden Schmuggel zu verhindern, trafen in Naumburg die Geh. Finanzräte v. Wagner, v. Bünau und v. Zezschwitz ein, schlossen am 31. Oktober sämtliche Kaufgewölbe und Niederlagen, versiegelten die Handelsbücher und hoben bis zum 5. Dezember den Handelsverkehr überhaupt auf. Ein genaues Verzeichnis aller vorhandenen englischen Fabrik-, Manufaktur- und Kolonialwaren wurde aufgestellt. Die Steuer, die die Naumburger Kramer nach dem verordneten Imposttarif zahlen mußten, betrug 21,537 Thaler. Die konfiszierten Kisten und Ballen wurden am 13. Dezember öffentlich verbrannt. Erst des Kaisers Sturz befreite den Handel aus lästigen Fesseln.

Als Napoleon nach der russischen Katastrophe auf seiner blitzschnellen Schlittenfahrt von Dresden nach den Tuilerien flog, berührte er am 17. Dezember 1812 unerkannt unsere Stadt. Hinter den Trümmern seiner vernichteten Armee streiften bald die Kosaken heran; schon im April des nächsten Jahres konnten die Bürger die fremdartigen, bärtigen Lanzenträger auf ihren zottigen Pferden bestaunen. Aber Sachsens König und Volk stellten ihre Rechnung abermals auf die Unbesieglichkeit des großen Kaisers. Bald stürmte der auch mit frischer Waffenmacht und ungebrochen aus Frankreich heran. Und wiederum lag Sachsen in der gefährlichen Mitte zwischen zwei aufeinander platzenden Gewalten. Mit froher Siegeshoffnung, wie in alter Zeit, betrat Napoleon am 1. Mai unsere Stadt. Von Erfurt kam er; er ritt durch das Salzthor über den Marktplatz in die Jakobsstraße hinein; vor dem Gasthaus zum güldenen Harnisch stieg er ab. Von seinem Quartier ging er dann über den Holzmarkt zum Galgenberg hinauf; dort stand er lange und blickte über das Gelände hin zu den Staubwolken und Waffenblitzen seiner großen Armee, die unaufhaltsam in langen Kolonnen über Weißenfels sich zur Leipziger

Schlachtenebene wälzte. Tags darauf drang von Großgörschen und Lützen der Kanonendonner herüber. Dann zog das Kriegsgeschrei ostwärts; nur die Zeitungen meldeten von Siegen und Niederlagen und schleppenden Verhandlungen. Indeß war Naumburg wiederum zu einem einzigen großen Hospital geworden, und die Schmerzensrufe der Verwundeten, ihr wimmerndes hélas tönte noch in späten Jahren dem Bürger in den Ohren. Die Stadt lag ohnmächtig unter dem Druck der härtesten Kriegsleiden; Durchzüge ausschweifender Soldaten, Verpflegung der Verwundeten, Lieferungen und Requisitionen bildeten eine entsetzliche Plage ohne Unterlaß. Eine Zeit lang hatte sich ein Korps der Alliierten unter dem General Thielemann, der von Böhmen her in Napoleons Rücken geschickt war, in den Besitz Naumburgs gesetzt, bis es von dem französischen General Augereau verjagt wurde. Während dann noch das Kirchengebet um den Segen des Höchsten für Sachsens allgewaltigen Protektor flehte, zitterte der Boden unter dem Zusammenbruch der Napoleonischen Weltherrschaft in der Leipziger Schlacht. Da wandten sich die sächsischen Fahnen gegen ihren besiegten Kriegsherrn, und der König Friedrich August wurde als Kriegsgefangener nach Berlin geführt. Dann wälzten sich die zersprengten Schollen der großen Armee über die Fluren unserer Heimat. Von neuem durchlebte der Bürger bange Stunden, als ringsum das Land unter der verzweifelten Gewaltthätigkeit und rücksichtslosen Verwüstung eines geschlagenen, zucht- und haltlosen Heeres aufseufzte. Er sah, wie Mann und Roß Feld und Garten zerstampften, wie der flüchtende Feind, was eß- und trinkbar war, verschlang, Schlacht- und Zugvieh aus den Ställen trieb, die Fruchtbäume umhieb und sie mit dem Hausgerät und Holzwerk in die Flammen seines Biwakfeuers warf.

Als General Bertrand am 19. Oktober über Weißenfels rekognoszierend bis Naumburg vorstieß, traf er hier auf feindliche Truppen, ein kleines Corps des Majors Gattersburg; er überschätzte die Stärke, vermutete, daß der Engpaß bei Kösen besetzt sei, und kehrte um. Seine Meldungen bestimmten den Kaiser, den Marsch des ganzen französischen Heeres nun nicht über unsere Stadt und Kösen, sondern nordwärts über Freyburg und Balgstedt nach Eckartsberga zu lenken. Am 21. Okt. leitete Napoleon den Übergang über die Unstrut drüben in Freyburg,

während Ney auf dem Schweigenberge sich Yorks ungestümen Angriffen entgegenwarf. Zu derselben Zeit entwickelte sich das Gefecht bei Kösen. Französische Truppenabteilungen vom Bertrand'schen Corps waren von Freyburg her über Wilsdorf und über den Göttersitz gekommen; sie nahmen von Fränkenau bis zur heutigen Wilhelmsburg Stellung und beschossen von da aus die feste Saalebrücke, die von einigen Streifcorps der Alliierten besetzt war. Es gelang ihnen nicht, den Bau zu zerstören, doch hielten sie hier wenigstens den Feind so lange auf, bis der Unstrutübergang glücklich vollendet war.

Die landläufige Erzählung hat sich gewöhnt, den Namen Napoleons mit jenem Stein zu verbinden, der über den Saalhäusern steht: ein unerlaubter Irrtum; das Denkmal ist dem Siege von Belleallianee geweiht; Napoleon hat dort nie gestanden.

Indeß das Kriegstheater sich westwärts schob, blieb Sachsen in banger Ungewißheit über sein künftiges Los. Zunächst entwarf der Freiherr vom Stein skizzenartig die Grundzüge der neuen provisorischen Administration, dann übernahm klug und wohlwollend der russische Generalmajor Fürst Nicolai Repnin als Generalgouverneur im Namen der verbündeten Monarchen die Regierung.

Als die Streitkräfte des sächsischen Volkes im Dienste der Alliierten nutzbar gemacht wurden, ließ man zu dem reorganisierten stehenden Heer eine sächsische Landwehr treten und formierte außerdem ein „Banner der freiwilligen Sachsen" nach dem Muster der preußischen freiwilligen Jägercorps. Da erschien in Naumburg ein Büchlein „Kriegslieder für die Freiwilligen des Banners und die Landwehr des Königreichs Sachsen; zunächst denen vom Thüringer Kreise und vom Stifte Naumburg gewidmet (1814)." Diese sehr bescheidene poetische Gabe von 14 Soldatenliedern, die der gutgemeinten Begeisterung einiger prosaischen Bürger entsprang, hat auf den Kriegseifer der Sachsen wohl kaum eine belebende Wirkung gehabt. Das Banner blieb jedenfalls eine müßige Spielerei in glänzender Uniform und kam bei allen ernsten Dingen zu spät; auch das stehende sächsische Heer mit der Landwehr nahm an dem niederländischen Feldzug 1814 keinen glorreichen und an dem belgischen 1815 sogar einen sehr traurigen Anteil.

Die Entscheidung über Sachsens politische Gestaltung zog sich

hinaus. Am 8. November 1814 ging die oberste Verwaltung des Königreichs vom Fürsten Repnin in preußische Hände über. Dem altsächsischen Patrioten schuf diese Maßregel schwere Bedenken wegen der künftigen Formung seiner Nationalität. Der Groll gegen den König war im Volke selbst; bald in Mitleid mit dem Verbannten umgeschlagen, so daß schließlich die Mehrheit der Unterthanen eine Restituierung der angestammten Dynastie von Herzen wünschte. Während dann noch im Lande die flinken Federn für und gegen das alte Königshaus stritten und dieser Streit auf dem Wiener Kongreß sogar eine neue Kriegsgefahr aufwirbelte, kam endlich unter dem Eindruck der Rückkehr Napoleons eine Einigung zu stande. Der König Friedrich August mußte auf ein weitgedehntes Gebiet nordsächsischer Landstriche Verzicht leisten. So wurden die Naumburger preußisch. (18. Mai 1815.)

Am 3. August 1815 nagelten preußische Beamte den schwarzen Adler an die Stadtthore. „Was Preußen erworben, hat Deutschland gewonnen": die Worte, mit denen König Friedrich Wilhelm III. von seinen neuen sächsischen Landen Besitz ergriff (Proklamat. Wien, 22. Mai), mochten auch den Bürgern der alten Stifts- und Handelsstadt Naumburg das Gefühl aufrichtigen Schmerzes lindern, als sie sich von der Krone lösten, mit der sie eine jahrhundertelange, wechselvolle Geschichte in Freud und Leid verbunden hatte.

Der Übergang an das Königreich Preußen vernichtete ein ganzes System veralteter Institutionen, die die letzten saftlosen Triebe einer absterbenden mittelalterlichen Pflanze waren. Eine neue Ordnung der Dinge bildete sich heraus, den neuen Bedürfnissen einer neuen Zeit entsprechend. Dem alten Stiftslande, das seine autonome Stellung schon nach dem Tode des letzten Bischofs dahingegeben hatte, wurden nun auch die letzten äußerlichen Abzeichen seiner politischen Schein-Sonderstellung genommen; es hörte auf, ein Staat im Staat zu sein. Am 21. März 1816 wurden, nachdem das Stiftskammerkollegium bereits 1814 aufgelöst war, die zwei obersten Stiftsbehörden, das stiftische Konsistorium und die stiftische Regierung in Zeitz, aufgehoben. Die königliche Regierung, die in Merseburg eingesetzt war, trat an ihre Stelle. Auch die politische Stellung des Domkapitels fand ihr Ende.

Vergeblich hatten sich die Naumburger mit der Hoffnung getragen, daß der Sitz der preußischen Regierungsbehörden nach ihrer Stadt und nicht nach Merseburg verlegt werden möchte; vergeblich

hatten die Vorsteher der Bürgerschaft gemeinsam mit den Deputierten der Kramerinnung sich deshalb in einer Petition an den preußischen Generalgouverneur, ja an den König selbst gewandt: Friedrich Wilhelms Bescheid lautete abweisend (Paris, 19. Juli 1815).

Der neue Landzuwachs verschmolz mit den altpreußischen Landesteilen zur Einheit der Provinz Sachsen und sah die Grundsätze der Steinschen Provinzialverwaltung überall zur konsequenten Anwendung gebracht. Der Regierungsbezirk Merseburg zerlegte sein Gebiet in 15 Landkreise und in die 2 Stadtkreise Halle und Naumburg. Die Verwaltung des Naumburger Kreises übernahm der Kriminaldirektor Lepsius, zuerst als Stadtkreisdirektor, dann mit dem Titel eines Landrats. Zur Entschädigung für manchen materiellen Nachteil, den der Übergang an Preußen zunächst der Stadt brachte, und wohl auch um die Sympathieen des spröden, altsächsisch gesinnten Bürgerstammes durch einen Beweis freundlicher Fürsorge zu gewinnen, verlegte die Regierung nach unserer Stadt ein Oberlandesgericht (1816).

Der Kriegssturm war vorübergebraust, hoffnungsvolles Wachstum überall geknickt. Truppendurchmärsche, feindliche und freundliche, nach Frankreich und aus Frankreich, Lieferungen, Aushebungen, dazu eine unbarmherzige Typhusepidemie und Frühjahrsfröste, die den Weinbau grausam zerstörten: alles das war ohne Erbarmen über Stadt und Land gezogen. Allein zähe Widerstandskraft, die Macht der Selbsthilfe und opferwilliges Zugreifen der Nächstenliebe bauten neues Leben auf Ruinen. Schon 1814 war zur Milderung des augenblicklichen Notstandes eine „Hilfs- und Wiederherstellungskommission für Sachsen" eingesetzt; ihr wurden auch die großen Summen zur Verteilung angewiesen, die werkthätige Barmherzigkeit im In- und Auslande aufgebracht hatte. Im kleineren Kreise wirkte unermüdlich der „Zentralhilfsausschuß für den Thüringer Kreis niederen Bezirks mit Einschluß des Stifts Naumburg-Zeitz". Der Domdechant Wurmb von Zink und der Finanzprokurator Lepsius waren hier die führenden und treibenden Kräfte. Von den Unterstützungsgeldern des Londoner Westminstervereins fielen auf unsere Stadt und ihre Umgebung 700 Pfund und von der Summe, die das Parlament bewilligt hatte, 400 Pfund. Nach dem Frieden erhielt sie außerdem 62 564 Franks Kriegsentschädigung erstattet. Aus

den amtlichen Berichten des Hilfsausschusses sieht man am klarsten das Bild der allgemeinen Notlage und die Mittel zur Heilung. Die Elenden und Siechen erhielten Medikamente und Kurkosten; zur Frühjahrsbestellung (1814) wurden Hafer und Brotkorn verteilt; Baumaterialien gewährte man zum Aufbau der verbrannten Wirtschaften, Geldmittel zur Anschaffung von Ackergeschirr und Hausgerät; mit Zucht- und Zugvieh füllten sich die leeren Ställe der verarmten Bauern; und auch den Waisenkindern wandte man eine ausgedehnte Fürsorge zu. Am 18. Januar 1816 feierte die Stadt das Friedensfest, hob aus leidvoller Gegenwart den unverzagten Blick zur fröhlicheren Zukunft. Und das Leben des Bürgers gedieh besser als das Eichbäumchen, das, mit bunten Bändern geschmückt, von der Schuljugend im festlichen Zuge nach dem Friedenshügel getragen wurde.

Die in Not und Tod geprüfte Generation, die aus den Freiheitskriegen heimkehrte, hatte gesehen, wie Begeisterung alles Irdische für nichts erachtet; aus der kleinlichen Misère ihrer dumpfen Alltagsluft war sie von dem Strom dahingerissen, dessen Wogendrang das gewaltigste Weltreich zerschlug. Nun war sie über sich selbst hinausgewachsen; anders erschien ihr die Welt ringsum; freier, sicherer war ihr Urteil, reiner und besser ihr Thun. Ein kraftvolles Staatsgefühl und gesunder Bürgersinn mußten zuerst ersprießen.

An einer heillosen Zerrissenheit und Zerfahrenheit — dem Zustande des großen deutschen Vaterlandes nicht unähnlich — krankten die kommunalen Verhältnisse unserer Vaterstadt. Da gab es die eigentliche Stadt unter dem Stadtrat mit eigener Gerichtsbarkeit; die Domfreiheit unter der Grundherrlichkeit des Domkapitels gleichfalls mit eigener Gerichtsverwaltung; die Ratsvorstadt mit der Jurisdiktion des Stadtgerichts; die Amtsvorstadt unter dem stiftischen Justizamt; die Dompropsteivorstadt mit dem Dompropsteigericht und endlich die Pforthöfe, eine Dependenz der Landesschule Pforta, unter der Gerichtsbarkeit des Schulamts. Im Regiment der Stadt hatte sich seither wenig geändert. Zwar waren seit 1812 die zwei Räte auf einen reduziert (vergl. 1698), doch konnte durch solche äußerliche Umformung der verdorrte alte Bürgersinn nicht zum Leben gerufen werden. Erst die preußische Zeit brachte eine Reihe heilkräftiger Reformen. Die Verbindung

der Justiz mit der Magistratur hatte zu einer traurigen Winkeljustiz und zur Bevormundung der ungelehrten Räte durch den überlegenen Richter geführt. Hier griff die preußische Operation zunächst ein; sie entzog den Ratsherrn das so oftmals eifersüchtig verfochtene Recht der eigenen städtischen Gerichtsbarkeit und übertrug es königlichen Behörden. Zahllosen Kompetenzstreitigkeiten wurde damit ein Ende gemacht, und Ordnung und Regel geschaffen an Stelle jämmerlicher Zerrissenheit. Herrschten doch in der kleinen Vorstadt allein vier verschiedene Gerichtsbarkeiten, die des Rats, die der Dompropstei, die des stiftischen Amts und die des Amts Pforta. Am 16. Juni 1816 bildete sich durch die Verfügung des Justizministers das königliche Stadt- und Landgericht zu Naumburg. Die Thätigkeit des Rats blieb auf die Kommunal- und Polizeiverwaltung beschränkt, aber die Wirksamkeit, die er hier entfalten konnte, wurde weitgreifender, ersprießlicher als bisher, seit aus den sechs verschiedenartigen Kommunen allmählich der einheitliche Gesamtort zusammenwuchs. Die Einführung der preußischen Städteordnung vom Jahre 1808 erfüllte dann auch das Naumburger Bürgertum mit gesundem und modernem Geist; und wenn sie auch manche liebe Eigentümlichkeit und manche Absonderlichkeit rücksichtslos abschnitt, so heilte sie doch auch alle jene Übelstände, die seit dem sechzehnten Jahrhundert die Fundamente der städtischen Bedeutung unterwühlt hatten: den Mangel an bürgerlichem Gemeinsinn, die Geringschätzung des Bürgerstandes, das gesunkene Ansehen des Magistrats. Der Bürgersmann hörte jetzt auf, ein Unterthan des Rats zu sein. Schon 1817 am 16. April übertrug die königliche Regierung in Merseburg den Bürgern eine unbeschränkte Freiheit in der Wahl der Kommunerepräsentanten. Es wurde daher noch in demselben Jahre statt der alten Gassenmeister und Rechenherrn, deren Auswahl früher stets der Rat entschieden hatte, nach der neuen Wahlordnung eine Bürgervertretung von 18 Mitgliedern, je 3 für jeden der 6 alten Bezirke der engeren Stadt, hier gebildet, die den Namen „Repräsentanten" führten. Dies Ereignis bezeichnet die Mündigkeitserklärung der Bürgerschaft, die nun durch ihre Vertreter zum ersten Male volle Einsicht in die gesamte Verwaltung der Stadt erhielt, den Stadthaushalt und die Gemeindesteuern feststellte und von ihrer Zustimmung alle wichtigen

Regierungsakte des Magistrats abhängig machte. Im Jahre 1832 wurde die „revidierte Städteordnung vom 17. März 1831" in Naumburg eingeführt. Zugleich damit geschah es, daß die Bischofsstadt, die Domfreiheit, ihre altertümliche Reservatstellung preisgab und mit der inneren Ratsstadt zu einem Körper sich einte. Die 24 Repräsentanten, die man jetzt wählte, hießen Stadtverordnete.

In öffentlicher Festlichkeit im Börsensaale begrüßte der Landrat Lepsius die erste Naumburger Stadtverordnetenversammlung und feierte mit trefflicher historischer Würdigung zugleich die Einführung der neuen Städteordnung (6. Februar 1832). Als dann 1834 auch die andern vorstädtischen Kommunen dem Stadtbezirk eingegliedert wurden, gewann Naumburg endlich einen einheitlichen Charakter. Im Jahre 1847 wurde die Öffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen festgesetzt und damit die letzte Schranke niedergerissen, die die Gemeinde von ihren Vertretern trennte. Eine erneute Umarbeitung der Städteordnung führte zu der Fassung vom 30. Mai 1853; sie wurde im folgenden Jahre zur Anwendung gebracht; und auf ihr beruht gegenwärtig die Einrichtung und die Verwaltung unserer Stadt. Die Zahl der Stadtverordneten ist seit 1888 auf 30 erhöht (Ortsstatut vom 24. Aug. und 10. Sept. 1887). Als Naumburg preußisch wurde, zählte das Magistratskollegium 10 Mitglieder; 1832 bestand es aus 6, seit 1854 aus 8, seit 1894 aus 9 Mitgliedern (Ortsstatut vom 8. März 1894).

Über die Grenzen der Stadt hinaus schien die Stadtverordnetenversammlung im Jahre 1846 Bedeutung zu gewinnen. Das dringende Verlangen nach einer allgemeinen preußischen Volksvertretung lebte auch im Naumburger Bürgerherzen; aber die Regierung Friedrich Wilhelms IV. bescherte den Hoffenden bittere Enttäuschung. So schwoll das Mißvergnügen, und als 1846 die Neuwahlen zum Provinziallandtage erfolgen sollten, erklärten die Stadtverordneten Naumburgs mit dem Entschluß passiven Widerstandes am 29. Juli, überhaupt keinen Abgeordneten wählen zu wollen. Sie begründeten ihre ablehnende Haltung damit, daß sie eine reichsständische Verfassung für ein dringendes Bedürfnis hielten, und daß es wider ihr Gewissen liefe, freiwillig noch ferner ein Institut zu unterstützen, das einer solchen Verfassung im Wege stände. In weitere Ferne blickte der Wortführer des

Widerstandes, Franz von Florencourt, wenn er hoffte, daß Naumburgs Beispiel auch andere Städte mit fortreißen möchte, und daß die Regierung dann durch die allgemeine Weigerung zum Zugeständnis einer ständischen Repräsentativverfassung veranlaßt würde. Die erwartete Wirkung blieb aus. Eine Kabinettsordre des Königs vom 29. September löste die renitente Stadtvertretung, die jede begütigende Einwirkung zurückgewiesen hatte, auf und erklärte die Mitglieder auf 6 Jahre für unfähig, wieder gewählt zu werden. Die neue Versammlung entzog sich ihrer Staatsbürgerpflicht nicht mehr. Erst die Folgezeit (1850) brachte die Gedanken zur Reife, deren Entwicklung unsere Stadt zu beschleunigen versucht hatte.

Der Frühlingssturm des Jahres 1848 wirbelte auch über Naumburg dahin. Als die Nachrichten von den Märztagen aus der preußischen Hauptstadt kamen, ging's durch alle Schichten der Bevölkerung wie ein Rausch der Begeisterung, und mit einer triumphierenden Demonstration feierte die ganze Stadt am 24. März ein Trauerfest zu Ehren des Berliner Freiheitsmartyriums. Vom Domplatze bewegte sich am Nachmittag unter Kirchengeläut ein gewaltiger Trauerzug. Die Stadtmusik schritt voraus mit beflorten Instrumenten; es folgten Bürgerschützen mit schwarzumwundener Fahne, Fahnenträger mit der deutschen Nationalfahne und zwei Trauerbannern, die Mitglieder des Festausschusses, die Geistlichkeit, der Magistrat, die Stadtverordneten, der Landrat und die Vertreter der königlichen Behörden, der Post, des Steueramts, der Gerichte, alle von Trauermarschällen geleitet; dann wieder zwei Nationalfahnen und eine Trauerfahne, die Liedertafeln und Gesangvereine, die Kramerinnung, der Gesellenverein, die Gewerke mit ihren Bannern; abermals Trauerfahnen und Bürgerschützen und zum Schluß Geistliche und Lehrer der Umgegend und ein Pfortenser Professor mit 50 Schülern. So ging der überaus stattliche Zug durch die geschmückten Straßen nach dem Markt. „Ein' feste Burg" und Arndts „Lied vom deutschen Vaterland" erklangen hier, und der Oberlandesgerichtsassessor Parrisius feierte mit begeistertem Ausdruck das Andenken der Barrikadenkämpfer. Neben der Rednertribüne stand der alte Jahn und sah mit Thränen im Auge überall rings auf Bannern und Kokarden, auf Fahnen und Schleifen die einst geächteten Farben Schwarz-

Rot-Gold in neuen Ehren grüßen. Am folgenden Sonntag, am 26. März, klangen die Glocken zu einem Trauergottesdienst zu Ehren der Märzgefallenen; die Kollekte wurde den Hinterbliebenen zugewandt. Die Aufregung verrauchte nicht; junge demokratische Zeitschriften, die nach der Aufhebung der Zensur überall emporsproßten, die Wirksamkeit politischer Vereine, die Stiftung eines schleswig-holsteinischen Freicorps von 16 Mann, die Wahlagitationen für die preußische Nationalversammlung und für das Frankfurter Parlament machten aus dem phlegmatischen Bürger einen Sanguiniker, der an gereiztem Politisieren und keckem Debattieren seine Freude fand. Die Bewegung, die anfänglich einen nationalen Klang gehabt hatte, nahm bald den Ton erbitterter demokratischer Umsturzgelüste an. Verhaltene Unlust und gährende Leidenschaft rangen nach einem gewaltsamen Ausbruch, und die Verteuerung notwendiger Lebensbedürfnisse und das Mißbehagen im Handwerkerstande an der Einführung der Gewerbefreiheit (1845) warfen die urteilslose Masse der politisch Unreifen, der Beschränkten und Indifferenten in die abschüssige Bahn eitler Demagogen, die sich dem eingesessenen Bürgertum angeheftet hatten. Die Ruhe der Besitzenden schien bedroht. Da die ganze Garnison aus einer ungelenkigen Batterie Artillerie bestand, bildete sich neben dem Schützencorps eine Bürgerwehr, die aber selbst ihre Reihen von Umstürzlern und Aufhetzern nicht rein halten konnte und nur eine sehr zweifelhafte Gewähr des Schutzes bot. Am 20. August schwelgte die revolutionäre Stimmung auf einem lauten Demokratenfest vor dem Jakobsthore. Mit Musik und wehenden Fahnen wallten die Massen hinaus und behagten sich an dem Wortschwall zügelloser Demagogen, die, von keiner Polizeimacht überwacht, ungescheut offenen Aufruhr und Tod den Fürsten predigten. Ein positiver Vorschlag jener gereizten Zeit wollte durch die Stadtverordneten bei der preußischen Nationalversammlung beantragen, daß das Domkapitel aufgehoben würde und seine Güter der Stadt zufielen zur Erweiterung der Schul- und Kirchenstiftungen und zur Linderung der Armennot. Zu groben Ausschreitungen ward das übliche Jahresfest der Schützengesellschaft die Veranlassung. Die preußischen Flaggen, mit denen das Schützenhaus auf der Vogelwiese geschmückt war, regten am 10. September die andrängende, irregeleitete Volksmenge zu Zornesausbrüchen

und Verwünschungen und Drohungen. Am nächsten Abend warf der Haufen im Sturm die Schützen und die aufgebotene Polizeimannschaft auseinander und riß die verhaßten Fahnen von den Stangen. Johlende Massen zogen durch die Straßen und brachten den Führern der Ordnungspartei eine wüste Katzenmusik. Am 12. September wurden einige Rädelsführer auf Befehl des Magistrats verhaftet und in den Marienturm gesteckt. Das veranlaßte tumultuarische Zusammenrottungen vor dem Gefängnis, so daß die Polizei, von der haltlosen Bürgerwehr jämmerlich im Stich gelassen, genötigt wurde, die Verhafteten wieder freizugeben. Am 13. September erschien aus Merseburg der Oberregierungsrat von Hinckeldey; der energische Mann stützte die wankende Autorität der städtischen Behörden mit einem Gewaltmittel; er requirierte sofort zwei Kompagnieen Infanterie aus Erfurt. Ein Extrazug führte noch am Abend die Truppen heran. Die Bürgerwehr wurde tags darauf entwaffnet, die Soldaten besetzten das Rathaus, warfen die rottierenden Haufen vom Markt und führten unter dem Schutz ihrer Bajonette die gewohnte Ordnung zurück. Noch erweckte in den nächsten Monaten das schürende Treiben der Umsturzpartei hie und da in erregter Volksversammlung nachklingendes, drohendes Grollen, Maueranschläge erhoben ab und zu eine aufreizende Sprache, aber die gefestigte Bürgerschaft verharrte auf geradem Wege, und die Verfassung des Jahres 1850 befriedigte dann endlich gerechte Wünsche und Bedürfnisse.

Wie hatte im Beginn des Jahrhunderts das vergrämte Volk dahingelebt ohne das Dämmern eines politischen Bewußtseins und nationalen Empfindens, abgestumpft durch die Gewohnheit, gegängelt und geleitet zu werden; aber dann, nach großer Krisis und nach neuer Abspannung und Müdigkeit welch' fröhliches Erstarken des Stadt- und Staatsbürgertums, welch' unaufhaltsames Aufwärtssteigen und Vorwärtsstreben zur Kraft und Gesundheit und nach langem, schwerem Ringen zum höchsten irdischen Ziel, zu einem stolzen, starken Staat!

In der Flut neuer Ordnungen, die das Jahr 1815 für Naumburg heraufführte, suchte der Handelsstand, damals noch immer das beweglichste Element der Bürgerschaft, sofort einen Ankergrund zu gewinnen. Ein kühner Optimismus gebar die Idee, die Stadt zu einer Handelsmetropole der neupreußischen Gebietsteile zu erheben und unter den

Flügeln des preußischen Aars verheißungsvoll noch einmal den Kampf gegen Leipzigs merkantile Vormacht zu wagen. Die überlegene Rivalin sah das mit erhabenem Spott. Und den Naumburgern blieb bittere Enttäuschung nicht erspart. Als Friedrich Wilhelm III. auf der Reise nach Paris am 23. Juni 1815 im Posthause übernachtete, ging eine Deputation der Kramerinnung zu ihm, um eine Bittschrift für den Schutz der Naumburger Meßprivilegien zu überreichen. Der König empfing die Abgeordneten gar nicht. Am 12. Mai 1818 genehmigte aber die preußische Regierung die Errichtung einer zweiten Messe, der Andreas-Thomas-Messe (1.—16. Dez.). Fand damit endlich ein Wunsch, den die Kaufmannschaft schon drei Jahrhunderte lang gehegt hatte, seine späte Erfüllung, so wogen die Vorteile, die diese Wintermesse verhieß, doch bei weitem nicht die Nachteile auf, die die Einführung des neuen preußischen Zoll- und Steuersystems vom 26. Mai 1818 mit sich brachte. Wiederholt bat mit den beweglichen Worten, die der Schrecken jähen Verderbens dem armen Herzen eingiebt, der Handelsstand in langen schriftlichen Erörterungen den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, daß er an Stelle der neuen Abgaben das alte Accisfixum für Naumburg bestehen lasse oder die Stadt als einen Grenzort von der preußischen Zolllinie ausschließe: das preußische Zollsystem duldete keine Lücke. Die Sommermesse des Jahres 1818 schillerte noch in den lebhaften Farbentönen eines geschäftigen Handelsverkehrs; namentlich der Verkauf von Seiden-, Baumwollen- und Leinenwaren ging flott nach Rußland und Polen hin; aber dann verblaßte die bunte Pracht. Neue Versuche der preußischen Regierung, den Handel der Stadt auf Kosten Leipzigs zu heben, hatten zwar 1824, 1825 und 1826 einen nicht unwesentlichen Erfolg, aber der Eintritt Leipzigs und Sachsens in den Zollverein besiegelte das Schicksal der Naumburger Messen. Die Wintermesse ging 1834 wieder ein, und die Peter-Paulsmesse sank zur Bedeutungslosigkeit eines kleinstädtischen Krammarktes herab.

Dem alltäglichen Verkehr war die Mahl- und Schlachtsteuer, die seit 1820 an den Stadtthoren erhoben wurde, ein ärgerliches Hemmnis. Nachdem das stürmische Jahr 1848 sie vorübergehend (—1851) aufgehoben hatte, trat erst am 1. Januar 1875 an die Stelle des alten Steuersystems die neue Klassensteuer. In der Sylvesternacht wogte

damals auf den schneegehüllten Straßen ein neugieriges Menschengedränge; als die Mitternachtsglocken von den Türmen erklangen, fiel der Thorverschluß für immer, und durch die weitgeöffneten Pforten trieb man das Vieh, führte man die Wagen mit fröhlichem Peitschenknall unangemeldet herein.

Im Jahre 1816 zählte Naumburg 8 697 Einwohner, die in 1 140 Häusern wohnten. Es gehörte nach der Stein'schen Städteordnung zu den mittleren Städten, da die großen damals eine Bevölkerung von mindestens 10 000 Seelen aufweisen mußten. Im Jahre 1824 wurde die Zahl 10 000 erreicht. Als 1846 die Einwohner auf 13 553 gestiegen waren, trat ein kurzer Rückschritt ein, der erst 1858 wieder gut gemacht wurde. In den letzten Jahrzehnten ist dann das Wachstum schneller gediehen. Die Stadt zählte 1850: 13 325; 1855: 13 361; 1860: ca. 13 900; 1865: ca. 14 500; 1870: 15 120; 1875: 16 285; 1880: 17 868; 1885: 19 107; 1890: 19 793; 1895: 21 202 (Volkszählung vom 2. Dez.).

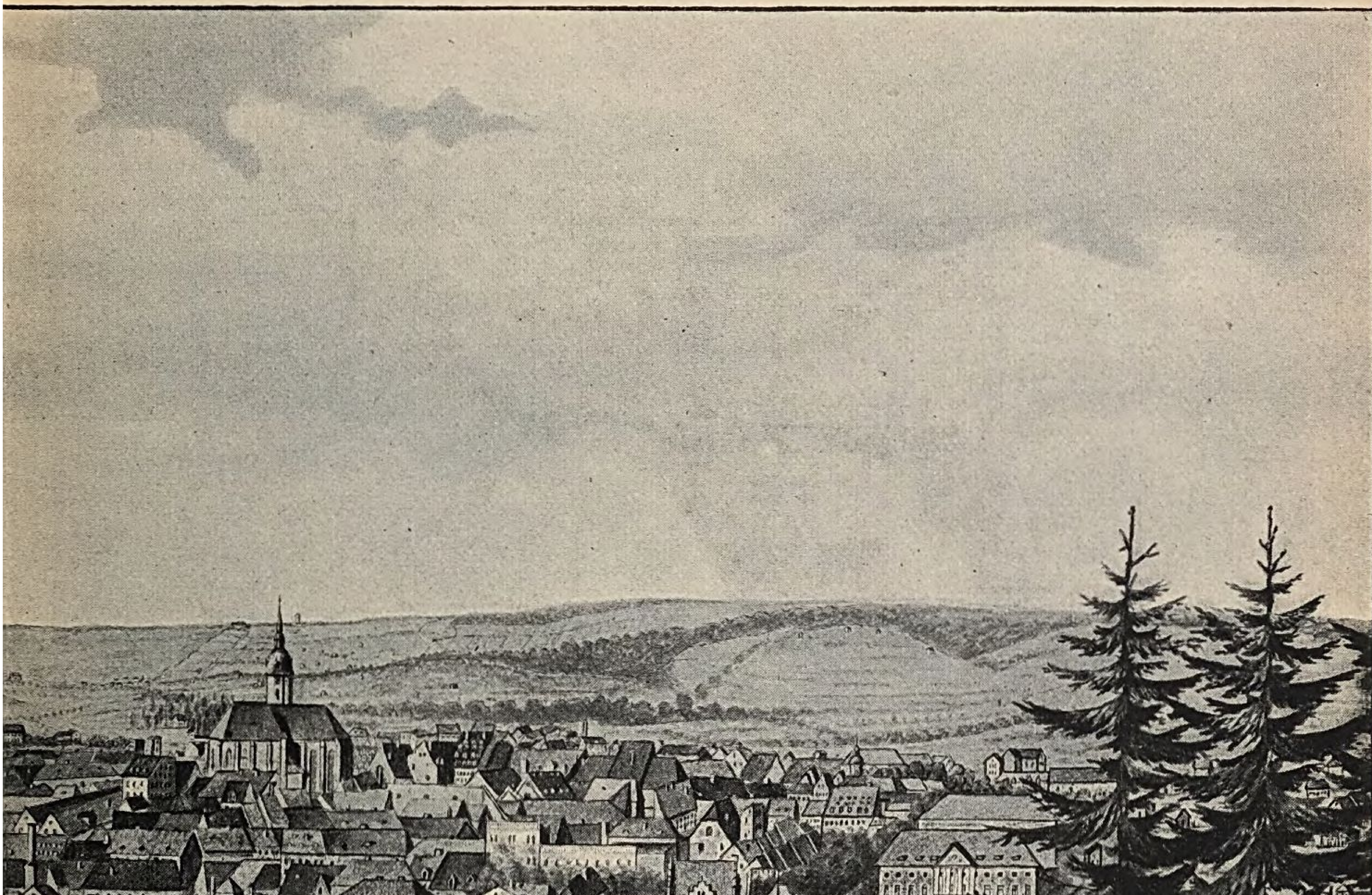
Die Baulust war nach den Napoleonischen Kriegen im verzagten Bürgergeschlecht gedrückt. Der Magistrat kam den Unternehmenden gern entgegen, erließ sogar ein Regulativ, das ihnen einen drei-, sechs-, ja zwölfjährigen Erlaß der städtischen Abgaben gewährte (1829), aber trotzdem fügte jedes Jahr kaum zwei oder drei neue Häuser den vorhandenen hinzu. Erst in den letzten vier Jahrzehnten haben neue Bauten in Menge die Stadt von Grund aus umgeformt.

Mehr als die steigende Bevölkerungsziffer und die Ausdehnung im Raum haben Fleiß, Intelligenz und Wohlstand der Stadt ihren modernen Charakter gestaltet. Das armselige Bürgertum, das in knappem Hausrat und in sorgenvoller Dürftigkeit schwerfällig und ungewandt im Kampfe ums Dasein das neunzehnte Jahrhundert begrüßte, hat sich mit frischem Kraftgefühl emporgerungen zu einer stattlichen, anspruchsvollen Lebensführung, ist von der Zeit mit fortgerissen auf jeder Laufbahn praktischer und idealer Bestrebungen. Manche liebe Sitte freilich, mancher altväterliche Zustand, der im tiefen Volksleben seine Wurzel schlug und der durch eine lange Gewohnheit ans Herz gewachsen war, ist vom Luftzug einer jungen Gegenwart verweht, und mit Rührung aber auch mit der Empfindung des Mitleids weilt die



Ansicht von Naumburg an

Nach einer Originalzeichnung aus dem



der Saale in der Gegenwart.

Atelier von C. Becker in Naumburg.

Erinnerung bei der guten alten Zeit. Nicht wenige Menschenalter sondern Jahrhunderte scheinen auf dem Gebiete volkswirtschaftlicher Interessen das lebende Geschlecht von den Tagen der Großväter zu trennen. Eine andere Kultur damals und heute.

Im Jahre 1843 wurde in Naumburg die erste Dampfmaschine aufgestellt; der Seilermeister Knoblauch in der großen Salzgasse war der mutige Gewerbetreibende, der die neue Kraft zum Betrieb einer Ölfabrikation verwandte. Das Wagnis fuhr bei weitem nicht so aufregend unter die Bevölkerung, als wir heute zurückschauend unwillkürlich voraussetzen möchten; 1880, nach 37 Jahren, standen erst 15 Dampfmaschinen in Thätigkeit. Mit heilsamer Verordnung riß der Magistrat die Bevölkerung aus manchem alten Schlendrian, Holzessen und Schindeldächer mußten verschwinden, und 1860 starb das letzte Strohdach hinter den Neumauern. Über den Gassen schwebten an Ketten 35 große Laternen mit matten Öllampen, bis im Jahre 1858 die ersten Gaslichter aufleuchteten; und heute erhellen über 400 öffentliche Straßenflammen die Nacht. Bequemes Pflaster, Kanalisation, Wasserleitung, Volksbad und Schlachthaus und manche andere segensreiche Einrichtung dankt die Bürgerschaft dem verständigen Regiment der jüngsten Jahre. In den vierziger Jahren war das preußische Postwesen alten Schlages in seiner Art vollkommen, und es erschien als Wunderwerk, daß die königliche Postkutsche von Naumburg aus täglich dreimal nach Halle, zweimal nach Weimar und Leipzig, einmal nach Frankfurt, wöchentlich aber viermal nach Querfurt und dreimal nach Freyburg und Bibra fuhr. Auch Lohnkutscher lenkten ihre Chaisen regelmäßig nach den Nachbarstädten, und Spediteure unterhielten den Frachtverkehr namentlich nach Schlesien, nach Nordhausen, nach Berlin und Offenbach. In dies wirtschaftliche Stillleben griff die Eröffnung der Eisenbahnen. Die Zeitungen meldeten von der ersten deutschen, der Nürnberger Dampfbahn (1835), von der Leipzig-Dresdener (1837), von der Berlin-Potsdamer (1838). Seit dem Jahre 1836 hatte man den Plan einer Bahnlinie im Auge, die von Halle durchs kleinstaatliche Thüringen führen sollte. Erst 1843 begannen die Vorarbeiten; 1846 wurde die Strecke Halle-Naumburg-Weimar eröffnet, und im nächsten Jahre die Verbindung bis Erfurt und Eisenach hergestellt. 1889 ist die Unstrutbahn

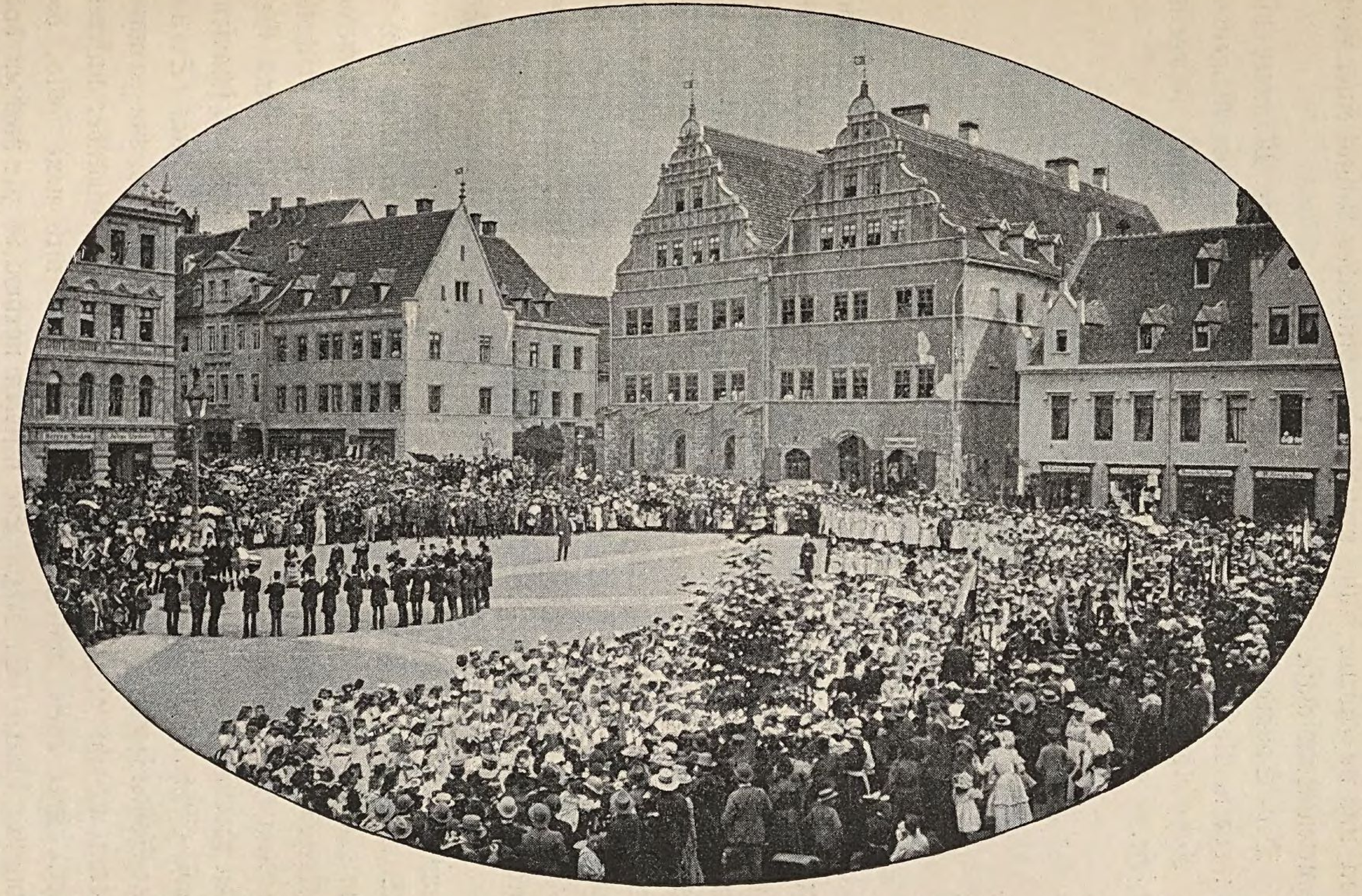
vollendet, die von Naumburg nach Artern und nach der goldenen Aue führt; eine dritte Bahnlinie Naumburg-Deuben ist im Bau; sie verbindet die Stadt auf geradem Wege mit Zeitz. Diese drei Eisenbahnen erheben Naumburg zu einem außerordentlich günstig gelegenen Punkt mitten im Geflecht der bequemsten Verkehrsadern. Statt des alten optischen Telegraphen bewirkt seit 1859 eine elektro-magnetische Verbindung den Nachrichtendienst, und 1891 ist eine Fernsprechanlage eröffnet. Den Verkehr im Inneren der Stadt hat die Dampfstraßenbahn seit 1892 umgestaltet.

Vor einem halben Jahrhundert dünkte das Briefschreiben dem Bürger eine gemächliche, wohl zu bedenkende Beschäftigung, und gar das Reisen von Ort zu Ort erschien den Urgroßvätern als ein saueres, gefährliches, zeit- und geldraubendes Stück Arbeit. Den Abstand unserer reise- und schreiblustigen Zeit kennzeichnet die Statistik des Post- und Eisenbahnverkehrs. Im Jahre 1895 hatte das Naumburger Postamt 3 943 862 Briefe und Postkarten und 39 863 Telegramme zu befördern, und die Eisenbahnstation wurde von 282 243 abreisenden und 395 140 ankommenden Personen benutzt.

Nicht mehr sein Glück im Winkel sucht der Enkel, rastloser umdrängt ihn das Leben, die Fülle neuer Eindrücke und Kenntnisse überreizt ihn, und das Hasten und Stürzen, das ihn fortreißt, hat das schläfrige Behagen und die idyllische Seelenruhe hinweggenommen.

Und doch, ob auch der anschwellende Verkehr und alle Fortschritte einer modernen materiellen Kultur das Leben auch hier rascher pulsieren lassen, die Heimat, die sich in vergangenen Tagen rühmend eine Meß- und Handelsstadt nannte, ist doch von ihrer eigentümlichen Bedeutung herabgestiegen. Der Lärm des bunten Markttreibens hat die Mauern verlassen, an deren Größe der Handel immerdar gebaut hatte. Auch die Industrie ist nur mit zaghaftem Fuß in die Stille gedrungen, die über der alten Bischofsstadt liegt.

In der Naumburger Gesellschaft überwiegt heute der Nicht-Naumburger. Die höchste Provinzialgerichtsbarkeit, die die Stadt zu ihrem Sitze gemacht hat, führt eine Schar von Beamten herbei; sie und die große Gemeinde gebildeter Menschen, die, von ihrem Amt zurückgezogen, das Leben hier in friedlicher Muße genießen, geben jetzt der Stadt



Der Marktplatz mit dem Kirschfestzug der Mädchen. In der Mitte des Hintergrundes das Residenzgebäude.
Nach einer photogr. Aufnahme von Bauinspektor Polack.

ihren Lokalton und ihre Stimmung: Es ist der Reiz intimer Behaglichkeit und ungestörter Ruhe inmitten der blühenden Anmut einer reich gesegneten Landschaft.

Der Sphäre des Beamtentums entstammen die Männer, die das moderne Naumburg seine berühmtesten Söhne nennt: der Altmeister der Ägyptologie Richard Lepsius und der Philosoph Friedrich Nietzsche.

* * *

Der Wanderer, der im Eisenbahnzug das Saalethal entlang dem alten Naumburg entgegeneilt, blickt überrascht zu den freundlichen Villen empor, die, unter Gartengebüsch und Weingrün versteckt, vom Höhenrande lustig winken. Der Weg, der dann vom Bahnhof aufwärts steigt und in das Innere der Stadt leitet, ist keine der großen Heerstraßen, auf denen in vergangenen Tagen schwerbeladen die Frachtwagen knarrten, aber er führt zu den charakteristischen Denkmälern der Vorzeit und ruft in geschichtlicher Reihenfolge die wichtigsten Entwicklungsmomente eines interessanten Gemeinwesens ins Gedächtnis zurück.

Ist die Stelle erreicht, wo heute geradlinig und ungegliedert das schmucklose Oberlandesgerichtsgebäude steht (1817), mag der Blick in die Saaleniederung wandern und die Erinnerung in jene Zeiten zurückgehen, da durch das Thal dort unten an vielumstrittener Grenzscheide der Kampfruf der slavischen und der germanischen Nationalität erscholl. Aus dem Dämmerungsdunkel verschwimmender Thatsachen und Gestalten hebt sich dann um die Wende des ersten Jahrtausends in scharfem Umriß Ekkehard I. Drüben in Großjena ist seine Heimat (S. 3). Seine Söhne Hermann und Ekkehard II., in der Reichsgeschichte geringer bewertet als ihr großer Vater, preisen wir als die Gründer unserer Stadt. Hier oben, wo wir stehen, bauten sie ihre neue Feste, die Naumburg (1010; S. 10). Sie stifteten nordwärts zur Rechten das Sct. Georgskloster, dessen Andenken nur noch ein Straßenname wach-

hält; sie gründeten zur Linken südwärts, wo die beiden spitzen Schiefertürme ragen, das Kloster Sct. Moritz (S. 15 und 18).

Wir wandern zum stillen Domplatz, der in ungestörter Abgeschiedenheit vergangenen Glanzes gedenkt. Um ihn stehen die Kurien der Domherrn. Nur zwei erregen die Aufmerksamkeit, die Kuria Ägidii (1200, S. 28, Abbildung S. 73, Hausnummer 8) und die Kuria Episkopalis (1581, S. 111, Hausnummer 1). Hier ist der umfriedete Bezirk, den die Ekkehardssöhne dem hl. Petrus und Paulus schenkten und in dem der Sitz des Zeitzer Bistums im Jahre 1028 eine neue, gesicherte Heimat fand (S. 22). Ekkehards II. Steinbild steht auf dem rauschenden Brunnen (1858), und hinter ihm neben der Kapelle der hl. drei Könige und Sct. Nikolai hebt sich in unentweihter Glorie der Dom.

Schon bald nach der Verlegung des Bistums erstand hier eine Kirche (S. 26); sie räumte in der Mitte des zwölften Jahrhunderts einem Neubau den Platz, von dem noch das Mittelstück der Krypta unter dem Ostchor stammt. Auch diese neue Form des Gotteshauses genügte dem geläuterten Kunstgeschmack einer anspruchsvolleren Generation nicht lange. In der Reifezeit des romanischen Stiles begann eine durchgreifende Umgestaltung; gotische Einflüsse wirkten dabei schon auf den Bauplan des Architekten bestimmend ein und riefen so dies feine und vornehme Gebilde zum Leben, das als großartiges Beispiel einen glücklichen und natürlichen Übergang vom romanischen zum gotischen Stil darstellt. Unwillkürlich vergleicht der Betrachter den Naumburger Dom mit dem Bamberger, und die Beziehungen der beiden Bauwerke zu einander sind keine zufälligen sondern geschichtliche; die Ausgestaltung jener fränkischen Kathedrale ist in der That vorbildlich für die Werkmeister unserer thüringischen Bischofsstadt gewesen. Der Bischof Engelhard (1207—1242) gilt uns als Schöpfer unseres Doms. In dem reichgeschmückten Hauptportal, das eigenartig in den südöstlichen Kreuzarm verlegt ist, charakterisiert sich bereits die Wandlung zur Gotik. Hier treten wir in den Innenraum, einen dreischiffigen, spitzbogig gewölbten Pfeilerbau, der mit seinen romanischen Rundbogenfenstern aus der alten flachgedeckten Basilika erwachsen ist. Die doppelchörige Halle wird durch die beiden Lettner in der Länge dreifach gegliedert. Von der Emporbühne, die auf den drei Rundbogenwölbungen des Ostlettners

ruht, fliegt der Blick am freisten durch den weiten Kirchenraum dahin. Der Ostchor mit seinem Lettner ist noch spätromanisch, nur der Polygonabschluß, der erst im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts hinzugefügt wurde, zeigt gotische Formen. Der mannigfache Bildschmuck der alten Altartafeln weist auf Dürers und Kranachs Schule hin. Zwischen den Stufen, die hier zum Hochaltar leiten, liegt eine Grabfigur im Bischofsornat, aus Sandstein gemeißelt und bemalt (S. 28); das ist der Erbauer, der Bischof Engelhard. Er erlebte weder die Weihe seiner Schöpfung (1242) noch deren Vollendung.

Den Westchor schuf sein Nachfolger Dietrich II. aus wettinischem Fürstengeschlecht. In frühgotischem Geschmack ausgeführt, streift dieser Teil der Kathedrale die Reste des romanischen Übergangsstiles schon ganz entschieden ab. Wir stehen vor dem Lettner: Diese Gruppe am Portal — der kraftvolle Körper des toten Erlösers am Kreuz, zur Linken die Gottesmutter, gefaßt in stillem Gram, und zur Rechten der Lieblingsjünger Johannes, verzweifelnd in maßlosem Schmerz — und dazu oben an der Brüstung die Reliefs, die so ergreifend die Passionsgeschichte erzählen — wie volkstümlich und frisch packt das alles und wirkt mit schlichter Wahrheit! Und nun treten wir ein in den stillen feierlichen Raum, den ein wunderbarer Einklang der Bildnerei, der Architektur und der Malerei zu einem Allerheiligsten weiht im Tempel der Kunst. Da schauen, um den Altar gereiht, von ihren hohen Postamenten die zwölf Gestalten der Gründer und Wohlthäter, jene Bildwerke, in denen die Kunstgeschichte das herrlichste Werk der sächsischen Schule und die vollendetste Leistung mittelalterlicher Skulptur erkennt. Markgraf Ekkehards Söhne, Hermann und Ekkehard II., mit Relegindis und Uta, ihren Frauen, und die anderen Vertreter des erlauchten Wettinerstamms, in unbewußter Kraft stehen sie da mit der vornehmen Ruhe des Adels und doch vom Pulsschlag frischen Lebens und gesunder Natürlichkeit erwärmt. Die Färbung, die einst den Steinbildern die Kraft des Eindrucks erhöhte, ist verblaßt und verflogen; nur der Sonnenstrahl, der durch die bunten Fenster scheint, legt auf ihre Gesichtszüge den flüchtigen Schein der Wangenröte.

Vier Türme, 52 Meter hoch, überragen den Dom. Ihre Hauptbestandteile weisen in das vierzehnte Jahrhundert. Die westlichen aber

hat erst der Kunstsinn unserer Tage zur Vollendung geführt (1885, 1895); nun schauen sie als Wahrzeichen der berühmten Bischofsstadt weit hinaus ins blühende Land. (Abbildung S. 23, 25, 27, 29, 35.)

Der Steinweg, der durch seinen Namen andeutet, daß er früh vor allen anderen Gassen den Vorzug eines Steinpflasters genoß, leitet zur Lindenstraße. Hier war die Grenze der Domfreiheit; und wandert die Erinnerung zurück zur Vorzeit, so stehen wir nun am Stadtgraben, der die Ratsstadt von der Domstadt trennt; eine Brücke führt hinüber, und drüben öffnet das gewölbte Herrenthor den Zugang zum alten Naumburg, das in der Abgeschlossenheit seiner turmbewehrten Mauern mit den malerischen Reizen eines mittelalterlichen Stadtbildes aufsteigt. Aber der Graben ist zugeschüttet, und in der Richtung der Befestigungslinie zieht heute die Promenade. Während noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die deutsche Dichtkunst an dem Zauber der Romantik sich berauschte, sagten sich die Bürger, nüchtern und allzu verständig, von den Resten des Mittelalters los, die ihr modernes Dasein verdüsterten und beengten. Da brachen sie die hohen Mauern, die festen Türme, die trotzigen Thore (S. 68). Wer auf bequemem Wege die Innenstadt umschreitet, sieht noch die zerrissenen Trümmer der alten, wehrhaften Herrlichkeit; Gartengrün sproßt aus den zerfallenden Zwingern, und um die Basteien erblüht der Flieder. Allein das schöne Marienthor im Nordosten, 1456 erbaut (S. 68, Abbildung S. 69 u. 71), ist fast unberührt erhalten, und, wie es dasteht, ein echtes Stück deutschen Altertums, läßt es uns die anderen verlorenen Zeugen vergangener Macht und Pracht doppelt schmerzlich vermissen. Durch dies Thor und durch die Mariengasse (Marienkirche S. 33, Abbildung S. 64), deren Häuser unter neuem Firnis noch getreu die Falten des Alters zeigen, gehen wir zum Markt. Auch hier ist das Kolorit des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz übertüncht.

An der Westseite ist das Rathaus nach dem großen Brande vom Jahre 1517 erbaut (S. 73, Abbildung S. 75) mit seinen spätgotischen Erkern und seinem Renaissanceportal; eine Inschrift oben am Gesims weist auf eine Renovation des Jahres 1611 hin. Für den Schmuck des Innern hat Lukas Kranach 1532 die Bildnisse Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen gemalt (S. 74). Das Eckhaus gegenüber im Osten

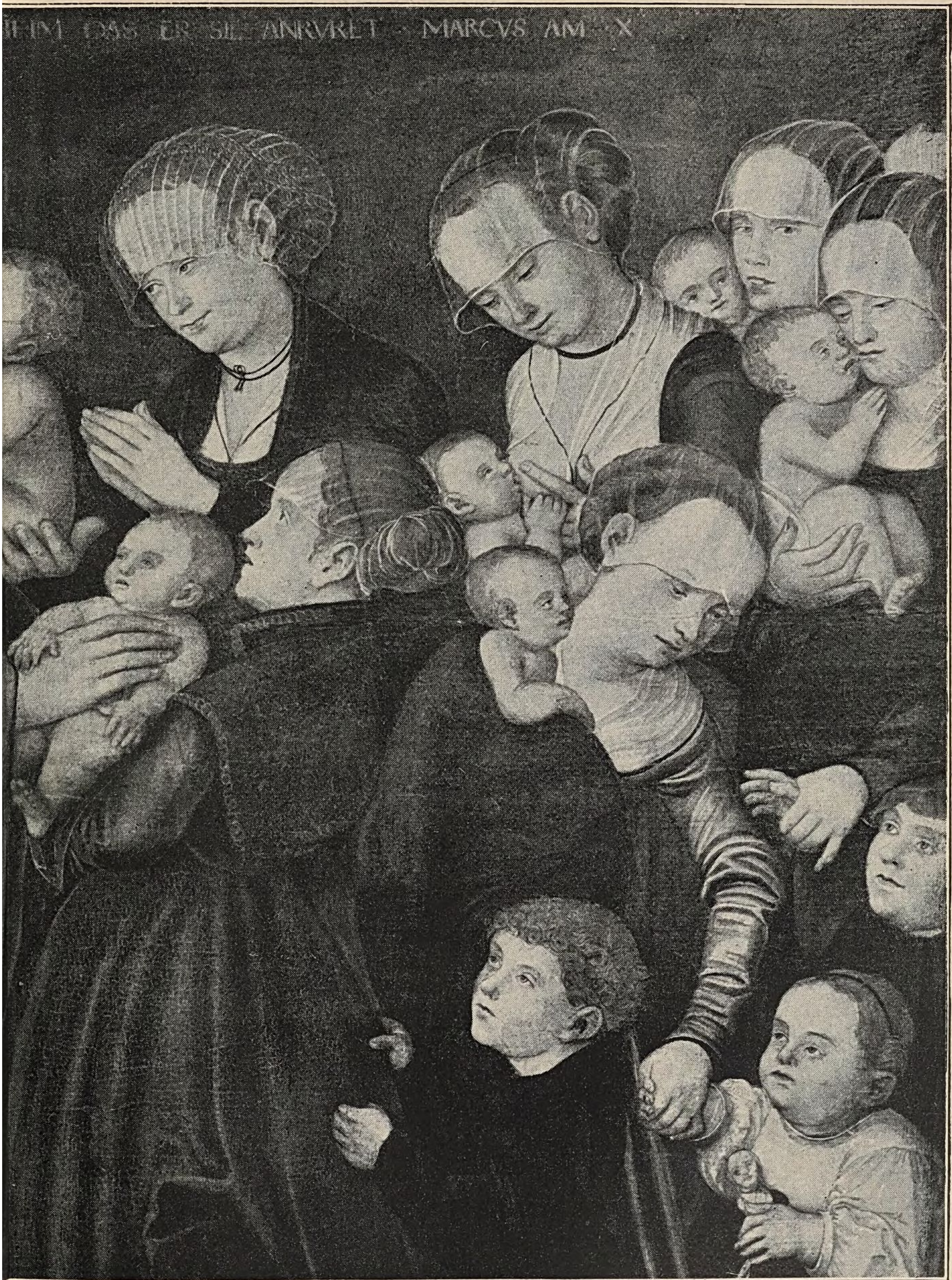
mit der übermächtigen Erkerbildung trägt über dem Eingang den Reichsadler: der Sieger von Mühlberg Karl V. ist hier 1547 zu Gaste gewesen (S. 105). Daneben war einst das Dörfer'sche Haus (Nummer 9, S. 95), das seine Pforte so freundlich den Männern der Reformation öffnete und Luther und Melanchthon beherbergte. An der Nordseite des Marktes (Nummer 14, S. 143) fand vor der Roßbacher Schlacht der große Friedrich sein Quartier und verzehrte dort im Schaller'schen Wohnhaus mit Behagen Naumburger Pfirsiche und Weintrauben. An der Südostecke, wo brüderlich die zwei hohen Renaissancegiebel ragen, weilte vor der Niederlage bei Jena und Auerstedt Friedrich Wilhelm III. mit der Königin Luise (S. 159), und bald stieg Napoleon I. dort von seinem Rößlein (S. 161); es ist das alte Residenzgebäude, das, 1652 erbaut, einst der Sitz der Sachsen-Zeitzer Sonderregierung war (S. 136, Abbildung S. 179). Das Schlößchen an der Südseite, ein Privathaus (1570, S. 72, Abbildung S. 38), zeigt an seinem zierlichen Polygonanbau die Jahreszahl 1543 und das Bischofswappen Amsdorfs. Diese vier Seiten des Marktes — welche Fülle von geschichtlichen Ereignissen schließen sie ein, und welch' bunte Reihenfolge erlauchter Gestalten sahen sie über den Platz dahinschreiten, Bischöfe und Kurfürsten, Könige und Kaiser! Inmitten der reichbewegten Scenerie ihres Jahrhunderts heben sich von diesem Hintergrunde Karl V., Gustav Adolf, Friedrich II., Friedrich Wilhelm III., Napoleon.

Über die Dächer der Südseite blickt das städtische Gotteshaus von Sct. Wenzel. Massig und imposant durch seine gewaltigen Dimensionen strebt es auf, absonderlich und fast grob im Umriß, mit dem Anschein des Unorganischen; doch ist es reich an schönen, künstlerischen Einzelheiten. Den alten Kirchenbau (1228, S. 32 u. 72, Abbildung S. 38) haben Feuersbrünste wieder und wieder zerstört, bis nach dem Jahr 1517 die jetzige Gestalt erwuchs. Das Innere der mächtigen Halle wurde von 1892 bis 1894 restauriert. Gern führt man einen Ausspruch Luthers an, der den weiten Raum eine Predigtmörderin genannt haben soll; der große Reformator hat aber nachweislich nie die Kirche betreten. An den Pfeilern hängen Bilder von Matthias Grünewald und Bartholomäus Spranger, deren Namen in der Geschichte der Malerei einen guten Klang haben; aber inniger als diese wirkt Lukas Kranachs Tafel



Gemälde von Lukas Kranach in der St. Wenzelskirch

Nach der Aufnahme von



ie zu Naumburg a. S.: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!"

(. König in Naumburg a. S.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen!" (siehe die Bildtafel). Der metallene Taufkessel auf dem Altarplatze trägt die Jahreszahl 1441. Unter den Denksteinen ruft der eine die Erinnerung an den unverzagten Pagen Gustav Adolfs wach (S. 124), und im hohen Chorfenster der Südseite erzählt ein neues Glasgemälde die Kirschfestsage. Die eigentümliche Feier leitet sich von dem Brauch eines alten Schulfestes, von dem Virgatumgehen, her, mit dem sich in späterer Zeit das Andenken eines kriegerischen Ereignisses aus dem sächsischen Bruderzwist oder wohl auch aus dem dreißigjährigen Kriege zu der eigentümlichen Sagenbildung verwob.

Bevor der Wanderer die Stadt verläßt, steigt er zum Bürgergarten hinan. Wählt er den Weg durch die Jakobsstraße, so sieht er zur Linken an den modernisierten Häusern noch die Zeichen des sechzehnten Jahrhunderts. In dem stattlichen Gebäude (Nr. 26), das 1580 Lamprecht von Altensee erbaute und mit seinem Wappen schmückte, war lange Zeit die Post. Hier hat 1813 Napoleon I. und dreißig Jahre später König Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin gewohnt, als er die Huldigung der Stadt empfing.

Oben auf dem Bürgergarten rauschen heute schattende Wipfel über gepflegten Parkwegen, wo einst auf ängstlich gemiedener, unfruchtbarer Scholle, von Raben umkrächzt, das unheimliche Galgengerüst sich streckte (S. 1212). Und da unten liegt das alte Naumburg. Aus geschwärztem Dächergerage der Altstadt reckt sich beherrschend Sct. Wenzel auf, und drüben sonnen sich die hellen Türme der anmutigen Kathedrale. Daneben ruht die alte Ekkehardinerburg, und weiter im Südwesten hebt sich das schlanke Spitzenpaar von Sct. Moritz. Junge Straßen mit lustig umgrünten Gärten haben den engen Mauerring gesprengt und dehnen vom alten Rumpf ihre Glieder weithin nach allen Seiten aus, greifen frisch nach Licht und Luft. Und das nimmermüde Auge dringt hinüber zum Unstrutthal, wo als Markstein die Warte des Freyburger Schlosses ragt, und fliegt zu all' den fröhlichen Rebgeländen, an deren Fuß die Saale dahinzieht an der Feste Schönburg und am Kloster Goseck vorbei immer weiter hinaus in den blauen Duft der Ferne.

Anhang.

Reihenfolge der Bischöfe des Stifts Naumburg.

(Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen die gewöhnliche, aber falsche Datierung.)

1.	Hugo I.		968— 979
2.	Friedrich		979— 990 (991)
3.	Hugo II.		991—1002
4.	Hildeward		1002—1032
5.	Cadalus		1032—1045
6.	Eberhard		1045—1078
7.	Günther		1079—1089
8.	Walram		1089—1111
9.	Dietrich I.		1111—1123
10.	Richwin		1124—1125
11.	Udo I.		1125—1148
12.	Wichmann		1150—1154
13.	Berthold I.		1154—1161
14.	Udo II.		1161—1186
15.	Berthold II.		1186—1206
16.	Engelhard		1207—1242
17.	Dietrich II.		1244—1272
18.	Meinher	(1272)	1273—1280
19.	Ludolf	(1281)	1280—1285

20.	Bruno		1285—1304	
21.	Ulrich I.		1304—1316	
22.	Heinrich I.	(1317)	1316—1334	
23.	Wittich o I.		1335–1348	
24.	Johann I.		1348—1352	
25.	Rudolf		1352—1360	
26.	Gerhard I.		1360—1373	(1371)
27.	Wittich o II.	(1372)	1373–1381	
28.	Christian	(1382)	1381—1394	
29.	Ulrich II.		1394—1409	
30.	Gerhard II.		1409—1422	
31.	Johann II.		1422–1434	
32.	Peter		1434—1463	
33.	Georg		1463—1463	
34.	Dietrich III.	(1463)	1464—1466	
35.	Heinrich II.		1466—1480	
36.	Dietrich IV.		1481—1491	(1492)
37.	Johann III.	(1492)	1491 1517	
38.	Philipp		1517–1541	
39.	Julius		1541—1564	
	Unterbrochen durch den protest. Bischof Nikolaus		1542—1546.	

Reihenfolge der kursächsischen postulierten Administratoren des Stifts Naumburg.

1.	Herzog Alexander	1564—1565
2.	Kurfürst August	1565—1586
3.	„ Christian I.	1586—1591
4.	Herzog August	1592—1615
5.	Kurfürst Joh. Georg I.	1616—1622
6.	Herzog Moritz	1622—1681
7.	„ Moritz Wilhelm	1682—1717

	Unterlassene Postulation	1717—1726
8.	Kurfürst Friedr. August I. (König August II.)	1726—1733
9.	„ Friedr. August II. (König August III.)	1733—1763
10.	„ Friedr. Christian	1763—1763
11.	„ Friedr. August III. (König Friedr. August I.)	1763—1815

In Vorbereitung befinden sich folgende Bände — die Numerierung ist eine willkürliche —:

I. Heimats-(Landschafts-)Kunden.

Band 1. **Preußisch Littauen** (mit dem Memeldelta, der Kurischen Nehrung und der Rominter Heide),

„ 2. **Das Pregelthal, Samland** und **Masuren:**
— Bearbeiter: Herr Oberlehrer Dr. Albert Zweck in Memel. —

„ 3. **Ermeland** und das sogenannte **Oberland,** — 4. **Kulmerland** und **Pomesanien,**

„ 5. **Pommerellen** (Westpreußen links der Weichsel):
— Bearbeiter: Herr Oberlehrer Dr. A. Bludau in Pr. Friedland. —

„ 6. **Die Mark Brandenburg:**
— Bearbeiter: Herr Dr. H. Panckow in Berlin. —

„ 7. **Ober-** und **Niederlausitz,** der **Fläming:**
— Bearbeiter: Herr Dr. Max Eckert in Leipzig. —

„ 8. **Thüringen;** Bearbeiter: Herr Dr. Kurt Hassert in Leipzig;

„ 9. **Schleswig-Holstein:**
— Bearbeiter: Herr Dr. Eugen Träger in Nürnberg.

„ 10. **Das niedersächsische Flachland** zwischen Elbe u. Weser:
— Bearbeiter: Herr Dr. W. Varges in Ruhrort. —

„ 11. Die Landschaft zwischen **Lahn** und **Sieg** (der **Westerwald**):
— Bearbeiter: Herr Oberlehrer Dr. Gotthardt in Weilburg. —

„ 12. **Das Eifel-** und **Moselland:**
— Bearbeiter: Herr Direktor Dr. Dronke in Trier. —

„ 13. **Die Odenwald-Landschaft** (das Gebiet zwischen dem Main, Rhein und Neckar):
Herausgeber: Herr G. Volk in Offenbach a. M., unter Mitarbeit der Herren Prof. Dr. Chelius, Dr. Otto, Dr. Anthes u. v. a.

„ 14. **Elsaß** und 15. **Lothringen:**
— Bearbeiter: Herr Oberlehrer Dr. E. Rudolph in Straßburg i. E. —

„ 16. **Bayrisch Schwaben:**
— Bearbeiter: Herr Hauptlehrer Dr. Hübler in Nördlingen. —

II. Städtegeschichten.

Band 1. **Aachen:** Verfasser: Herr Professor Dr. Greve in Aachen;

„ 2. **Königsberg i. Pr.:**
— Verfasser: Herr Professor Dr. Armstedt in Königsberg i. Pr. —

„ 3. **Straßburg i. E.:**
— Verfasser: Herr Oberlehrer Dr. Joh. Fritz in Straßburg i. E. —

„ 4. **Trier:** Verfasser: Herr Archivar Dr Keuffer in Trier.

Jeder der Bände wird in sich vollständig abgeschlossen und einzeln käuflich sein.

Die Verlagshandlung

Hobbing & Büchle in Stuttgart.